
Sharpes
GEFECHT
BERNARD
CORNWELL

Bernard Cornwell

SHARPES GEFECHT

Richard Sharpe und die Schlacht von Fuentes de Oñoro, Mai 1811

Aus dem Englischen von
Rainer Schumacher

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Titel der englischen Originalausgabe

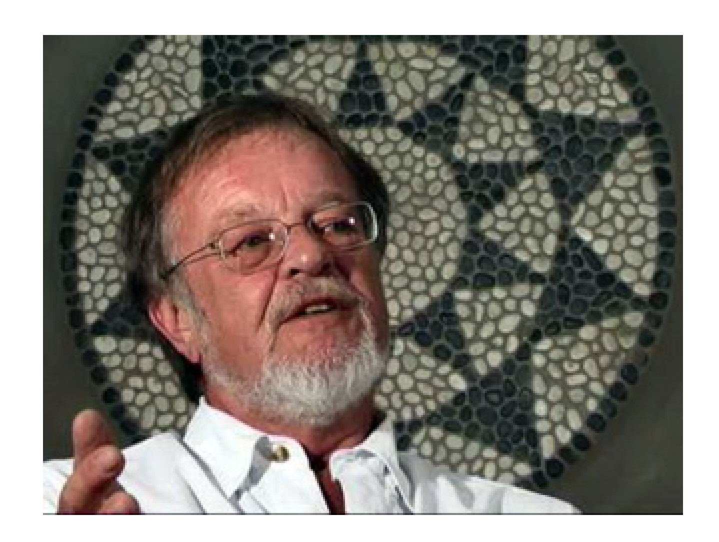
»Sharpe's Battle«

Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
Datenkonvertierung E-Book: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-4602-9

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

Sharpes Schlacht ist
Sean Bean gewidmet

Teil I

KAPITEL EINS

Sharpe fluchte und drehte die Karte frustriert um. »Das Ding ist völlig unbrauchbar«, knurrte er.

»Wir könnten immer noch Feuer damit machen«, schlug Sergeant Harper vor. »Guter Zunder ist in diesen Hügeln selten.«

»Für was anderes ist die auch nicht zu gebrauchen«, sagte Sharpe. Die von Hand gezeichnete Landkarte zeigte verstreute Dörfer. Dünne Linien stellten Straßen, Bäche oder Flüsse dar, und ein paar vage Wellen sollten wohl Hügel sein, doch alles, was Sharpe sah, waren Berge. Keine Straßen und keine Dörfer, sondern nur graue, kahle, von Felsen übersäte Berge, deren Gipfel im Nebel lagen, und schmale Täler, durch die vom Regen angeschwollene Bäche rauschten. Sharpe hatte seine Kompanie ins Hochland an der Grenze von Spanien und Portugal geführt, und dort hatten sie sich dann verirrt. Doch seine Kompanie, vierzig Soldaten mit Tornistern, Provianttaschen, Munitionskisten und Waffen, schien das nicht zu kümmern. Sie waren einfach nur dankbar für die Rast, und so saßen oder lagen sie neben dem Weg im Gras. Ein paar zündeten sich Pfeifen an, und andere schliefen, während Captain Richard Sharpe die Karte auf den Kopf drehte und dann vor Wut zu einem Ball zerknüllte. »Verdammt, wir haben uns verirrt«, verkündete er das Offensichtliche und korrigierte sich dann ehrlich: »*Ich* habe mich verirrt.«

»Mein Großvater hat sich auch mal verirrt«, erzählte Harper hilfsbereit. »Er hatte sich einen jungen Stier von einem Kerl in Cloghanelly gekauft und wollte eine Abkürzung über die Derryveagh Mountains nehmen. Dann kam Nebel auf, und mein Großvater konnte rechts von links

nicht mehr voneinander unterscheiden. Er hatte sich verirrt wie ein Lamm, ja, das hatte er, und dann ist auch noch der Stier in den Nebel gerannt und im Barra Valley über eine Klippe gesprungen. Mein Großvater hat immer erzählt, dass man das arme Tier auf dem ganzen Weg nach unten brüllen hören konnte, und dann hat es einen Schlag gegeben, als hätte man einen Dudelsack vom Kirchturm geworfen, nur lauter, denn mein Großvater schätzte, dass der Knall noch in Ballybofey zu hören war. Später haben wir immer darüber gelacht, doch damals nicht. Gott, nein, damals war das eine Tragödie. Wir konnten es uns nämlich nicht leisten, einen guten Jungstier zu verlieren, und …«

»Und Jesus weinte«, unterbrach Sharpe ihn. »Ich kann mir auch etwas nicht leisten, nämlich einen verdammten Sergeant zu verlieren, der nichts Besseres zu tun hat, als über einen verdammten Stier zu plappern!«

»Das Tier war sehr wertvoll!«, protestierte Harper. »Außerdem haben wir uns doch verirrt, Sir, und nichts Besseres zu tun.«

Lieutenant Price, der auf dem Marsch die Nachhut kommandiert hatte, gesellte sich nun zu seinem befehlshabenden Offizier. »Haben wir uns verirrt, Sir?«

»Nein, Harry, wir sind nur hier, weil mir die Gegend so gut gefällt – wo auch immer ›hier‹ sein mag.« Grimmig ließ Sharpe seinen Blick über das feuchte, öde Tal wandern. Für gewöhnlich war er sehr stolz auf seinen Orientierungssinn und seine Fähigkeit, sich in fremden Gegenden zurechtzufinden, doch jetzt hatte er sich völlig verirrt, und da die Wolken auch noch die Sonne verbargen, wusste er noch nicht einmal, wo Norden lag. »Wir brauchen einen Kompass«, sagte er.

»Oder eine Karte«, schlug Lieutenant Price fröhlich vor.

»Wir haben eine verdammte Karte. Hier.« Sharpe drückte seinem Lieutenant den Papierball in die Hand. »Major Hogan hat die für mich gezeichnet, und ich kann nichts damit anfangen, absolut *gar nichts*.«

»Ich war nie gut im Kartenlesen«, gestand Price. »Einmal habe ich mich verirrt, als ich ein paar Rekruten von Chelmsford in die Kaserne führen sollte, und das war eine gerade Straße. Damals hatte ich auch eine Karte. Offenbar habe ich ein Talent, mich zu verirren.«

»Mein Großvater war genauso«, erklärte Harper stolz. »Er war kaum durch die Tür, da hat er sich schon verlaufen. Ich habe unserem Captain hier gerade erzählt, wie er mal einen Jungstier nach Slieve Snaght geführt hat. Das Wetter war ziemlich übel, wissen Sie, und er hat eine Abkürzung genommen …«

»Halt einfach den Mund«, knurrte Sharpe.

»An dem zerstörten Dorf sind wir falsch abgebogen«, sagte Price, legte die Stirn in Falten und schaute sich die zerknüllte Karte an. »Ich glaube, wir hätten auf der anderen Seite des kleinen Flusses bleiben sollen, Sir.« Price zeigte es Sharpe auf der Karte. »Das heißt, wenn das denn das Dorf hier ist. Das ist wirklich schwer zu sagen. Aber in jedem Fall bin ich sicher, dass wir den kleinen Fluss nicht hätten überqueren dürfen, Sir.«

Sharpe nahm an, dass der Lieutenant recht hatte, aber er wollte das nicht zugeben. Sie hatten den kleinen Fluss vor zwei Stunden überquert, und Gott allein wusste, wo sie jetzt waren. Sharpe wusste noch nicht einmal, ob sie sich noch in Portugal oder schon in Spanien befanden, und die Landschaft und das Wetter sahen auch noch mehr nach Schottland als nach der iberischen Halbinsel aus. Eigentlich sollte Sharpe nach Vilar Formoso marschieren, wo seine Kompanie, die Leichte Kompanie des South Essex Regiments, dem Bürgermeister als Leibgarde dienen sollte, eine Aussicht, die Sharpe nicht gerade fröhlich stimmte. Garnisonsdienst war nur wenig besser, als Militärpolizei zu spielen, und Militärpolizisten waren die niedrigste Lebensform in der Armee. Doch dem South Essex Regiment mangelte es an Männern, also hatte man es von der Front abgezogen und ihm administrative Aufgaben zugeteilt. Der

größte Teil des Regiments eskortierte mit Nachschub beladene Ochsenkarren, die man mit Barken den Tajo hinauf aus Lissabon gebracht hatte, oder es bewachte französische Gefangene auf dem Weg zu den Schiffen, die sie nach England bringen sollten. Doch die Leichte Kompanie hatte sich verirrt, und das nur, weil Sharpe geglaubt hatte, Kanonendonner in der Ferne zu hören. Er war sofort in Richtung des Geräuschs marschiert, aber nur um festzustellen, dass er sich geirrt hatte. Der Gefechtslärm – wenn es denn wirklich Gefechtslärm und nicht einfach nur Donner gewesen war – war verhallt, und jetzt wusste Sharpe nicht mehr, wo er war.

»Sind Sie sicher, dass das hier das zerstörte Dorf ist?«, fragte er Price und deutete auf den Punkt auf der Karte, den sein Lieutenant ihm gezeigt hatte.

»Beschwören würde ich das nicht, Sir. Wie gesagt, ich kann keine Karten lesen. Es könnte jede der Kritzeleien hier sein – oder gar keine.«

»Warum, zum Teufel, zeigen Sie mir das dann?«

»In der Hoffnung, Sie zu inspirieren, Sir«, antwortete Price in beleidigtem Ton. »Ich habe nur versucht zu helfen, Sir. Ich wollte Ihnen Hoffnung machen.« Er schaute wieder auf die Karte. »Vielleicht ist die Karte ja einfach nicht gut«, sagte er.

»Wir könnten sie immer noch als Zunder nehmen«, wiederholte Harper seinen Vorschlag.

»Eines ist jedenfalls sicher«, sagte Sharpe, als er Price die Karte wieder abnahm, »wir haben die Wasserscheide noch nicht überquert, und das wiederum heißt, dass diese Bäche und Flüsse nach Westen fließen müssen.« Er hielt kurz inne. »Es sei denn natürlich, die ganze verdammte Welt steht auf dem Kopf, was vermutlich auch stimmt, aber solange auch nur die kleinste Chance besteht, dass dem verdammt noch mal nicht so ist, werden wir den Wasserläufen folgen. Hier …« Er warf Harper die Karte zu. »Zunder.«

»Das hat mein Großvater auch getan«, sagte Harper und steckte die zerknüllte Karte in seine ausgeblichene und

ausgefranste grüne Jacke. »Er ist dem Wasser gefolgt …«

»Halt den Mund«, befahl Sharpe ihm wieder, doch er klang nicht mehr wütend. Stattdessen senkte er die Stimme, und gleichzeitig bedeutete er seinen Kameraden mit der linken Hand, sich hinzuhocken. »Da ist ein verdammter Froschfresser«, sagte er, »oder etwas Ähnliches. Ich habe so eine Uniform noch nie gesehen.«

»Verdammt«, sagte Price und duckte sich auf dem Pfad.

Denn knapp zweihundert Yards entfernt war ein Reiter aufgetaucht. Der Mann hatte die britischen Infanteristen noch nicht gesehen, und er schien auch nicht nach Feinden Ausschau zu halten. Im Schritt ritt er aus einem Seitental. Dann zügelte er sein Pferd, schwang sich müde aus dem Sattel, schlang die Zügel um seinen Arm, öffnete seine Hose und pisste neben den Weg. Von seiner Pfeife stieg Rauch in die feuchte Luft auf.

Harpers Gewehr klickte, als er den Hahn spannte. Sharpes Männer, sogar die, die bis jetzt geschlafen hatten, waren nun allesamt hellwach und lagen regungslos im Gras. Selbst wenn sich der Reiter umdrehte, würde er sie nicht entdecken. Sharpes Einheit bestand aus erfahrenen Plänklern. Seit zwei Jahren kämpften sie nun schon in Portugal und Spanien und nahmen es mit jedem auf.

»Erkennen Sie die Uniform?«, flüsterte Sharpe zu Price.

»Die habe ich noch nie gesehen, Sir.«

»Pat?«, wandte Sharpe sich an Harper.

»Der sieht wie ein verdammter Russe aus«, antwortete Harper. Er hatte zwar noch nie einen russischen Soldaten gesehen, aber aus irgendeinem Grund hatte er sich diese Kreaturen immer grau vorgestellt, und der geheimnisvolle Reiter war ganz in Grau gekleidet. Er trug eine kurze Dragonerjacke, eine graue Hose und hatte einen grauen Rosshaarschweif auf dem stahlgrauen Helm. Oder vielleicht, dachte Sharpe, war das auch nur ein grauer Stoffüberzug, damit das Metall des Helms nicht in der Sonne funkelte.

»Ein Spanier?«, überlegte Sharpe laut.

»Die Dons mögen es bunt, Sir«, sagte Harper. »Die sterben nicht gern in tristem Stoff.«

»Vielleicht ist das ja ein Guerillero«, schlug Sharpe vor.

»Er trägt eine Froschhose«, sagte Price, »und Froschwaffen.« Der pissende Reiter war in der Tat bewaffnet wie ein französischer Dragoner. Er trug einen geraden Säbel und hatte einen kurzen Karabiner im Sattelholster sowie Pistolen im Gürtel. Und er trug die *Saroual* genannte weite Hose, die bei den französischen Dragonern so beliebt war, doch Sharpe hatte noch nie einen französischen Dragoner in grauer Jacke gesehen. Die trugen immer Grün, allerdings nicht das dunkle Grün der britischen Riflemen, sondern ein helleres, leuchtendes.

»Vielleicht ist den Bastarden ja die grüne Farbe ausgegangen«, sagte Harper. Dann verstummte er, als der Reiter seine weite Hose zuknöpfte und sich wieder in den Sattel schwang. Der Mann ließ seinen Blick über das Tal schweifen, doch er sah offenbar nichts, was ihm Sorgen bereiten würde. Also wendete er sein Pferd und ritt wieder in das kleine Tal zurück. »Das war ein Kundschafter«, sagte Harper leise. »Er sollte nachsehen, ob jemand hier ist.«

»Dann hat er verdammt schlechte Arbeit gemacht«, bemerkte Sharpe.

»Wie auch immer«, sagte Price, »es ist gut, dass wir in die andere Richtung gehen.«

»Nein, das tun wir nicht, Harry«, widersprach Sharpe ihm. »Wir werden nachsehen, was das für Bastarde sind und was sie vorhaben.« Er deutete den Hang hinauf. »Sie zuerst, Harry. Nehmen Sie Ihre Männer, marschieren Sie halb rauf und warten Sie dann.«

Lieutenant Price führte die Rotröcke von Sharpes Kompanie den steilen Hang hinauf. Die eine Hälfte der Kompanie trug die roten Jacken der britischen Linieninfanterie und die andere wie Sharpe auch die grünen Jacken der Rifle-Regimenter. Es war einer dieser typischen Zufälle des Krieges gewesen, der Sharpe mit seinen Riflemen zu einem

Rotrock-Bataillon geführt hatte, und die Bürokratie hatte anschließend dafür gesorgt, dass sie auch dort geblieben waren, und jetzt konnte man die Riflemen von den Rotröcken kaum noch unterscheiden, so schäbig waren ihre Uniformen. Aus der Ferne betrachtet wirkten ihre Uniformen weder rot noch grün, sondern einfach nur braun, vor allem aufgrund des billigen portugiesischen Tuchs, mit dem sie ihre Sachen flicken mussten.

»Glauben Sie, dass wir die Front überquert haben?«, fragte Harper Sharpe.

»Keine Ahnung«, knurrte Sharpe gereizt. Er ärgerte sich noch immer über sich selbst. »Nicht dass jemand wüsste, wo genau die Front verläuft«, sagte er zu seiner Verteidigung, und teilweise hatte er auch recht damit. Die Franzosen zogen sich aus Portugal zurück. Den ganzen Winter des Jahres 1810 über hatte der Feind die Front bei Torres Vedras gehalten, einen halben Tagesmarsch von Lissabon entfernt, und lieber gehungert und gefroren, als sich zu seinen Nachschubdepots in Spanien zurückzuziehen. Denn Maréchal Masséna hatte gewusst, dass er mit einem Rückzug Portugal den Briten überlassen hätte, wohingegen ein Angriff auf die befestigten Stellungen bei Torres Vedras Selbstmord gewesen wäre, und so war er einfach geblieben, wo er war. Die Franzosen waren weder vorgerückt noch hatten sie sich zurückgezogen. Sie hatten schlicht den Winter durch gehungert und die riesigen Erdwälle angestarrt, die die Briten und Portugiesen an den Hängen der schmalen Halbinsel nördlich von Lissabon aufgeschüttet hatten. Die Täler zwischen den Hügeln waren mit massiven Dämmen oder Stachelbarrikaden versperrt worden, während die Hügelkuppen und langen Hänge von Gräben durchzogen waren, darüber Schießscharten, aus denen Geschütze ragten. Und diese Befestigungen sowie der Winter, der Hunger und die erbarmungslosen Angriffe der Guerilleros hatten den Angriff der Franzosen auf Lissabon schlussendlich zurückgeschlagen, und im März hatten sie

dann mit dem Rückzug begonnen. Jetzt war April, und der Rückzug war in den Hügeln und Bergen an der spanischen Grenze zum Stillstand gekommen, denn Maréchal Masséna hatte beschlossen, sich hier zum Kampf zu stellen. Hier wollte er die Briten schlagen, und es war ein guter Ort dafür, denn seinen Rücken deckten die beiden mächtigen Festungen von Badajoz und Ciudad Rodrigo. Dank dieser beiden spanischen Zitadellen war die Grenze so gut wie unüberwindbar, doch Sharpes größte Sorge galt im Augenblick nicht dem harten Feldzug, der sie erwartete, sondern dem geheimnisvollen grauen Reiter.

Lieutenant Price war inzwischen bis auf halbe Höhe den Hügel hinaufmarschiert, und dort gingen seine Rotröcke nun in Deckung, während Sharpe seinen Riflemen winkte, vorzurücken. Der Hang war steil, doch die Grünröcke kletterten schnell, denn wie alle Infanteristen hatten sie eine gesunde Furcht vor Kavallerie, und je steiler ein Hang war, desto sicherer waren sie davor.

Sharpe stieg an den sich ausruhenden Rotröcken vorbei zu dem Kamm hinauf, der die beiden Täler voneinander trennte. Kurz bevor er dort ankam, winkte er seinen Grünröcken, sich ins kurze Gras zu ducken, während er selbst das letzte Stück auf dem Bauch weiterkroch. Schließlich konnte er in das kleinere Tal hinabsehen, in dem der graue Reiter verschwunden war.

Und zweihundert Fuß unter sich sah er Franzosen.

Die Männer trugen allesamt graue Uniformen, doch Sharpe wusste, dass es sich um Franzosen handelte, denn einer der Kavalleristen hatte einen *Guidon* dabei, ein kleines Fähnchen, das an einer Lanze befestigt in der Hitze der Schlacht als Sammelpunkt diente, und dieses spezielle, schäbige Fähnchen war im Rot-Weiß-Blau des Feindes gehalten.

Der Standartenträger saß auf seinem Pferd in der Mitte einer kleinen, verlassenen Siedlung, während seine abgesessenen Kameraden ein halbes Dutzend Steinhütten

durchsuchten. Die mit Reet gedeckten Gebäude dienten den Tieflandbauern vermutlich als Unterschlupf, wenn sie ihre Herden in den Sommermonaten auf die Hochweiden trieben.

Insgesamt war nur ein halbes Dutzend Reiter in der Siedlung, doch sie wurden von einer Hand voll französischer Infanteristen begleitet, die ebenfalls schlichte graue Mäntel trugen und nicht ihr übliches Blau. Sharpe zählte insgesamt achtzehn Mann zu Fuß.

Harper kroch neben Sharpe. »Jesus, Maria und Josef«, sagte er, als er die Infanterie sah. »Graue Uniformen?«

»Vielleicht hast du ja recht«, sagte Sharpe. »Vielleicht ist den Kerlen ja wirklich die Farbe ausgegangen.«

»Ich wünschte, ihnen würden auch die Kugeln ausgehen«, bemerkte Harper. »Und was tun wir jetzt?«

»Wir verpissen uns«, antwortete Sharpe. »Es ist sinnlos, mit aller Gewalt den Kampf zu suchen.«

»Amen, Sir.« Harper kroch wieder zurück. »Wir gehen doch sofort, oder?«

»Gib mir eine Minute«, sagte Sharpe und tastete auf seinem Rücken nach dem Fernrohr, das er immer in einer Tasche aus französischem Leder bei sich trug. Dann zog er die Hülle des Fernrohrs weit genug nach vorn, damit sich das Sonnenlicht nicht in der Linse spiegelte, und richtete es auf die winzigen Hütten.

Sharpe war alles Mögliche, aber mit Sicherheit nicht reich, doch das Fernrohr war ein exzellentes und teures Gerät von Matthew Berge in London. Das Okular war in Messing gefasst, und auf einer kleinen Plakette auf dem Wallnussrohr stand »In Dankbarkeit, AW. 23. September 1803«. AW stand dabei für Arthur Wellesley, den jetzigen Viscount Wellington, Lieutenant General und Oberkommandierender der britischen und portugiesischen Streitkräfte, die Maréchal Masséna bis zur spanischen Grenze verfolgt hatten. Doch am 23. September 1803 war der Ehrenwerte Sir Arthur Wellesley, damals noch Major General, in Indien zu nahe an die feindlichen Linien herangeritten. Ein Lanzenträger hatte

sein Pferd niedergestochen, und Sir Arthur war zwischen die Feinde gestürzt. Sharpe erinnerte sich noch gut an die schrillen Triumphschreie der Inder, als ihnen der Rotrockgeneral vor die Füße gefallen war, doch die Sekunden danach waren irgendwie verschwommen. Dabei waren es genau die paar Sekunden gewesen, die ihn vom einfachen Soldaten zum Offizier gemacht hatten.

Jetzt richtete Sharpe Wellingtons Geschenk auf die Franzosen und beobachtete, wie ein Kavallerist einen Stoffeimer voll Wasser vom Bach herauftrug. Ein, zwei Sekunden lang glaubte Sharpe, dass der Mann das Wasser zu den angebundenen Pferden bringen wollte, doch dann blieb er zwischen zwei Häusern stehen und schüttete das Wasser auf den Boden. »Das sind Furagiere«, sagte Sharpe, »und sie nutzen den Wassertrick.«

»Die hungrigen Bastarde«, knurrte Harper.

Die Franzosen waren eher vom Hunger als von Waffen aus Portugal vertrieben worden. Auf seinem Rückzug nach Torres Vedras hatte Wellington ein verwüstetes Land hinterlassen: leere Scheunen, vergiftete Brunnen und geplünderte Getreidespeicher. Doch die Franzosen hatten den Hunger fünf Monate lang ertragen und jeden aufgegebenen Weiler und jedes verlassene Dorf nach versteckten Nahrungsvorräten durchsucht. Ein Mittel dazu war es, Wasser auf den Boden zu gießen, denn dort, wo Vorratskrüge vergraben waren, sickerte das Wasser schneller ein als andernorts.

»In diesen Hügeln versteckt doch niemand Nahrungsmittel«, sagte Harper in verächtlichem Ton. »Glauben die etwa, irgendjemand hat Getreide hier raufgeschleppt, nur um es zu verbuddeln?«

Dann schrie eine Frau.

Ein paar Sekunden lang glaubten Sharpe und Harper, das Geräusch stamme von einem Tier. Der Schrei war durch die Entfernung gedämpft und verzerrt gewesen. Außerdem waren nirgends Zivilisten in der Siedlung zu sehen. Doch als

das schreckliche Geräusch von den Hügeln widerhallte, wurde den beiden Männern klar, was das bedeutete. »Diese Bastarde«, knurrte Harper.

Sharpe schob das Fernrohr wieder zusammen. »Sie ist in einer der Hütten«, sagte er. »Wie viele Männer sind wohl bei ihr? Zwei? Drei? Das heißt, dass da unten nicht mehr als dreißig von diesen Kerlen sind.«

»Und wir sind vierzig«, fügte Harper zweifelnd hinzu. Er hatte kein Problem mit der Zahl der Feinde, aber die Lage war nicht so eindeutig, als dass sie mit einem unblutigen Sieg hätten rechnen können.

Die Frau schrie erneut.

»Hol Lieutenant Price«, befahl Sharpe Harper. »Sag allen, sie sollen die Waffen laden, aber weg von der Kuppe bleiben.« Er drehte sich um. »Dan! Thompson! Cooper! Harris! Rauf hier!« Die Vier waren seine besten Schützen. »Haltet die Köpfe unten!«, warnte er die vier Männer. Dann wartete er, bis sie an der Kuppe waren. »In einer Minute werde ich den Rest der Rifles da runterführen. Ich will, dass ihr Vier hier oben bleibt und jeden Bastard abknallt, der uns Ärger machen könnte.«

»Die Bastarde ziehen schon wieder ab«, sagte Daniel Hagman. Hagman war der Älteste der Kompanie und der beste Schütze. Er war ein ehemaliger Wilderer aus Cheshire, den man vor die Wahl gestellt hatte, für ein paar gestohlene Fasane entweder zur Armee oder in die Kolonien zu gehen.

Sharpe drehte sich wieder um. Die Franzosen rückten ab, oder zumindest die meisten von ihnen, denn der Art nach zu urteilen, wie sich die Männer am Ende der Kolonne immer wieder umdrehten und zu den Hütten zurückriefen, hatten sie ein paar von ihren Kameraden in der Hütte zurückgelassen, in der die Frau geschrien hatte. Die zwölf Kavalleristen ritten voraus, und gemeinsam mit den Infanteristen marschierten sie den kleinen Bach entlang und in das größere Tal hinunter.

»Sie werden unvorsichtig«, bemerkte Thompson.

Sharpe nickte. Männer in der Siedlung zurückzulassen stellte ein Risiko dar, und es war nicht die Art der Franzosen, in diesem wilden Land Risiken einzugehen. In Spanien und Portugal wimmelte es nur so von Guerilleros, die den *Guerilla* kämpften, den »kleinen Krieg«, und dieser Krieg wurde weitaus erbitterter gekämpft und grausamer geführt als die eher formalen Schlachten zwischen den Briten und Franzosen.

Sharpe wusste das aus eigener Erfahrung, denn letztes Jahr hatte es ihn in den wilden Norden verschlagen. Dort hatte er mit Guerilleros nach spanischem Gold gesucht, und die Wildheit und Brutalität der Widerstandskämpfer hatte ihm immer wieder einen Schauder über den Rücken gejagt. Dennoch war eine von ihnen, Teresa Moreno, Sharpes Geliebte geworden. Inzwischen nannte sie sich La Aguja, die Nadel, und jeder Franzose, den sie mit ihrer langen, dünnen Klinge aufspießte, war Teil der endlosen Rache, die sie den Soldaten geschworen hatte, von denen sie vergewaltigt worden war.

Teresa war nun weit weg. Sie kämpfte in der Gegend um Badajoz, während in der Siedlung unter Sharpe eine andere Frau die Aufmerksamkeit der Franzosen erdulden musste, und wieder fragte sich Sharpe, warum diese grauuniformierten Soldaten es für sicher hielten, ihre Kameraden in dem verlassenen Dorf zurückzulassen, damit sie ihr Verbrechen vollenden konnten. Waren sie sich wirklich so sicher, dass keine Guerilleros in der Nähe waren?

Harper kam wieder zurück. Er atmete schwer, nachdem er Prices Rotröcke den Hang hinaufgeführt hatte. »Gott schütze Irland«, keuchte er und ließ sich neben Sharpe fallen, »aber diese Bastarde ziehen ja schon wieder ab.«

»Ich glaube, sie haben ein paar Mann zurückgelassen. Bist du bereit?«

»Klar.« Harper spannte wieder den Hahn.

»Tornister ab«, befahl Sharpe seinen Riflemen und schüttelte auch seinen eigenen von der Schulter. Dann

drehte er sich noch einmal zu Lieutenant Price um. »Warten Sie hier, Harry, und achten Sie auf meine Pfiffe. Zwei heißen, dass Sie von hier oben das Feuer eröffnen sollen, und drei, dass ich Sie unten im Dorf sehen will.« Er schaute zu Hagman. »Schieß erst, wenn sie uns sehen, Dan. Wenn es uns gelingt, ins Dorf zu gelangen, ohne gesehen zu werden, wird es nur umso leichter.« Er hob die Stimme, sodass die anderen Riflemen ihn ebenfalls hören konnten. »Wir werden so schnell wie möglich runterlaufen«, sagte er. »Alle bereit? Gewehre geladen und gespannt? Dann los! Jetzt!«

Die Riflemen sprangen über die Kuppe und folgten Sharpe kopfüber den steilen Hang hinunter. Sharpe schaute immer wieder nach links, wo sich die kleine französische Kolonne am Bach entlang entfernte, doch keiner der Franzosen drehte sich um, und das Trappeln der Hufe und die schweren Schritte der Infanteristen übertönten das Geräusch der Grünröcke, die den Hügel hinunterrannten. Erst als Sharpe nur noch wenige Yards von der ersten Hütte entfernt war, drehte sich ein Franzose um und schrie. Im selben Augenblick schoss Hagman, und der Knall der Baker Rifle hallte zuerst vom gegenüberliegenden Hang des kleinen Tals wider und dann von den Hängen des größeren. Und das Echo hallte weiter, wurde leiser und leiser, und schließlich ging es im Knallen der anderen Riflemen unter, die ebenfalls das Feuer eröffneten.

Sharpe sprang die letzten paar Yards hinunter. Bei der Landung fiel er hin, rappelte sich wieder auf und rannte an einem Misthaufen neben einer Hauswand vorbei. Ein Pferd war dort an einer Stahlstange festgebunden, die man neben einer der kleinen Hütten in den Boden gerammt hatte, und plötzlich erschien ein Franzose in der Tür. Der Mann trug ein Hemd und eine graue Jacke, doch von der Hüfte abwärts war er nackt. Als er Sharpe sah, hob er die Muskete, doch dann bemerkte er die Riflemen hinter Sharpe, und so ließ er die Waffe sofort fallen und hob die Hände.

Sharpe hatte seinen Säbel gezogen und rannte nun auf die Haustür zu. Dort angekommen, stieß er den sich ergebenden Mann beiseite und stürmte in die Hütte. Sie bestand nur aus einem Raum mit Holzbalken an der Decke, und es war dunkel, aber nicht so dunkel, als dass er das nackte Mädchen nicht hätte sehen können, das verängstigt in eine Ecke kroch. Sie hatte Blut an den Beinen. Ein zweiter Franzose, dessen Kavalleriehose auf den Knöcheln hing, versuchte, nach seinem Säbel zu greifen, doch Sharpe trat ihm zwischen die Beine. Er trat ihn so hart, dass der Mann schrie und dann keine Luft mehr für einen zweiten Schrei hatte. Stattdessen sackte er auf den blutigen Boden, wimmerte und zog die Knie an die Brust. Da lagen noch zwei weitere Männer auf dem unbefestigten Boden, doch als Sharpe sich mit gezücktem Säbel zu ihnen umdrehte, sah er, dass es sich um Zivilisten handelte. Sie waren tot. Man hatte ihnen die Kehlen durchgeschnitten.

Musketenfeuer hallte durch das Tal. Sharpe ging wieder zur Tür zurück, wo der halb nackte Franzose kniete, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. »Pat!«, rief Sharpe.

Harper organisierte die Riflemen. »Wir haben die Froschfresser im Griff, Sir«, kam der Sergeant Sharpes Frage zuvor. Die Riflemen kauerten neben den Hütten, schossen, luden nach und feuerten erneut. Dichter weißer Rauch, der nach verfaulten Eiern roch, quoll aus den Mündungen ihrer Baker Rifles. Die Franzosen erwiderten das Feuer, und ihre Musketenkugeln schlugen in die Wände des Dorfes, als Sharpe sich wieder in die Hütte zurückduckte. Er schnappte sich die Waffen der beiden Franzosen und warf sie aus der Tür. »Perkins!«, schrie er.

Rifleman Perkins rannte zur Tür. Er war der Jüngste von Sharpes Männern – vermutlich zumindest, denn er wusste zwar nicht, wann er geboren worden war, aber er musste sich in jedem Fall noch nicht rasieren. »Sir?«

»Wenn sich einer der Bastarde bewegt, knall ihn ab.«

Perkins mochte ja noch jung sein, aber der Ausdruck auf seinem schmalen Gesicht erschreckte den unverletzten Franzosen so sehr, dass er unwillkürlich die flache Hand ausstreckte, als wolle er den jungen Rifleman anflehen, ihn nicht zu erschießen.

»Ich werde mich um die Bastarde kümmern, Sir«, sagte Perkins und steckte sein Schwertbajonett auf das Gewehr.

Sharpe sah die Kleider des Mädchens, die irgendjemand unter einen grob zusammengezimmerten Tisch geworfen hatte. Er sammelte die verdreckten Sachen ein und gab sie dem Mädchen zurück. Sie war bleich, verängstigt, und sie weinte. Es war ein junges Ding, kaum dem Kindesalter entwachsen.

»Bastarde«, knurrte Sharpe die beiden Gefangenen an. Dann lief er hinaus. Eine Musketenkugel zischte über ihn hinweg, als er sich neben Harper in Deckung warf.

»Die Froschfresser sind gut, Sir«, bemerkte der Ire reumütig.

»Ich dachte, ihr hättet sie im Griff.«

»Na ja, die sehen das offenbar anders«, sagte Harper, lugte aus der Deckung hervor, zielte, schoss und duckte sich wieder. »Die Bastarde sind gut, wirklich gut.« Er lud nach.

Und die Franzosen waren tatsächlich gut. Sharpe hatte erwartet, dass so ein kleiner Trupp Franzosen vor dem Gewehrfeuer fliehen würde, doch stattdessen hatten sie eine Plänklerformation gebildet, und aus einer leicht zu treffenden, dicht marschierenden Kolonne waren viele schwere Ziele geworden. Das halbe Dutzend Dragoner, das die Infanteristen begleitete, war abgesessen und kämpfte nun zu Fuß. Ein Mann hatte rasch die Pferde außer Schussweite geführt, und jetzt drohten die vereinten Karabiner der Dragoner und die Musketen der Infanteristen Sharpes Riflemen zu überwältigen.

Die Baker Rifles waren zwar wesentlich genauer als die Karabiner und Musketen der Franzosen, und sie konnten auf fast viermal so große Entfernung töten, doch sie ließen sich

nur langsam laden. Die Kugeln, die allesamt in Leder gewickelt waren, um an den Zügen im Lauf Halt zu finden, mussten förmlich in die Waffe gezwungen werden, während man Musketenkugeln einfach in die glatten Läufe rammen konnte.

Sharpes Männer verzichteten bereits auf die Lederflicken, um schneller laden zu können, doch ohne das Leder konnten die Gewehre ihren größten Vorteil nicht mehr ausspielen: die tödliche Genauigkeit. Hagman und seine drei Kameraden feuerten noch immer vom Hügel hinab, doch sie waren zu wenige, um einen großen Unterschied zu machen, und so bewahrten nur die steinernen Wände des Dorfes Sharpes Riflemen vor der Vernichtung.

Sharpe holte eine kleine Pfeife aus der Tasche an seinem Bandolier. Er pfiff zweimal. Dann nahm er sein eigenes Gewehr vom Rücken, lugte um die Ecke des Hauses und zielte auf eine kleine Rauchwolke weiter unten im Tal. Er schoss. Der Rückschlag trieb ihm das Gewehr im selben Augenblick in die Schulter, als eine französische Musketenkugel die Wand neben seinem Kopf zerfetzte. Ein Steinsplitter schlug in seine vernarbte Wange und riss sie auf. Der Splitter verfehlte das Auge nur um einen halben Zoll.

»Die Bastarde sind wirklich gut«, wiederholte Sharpe widerwillig, was Harper schon anerkennend festgestellt hatte. Dann kündigte eine laute Musketensalve die Ankunft von Harry Price und seinen Rotröcken auf der Hügelkuppe an.

Und bereits Prices erste Salve brachte die Entscheidung. Sharpe hörte eine französische Stimme Befehle schreien, und eine Sekunde später löste sich die Gefechtslinie der Franzosen auf, und sie verschwanden. Harry Price hatte nur noch Zeit für eine weitere Salve, bevor der grauuniformierte Feind außer Reichweite war.

»Green! Horrell! McDonald! Cresacre! Smith! Sergeant Latimer!«, rief Sharpe seinen Riflemen zu. »Geht fünfzig

Schritt das Tal runter und bildet eine Sicherungslinie, aber nehmt die Beine in die Hand, wenn sich die Kerle noch einmal umentscheiden und zurückkommen. Und jetzt – Bewegung! Der Rest bleibt hier!«

»Himmel, Sir, Sie sollten mal einen Blick hier reinwerfen.« Harper hatte die Tür der nächsten Hütte mit dem Lauf seines Salvengewehrs aufgestoßen. Die Waffe, ursprünglich für den Enterkampf entworfen, bestand aus sieben Halbzoll-Läufen, die über eine einzige Zündpfanne gezündet wurden. Es war eine Art Miniaturkanone, und nur die größten und stärksten Männer konnten die Waffe abfeuern, ohne sich schwer die Schulter zu verstauchen. Und Harper war einer der stärksten Männer, die Sharpe je gekannt hatte, aber auch einer der sentimentalsten, und jetzt war der große Ire den Tränen nahe. »Oh, Himmel Herr Jesus, der du für uns gelitten hast«, sagte Harper und bekreuzigte sich. »Diese Bastarde.«

Sharpe hatte das Blut bereits gerochen, und jetzt schaute er an dem Sergeant vorbei, und vor lauter Ekel bildete sich ein Kloß in seinem Hals. »O Gott«, keuchte er.

Denn das kleine Haus war voller Blut. Die Wände waren damit bespritzt und der Boden damit durchtränkt, und darauf lagen die leblosen Körper von Kindern. Sharpe versuchte, die kleinen Leichen zu zählen, doch er konnte kaum erkennen, wo ein blutüberströmter Körper endete und der nächste begann. Die Kinder waren offensichtlich ausgezogen worden, und dann hatte man ihnen die Kehlen durchgeschnitten. Und man hatte auch einen kleinen Hund getötet und den bepelzten, vom Blut getränkten Kadaver auf die Kinder geworfen, deren Haut auf dem schwarz-roten Blut unnatürlich weiß wirkte.

»Oh, gütiger Herr Jesus«, sagte Sharpe, wich aus den stinkenden Schatten zurück und schnappte nach Luft. Er hatte schon viele schreckliche Dinge in seinem Leben gesehen. Er war in der Londoner Gosse als Sohn einer verarmten Hure geboren worden, und er war den britischen Trommeln von Flandern bis nach Madras gefolgt. Er hatte in

den Indischen Kriegen gekämpft und jetzt an den Stränden Portugals und der Grenze zu Spanien, doch noch nie hatte er Kinder gesehen, die man wie abgeschlachtetes Vieh auf einen Haufen geworfen hatte, noch nicht einmal in den Folterkammern des Tippu Sultan in Seringapatam.

»Hier sind noch mehr, Sir!«, rief Corporal Jackson. Jackson hatte sich gerade in der Tür einer Hütte übergeben, wo ein altes Ehepaar blutig auf einem Haufen lag. Sie waren auf nur allzu offensichtliche Art gefoltert worden.

Sharpe dachte an Teresa, die gerade gegen eben diesen Abschaum kämpfte, der seine Opfer folterte und ausweidete, und die Gedanken, die ihm dabei kamen, konnte er einfach nicht ertragen. Also legte er die Hände um den Mund und rief den Hügel hinauf: »Harris! Komm runter!«

Rifleman Harris war der gebildetste Mann der Kompanie. Früher war er mal Schulmeister gewesen, sogar ein respektabler, doch die Langeweile hatte ihn zum Trinker gemacht, und das war sein Ruin gewesen oder zumindest der Grund, warum er zur Armee gegangen war. Allerdings liebte er es noch immer, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen.

»Sir?«, sagte Harris, als er im Dorf ankam.

»Sprichst du Französisch?«

»Jawohl, Sir.«

»In dem Haus da sind zwei Froschfresser. Finde heraus, zu welcher Einheit sie gehören und was die Bastarde hier zu suchen hatten. Und, Harris …!«

»Sir?« Der schwermütige, rothaarige Harris drehte sich noch einmal um.

»Du musst mit diesen Bastarden nicht sanft umgehen.«

Selbst Harris, der Sharpe gut kannte, schien vom Tonfall seines Captains entsetzt zu sein. »Jawohl, Sir.«

Sharpe ging über den winzigen Dorfplatz zurück. Seine Männer hatten die beiden Hütten auf der anderen Seite des Bachs durchsucht, dort aber keine Leichen mehr gefunden. Offenbar war das Massaker auf die drei Hütten beschränkt,

neben denen Sergeant Harper stand, das Gesicht düster und voller Schmerz.

Patrick Harper war ein Ulsterman aus Donegal. Hunger und Armut hatten ihn einst in die Reihen der britischen Armee getrieben. Er war ein Riese, vier Zoll größer als Sharpe, und der maß schon sechs Fuß. Im Kampf war Harper eine Furcht erregende Gestalt, dabei war er in Wahrheit eher freundlich, humorvoll und gutmütig. Und diese Gutmütigkeit war es dann auch, die den größten Widerspruch in seinem Leben überdeckte, nämlich die Tatsache, dass er den König, für den er kämpfte, nicht gerade liebte, und er hatte auch nicht viel für das Land übrig, das er verteidigte. Dennoch gab es kaum einen besseren Soldaten in der Armee von König George und niemanden, der seinen Freunden gegenüber so loyal war wie Harper. Und diese Freunde waren es dann auch, wofür Harper kämpfte, und der engste dieser Freunde war Sharpe und das trotz ihres unterschiedlichen Rangs.

»Das waren doch nur kleine Kinder«, sagte Harper nun. »Wer tut so was?«

»Die da.« Sharpe deutete mit dem Kopf das schmale Tal hinab, wo sich der Bach mit dem kleinen Fluss vereinte. Die grauen Franzosen hatten dort angehalten. Sie waren zu weit weg für die Gewehre, aber immer noch nahe genug, um zu sehen, was in dem Dorf geschah, das sie geplündert und dessen Bewohner sie massakriert hatten.

»Ein paar der Kleinen sind auch noch vergewaltigt worden«, sagte Harper.

»Das habe ich gesehen«, erwiderte Sharpe tonlos.

»Wie konnten die nur so etwas tun?«

»Darauf gibt es keine Antwort, Pat. Das weiß Gott allein.« Sharpe war übel, wie auch Harper übel war, doch nach den Wurzeln der Sünde zu suchen würde die toten Kinder auch nicht rächen, die geistige Gesundheit des vergewaltigten Mädchens retten oder die blutüberströmten Toten begraben. Und Philosophie würde einer kleinen Leichten Kompanie, die gefährlich offen im Vorfeld des Feindes aufmarschiert war,

wie Sharpe jetzt erkannte, auch nicht helfen, sicher zu den britischen Linien zurückzukehren. »Wenn du das unbedingt wissen willst, Pat, dann frag einen gottverdammten Kaplan. Vorausgesetzt natürlich, du findest einen außerhalb der Bordelle von Lissabon«, knurrte Sharpe und drehte sich dann wieder zu den Schlachthäusern um. »Wie, zum Teufel, sollen wir die alle begraben?«

»Das können wir nicht, Sir. Wir sollten einfach die Häuserwände über ihnen zum Einsturz bringen«, schlug Harper vor. Er schaute in das Tal hinab. »Am liebsten würde ich diesen Bastarden die Hälse umdrehen. Was sollen wir mit den beiden machen, die wir geschnappt haben?«

»Umbringen«, antwortete Sharpe rundheraus. »Aber jetzt werden wir wohl erst einmal ein, zwei Antworten erhalten«, fügte er hinzu, als er Harris aus der Hütte kommen sah.

Harris hielt einen der stahlgrauen Dragonerhelme in der Hand. Jetzt sah Sharpe auch, dass er tatsächlich nicht mit einem Tuch bespannt war, sondern von einem langen grauen Rosshaarschweif geziert wurde.

Harris strich mit der rechten Hand über den Schweif, als er auf Sharpe zuging. »Ich habe herausgefunden, wer die Bastarde sind, Sir«, berichtete er, als er näher kam. »Sie gehören zur Brigade Loup, der Wolfsbrigade. Sie ist nach ihrem befehlshabenden Offizier benannt, Sir, nach einem Kerl mit Namen Loup, Brigadier Guy Loup. Und Loup heißt Wolf auf Französisch, Sir. Sie betrachten sich als Eliteeinheit. Den Winter über hatten sie den Auftrag, den Weg durch die Berge freizuhalten, und das haben sie geschafft, indem sie den Einheimischen die Seele aus dem Leib geprügelt haben. Wird auch nur einer von Loups Männern getötet, dann bringt er aus Rache fünfzig Zivilisten um. Genau deshalb waren sie auch hier, Sir. Ein paar von seinen Männern sind in einen Hinterhalt geraten und getötet worden, und das hier ist der Preis dafür.« Harris deutete auf die Totenhäuser. »Und Loup ist nicht weit weg, Sir«, fügte er warnend hinzu. »Es sei denn, diese Kerle lügen, aber das bezweifle ich. Loup hat

eine Abteilung hier zurückgelassen und ist mit einer Schwadron ins nächste Tal geritten, um dort ein paar Flüchtlinge zu jagen.«

Sharpe schaute zu dem Pferd des Kavalleristen, das noch immer in der Mitte des Dorfes angebunden war, und dachte an den Infanteristen, den er gefangen genommen hatte. »Diese Wolfsbrigade«, fragte er, »ist das eine Kavallerie- oder eine Infanteriebrigade?«

»Beides, Sir«, antwortete Harris. »Es ist eine besondere Brigade, Sir, speziell aufgestellt zur Guerillabekämpfung. Loup hat zwei Bataillone Infanterie und ein Bataillon Dragoner.«

»Und die tragen alle Grau?«

»Wie Wölfe, Sir«, bestätigte Harris.

»Na ja, und wir wissen ja alle, was man mit Wölfen macht«, sagte Sharpe und drehte sich im selben Augenblick um, als Sergeant Latimer eine Warnung rief.

Latimer kommandierte die kleine Sicherungslinie zwischen Sharpe und den Franzosen, doch es war kein neuer Angriff, der den Ruf provoziert hatte, sondern vier französische Reiter, die sich den Briten näherten. Einer von ihnen trug den *Guidon* mit der Trikolore, doch die kleine Standarte war halb verdeckt von einem schmutzigen weißen Hemd, das man auf die Lanzenspitze gesteckt hatte.

»Die Bastarde wollen mit uns reden«, sagte Sharpe.

»Überlassen Sie das mir«, knurrte Harper böse und spannte den Hahn seines Salvengewehrs.

»Nein!«, sagte Sharpe. »Und geh los und sag allen, sie sollen bloß nicht schießen. Das ist ein Befehl!«

»Aye, Sir.« Harper löste den Hahn wieder, funkelte die näher kommenden Franzosen an und ging dann los, um die Grünröcke zu warnen, ihr Temperament im Zaum zu halten und den Finger vom Abzug zu lassen.

Sharpe warf sich das Gewehr über die Schulter, zog seinen Säbel zurecht und schlenderte auf die vier Franzosen zu.

Zwei der Reiter waren Offiziere, flankiert von Standartenträgern. Das Verhältnis von Flaggen zu Männern wirkte unverschämt hoch. Offenbar hielten sich die Offiziere anderen Sterblichen für überlegen. Dabei hätte der *Guidon* mit der Trikolore als Standarte gereicht, doch es musste wohl noch ein zweites Banner sein, und das war außergewöhnlich. Ein französischer Adler mit vergoldeten Schwingen saß auf der Spitze, und unter den Sockel hatte man ein Querstück genagelt. Die meisten Adler hatten eine Trikolore aus Seide am Stab, doch am Querstück von diesem hier baumelten sechs Wolfsschwänze. Die Standarte hatte etwas Barbarisches an sich. Sie erinnerte an weit zurückliegende Zeiten, als heidnische Horden von Steppenkriegern auf ihren Pferden Tod und Zerstörung über die Länder der Christenheit gebracht hatten.

Und wenn die Wolfsstandarte Sharpe schon das Blut in den Adern gefrieren ließ, so war das nichts im Vergleich zu dem Gefühl, das ihn überkam, als er den Mann sah, der den anderen vorausritt. Bis auf die Stiefel war alles an dem Mann grau. Seine Jacke war grau, sein Pferd, sein Helm mit dem Rosshaarschweif, und sein gefütterter Mantel war mit grauem Wolfsfell abgesetzt wie auch die Schäfte seiner Stiefel. Selbst die Scheide seines langen Säbels und das Sattelholster für den Karabiner waren aus grauem Wolfsleder, und den Nasenriemen des Halfters schmückte ein grauer Streifen Fell. Sogar der Bart des Mannes war grau. Es war ein kurzer Bart, ordentlich gestutzt, doch der Rest des Gesichts war wild, gnadenlos und voller Narben, ein Albtraumgesicht. Ein blutunterlaufenes und ein blindes, milchiges Auge starrten aus diesem wettergegerbten, kampferfahrenen Gesicht, als der Mann sein Pferd neben Sharpe zügelte.

»Mein Name ist Loup«, sagte er. »Brigadier Général Loup von der Armee Seiner Kaiserlichen Majestät.« Sein Tonfall war seltsam sanft und höflich, und sein Englisch hatte einen leichten schottischen Akzent.

»Sharpe«, stellte sich der Rifleman vor. »Captain Sharpe, British Army.«

Die drei anderen Franzosen hatten gut ein Dutzend Yards entfernt angehalten. Sie schauten zu, wie ihr Brigadier das Bein über den Sattel schwang und sich geschickt auf den Pfad gleiten ließ. Loup reichte zwar nicht an Sharpe heran, aber er war immer noch groß, muskulös und agil. Sharpe schätzte den französischen Brigadier auf etwa vierzig Jahre, sechs Jahre älter als er selbst. Loup holte zwei Zigarren aus seiner pelzbesetzten Säbeltasche und bot Sharpe eine davon an.

»Ich nehme nichts von Mördern«, sagte Sharpe.

Loup lachte über Sharpes Entrüstung. »Dann sind Sie dumm, Captain. Wollen Sie mir das damit sagen? Dass Sie dumm sind? Nun ja, wie auch immer. Ich war ein Gefangener, wissen Sie, in Schottland, in Edinburgh. Das ist eine sehr, sehr alte Stadt, aber mit wunderschönen Frauen. Ein paar von ihnen haben mich Englisch gelehrt, und ich habe ihnen beigebracht, was sie alles mit ihren langweiligen, calvinistischen Ehemännern machen können. Wir Offiziere durften uns frei bewegen, nachdem wir unser Ehrenwort gegeben hatten, nicht zu fliehen. Wir wohnten nicht weit von der Candlemaker Row. Kennen Sie sich dort aus? Nein? Sie sollten Edinburgh wirklich einmal besuchen, Captain. Trotz der Calvinisten und der furchtbaren Küche ist das eine schöne Stadt, sehr gebildet und gastfreundlich. Als der Frieden von Amiens unterzeichnet wurde, wäre ich fast dortgeblieben.«

Loup hielt kurz inne, um Feuerstein auf Stahl zu schlagen und dann auf den verkohlten Zunder in seiner Zunderkiste zu blasen, bis eine Flamme erschien, an der er seine Zigarre anzünden konnte.

»Ja, ich wäre fast geblieben, aber Sie wissen ja, wie das ist. Sie war mit einem anderen Mann verheiratet, und ich liebe Frankreich. Also bin ich jetzt hier und sie dort, und ohne Zweifel träumt sie häufiger von mir als ich von ihr.« Er

seufzte. »Doch das Wetter hier hat mich an sie erinnert. Wir haben oft im Bett gelegen und den Regen und den Nebel vor den Fenstern der Candlemaker Row betrachtet. Es ist ziemlich kalt heute, nicht wahr?«

»Für Sie ist das doch kein Problem, so wie Sie gekleidet sind«, erwiderte Sharpe. »Sie tragen doch mehr Pelz als eine Nutte zu Weihnachten.«

Loup lächelte. Es war kein freundliches Lächeln. Ihm fehlten zwei Zähne, und die verbliebenen waren gelb. Er hatte freundlich mit Sharpe gesprochen, charmant sogar, doch es war der aalglatte Charme einer Katze gewesen, kurz bevor sie zuschlägt. Er zog an seiner Zigarre, und die Spitze glühte rot, während Loup Sharpe mit seinem blutunterlaufenen Auge anstarrte.

Loup sah einen großen Mann mit einem viel benutzten Gewehr über der Schulter und einem schartigen, hässlichen Säbel an der Seite. Sharpes Uniform war voller Löcher, schmutzig und geflickt. Die schwarze Schulterschnur hing zerfleddert zwischen ein paar Silberknöpfen, die nur noch von wenigen Fäden gehalten wurden, und unter dem Jackett trug Sharpe eine mit Leder verstärkte, französische Kavallerieweste. Die Überreste einer roten Offiziersschärpe zierten Sharpes Hüfte, und um den Hals trug er locker ein zusammengeknotetes schwarzes Tuch. Es war die Uniform eines Mannes, der die elegante Friedenskleidung eines Soldaten schon lange gegen die praktische Kluft eines Kämpfers getauscht hatte. Und er war auch ein harter Mann, nahm Loup an, denn Sharpe hatte nicht nur eine lange Narbe auf der Wange. Seine Haltung und sein Verhalten bezeugten, dass er lieber kämpfen statt reden wollte. Loup zuckte mit den Schultern. Er beschloss, auf weitere Höflichkeiten zu verzichten, und kam auf den Punkt. »Ich bin gekommen, um meine beiden Männer zu holen«, sagte er.

»Die können Sie vergessen, Brigadier«, erwiderte Sharpe. Er war fest entschlossen, diesem Franzosen nicht die Ehre zu

erweisen, ihn »Sir« oder »Monsieur« zu nennen.
Loup hob die Augenbrauen. »Sind sie tot?«
»Noch nicht, aber bald.«
Loup vertrieb eine Fliege, die hartnäckig um seine Nase summte. Die stählernen Spangen seines Helms baumelten offen neben seinem Gesicht und erinnerten so an die *Cadenettes* genannten Schläfenzöpfe der französischen Husaren. Er zog wieder an seiner Zigarre und lächelte. »Captain, darf ich Sie an die Regeln des Krieges erinnern?«
Sharpe antwortete Loup mit einem Wort, von dem er glaubte, dass der Franzose es nicht in der feinen Gesellschaft von Edinburgh gehört hatte.
»Ich lasse mich von Mördern nicht belehren«, fuhr Sharpe fort, »nicht über die Regeln des Krieges. Was Ihre Männer in diesem Dorf getan haben, das war kein Krieg. Das war ein Massaker.«
»Natürlich war das Krieg«, widersprach ihm Loup gelassen, »und Sie müssen mir ebenfalls keinen Vortrag halten, Captain.«
»Einen Vortrag vielleicht nicht, Brigadier, aber eine Lektion könnten Sie verdammt gut gebrauchen.«
Loup lachte. Er drehte sich um und ging zum Ufer des Bachs, wo er die Arme ausstreckte, ausgiebig gähnte und sich dann bückte, um eine Hand voll Wasser zu trinken. Schließlich wandte er sich wieder Sharpe zu.
»Ich will Ihnen mal erklären, was meine Aufgabe ist, Captain, und dann stellen Sie sich mal vor, wie Sie an meiner Stelle handeln würden. Vielleicht gerät Ihre britische Moral dann ja ins Wanken. Meine Aufgabe, Captain, ist es, die Straßen durch diese Berge zu überwachen und zu sichern, damit der Nachschub sie ungehindert passieren kann, mit dem wir die Briten – also Sie – wieder ins Meer treiben wollen. Mein Feind ist jedoch kein Soldat in einer Uniform und mit einem Ehrenkodex, sondern ein Haufen Zivilisten, die einen nicht unerheblichen Groll gegen meine Präsenz hier hegen. Und das ist auch gut so, sage ich! Sollen

sie mich ruhig hassen, denn das ist ihr Recht, aber wenn sie mich angreifen, Captain, dann werde ich mich verteidigen, und zwar so wild und entschlossen, so gnadenlos und konsequent, dass sie es sich das nächste Mal tausend Mal überlegen werden, meine Männer anzugreifen. Wissen Sie, was die Hauptwaffe der Guerilla ist, Captain? Terror. Purer Terror. Also sorge ich dafür, dass ich noch schrecklicher bin als mein Feind, und mein Feind in dieser Gegend hier ist wahrlich furchtbar. Haben Sie schon einmal von El Castrador gehört?«

»Dem Kastrierer?«, riet Sharpe die Übersetzung.

»Ja, genau. Den Namen hat er sich durch das verdient, was er mit Franzosen macht. Allerdings macht er das, wenn sie noch leben, und dann lässt er sie verbluten. Und ich bedaure, zugeben zu müssen, dass El Castrador noch immer lebt, aber ich kann auch sagen, dass seit drei Monaten keiner meiner Männer mehr kastriert worden ist, und wissen Sie auch warum? Weil El Castradors Männer mich mehr fürchten als ihn. Ich habe ihn besiegt, Captain. Ich habe diese Berge wieder sicher gemacht. Captain, das hier sind die einzigen Berge in ganz Spanien, durch die ein Franzose sicher reiten kann, und ich will Ihnen auch sagen warum. Ich habe die größte Waffe der Guerilleros gegen sie selbst gerichtet. Ich kastriere sie, so wie sie auch mich kastrieren würden, nur nehme ich ein stumpfes Messer.« Brigadier Loup lächelte Sharpe grimmig an. »Und jetzt sagen Sie mir, Captain: Wenn man Ihre Männer kastrieren, blenden, ausweiden und bei lebendigem Leibe häuten würde, würden Sie dann nicht genau das Gleiche tun wie ich?«

»Mit Kindern?« Sharpe deutete mit dem Daumen zum Dorf zurück.

Überrascht riss Loup sein gesundes Auge auf, als empfinde er Sharpes Einwand als unsoldatisch. »Würden Sie auch eine Ratte verschonen, nur weil sie jung ist? Ungeziefer ist und bleibt Ungeziefer, Captain, egal wie alt es ist.«

»Sie haben doch gerade gesagt, die Berge seien sicher«, sagte Sharpe. »Warum dann das Töten?«

»Weil letzte Woche zwei meiner Männer in einem Dorf nicht weit von hier in einen Hinterhalt geraten und getötet worden sind. Die Familien der Mörder haben hier in dem Glauben Zuflucht gesucht, dass ich sie nicht finden würde. Aber ich habe sie gefunden, und jetzt, Captain, kann ich Ihnen versichern, dass in Fuentes de Oñoro niemand mehr meine Männer überfallen wird.«

»O doch, und zwar, wenn ich sie finde.«

Loup schüttelte traurig den Kopf. »Sie sind mit Ihren Drohungen wirklich schnell bei der Hand, Captain. Aber ich glaube, wenn Sie gegen mich kämpfen, dann werden Sie recht bald Vorsicht lernen. Aber kommen wir zu unserem aktuellen Problem zurück. Geben Sie mir einfach meine Männer, und ich ziehe ab.«

Sharpe hielt kurz inne und dachte nach. Dann zuckte er mit den Schultern und drehte sich um. »Sergeant Harper!«

»Sir!«

»Holen Sie die beiden Froschfresser!«

Harper zögerte, als wolle er wissen, was Sharpe vorhatte, doch dann drehte er sich widerwillig zu den Hütten um, und kurz darauf kehrte er mit den beiden französischen Gefangenen zurück. Beide waren nach wie vor von der Hüfte abwärts nackt, und einer krümmte sich noch immer vor Schmerz.

»Ist er verletzt?«, fragte Loup.

»Ich habe ihm in die Eier getreten«, sagte Sharpe. »Er hat ein Mädchen vergewaltigt.«

Loup schien die Antwort zu amüsieren. »Haben Sie ein Problem mit Vergewaltigungen, Captain Sharpe?«

»Seltsam für einen Mann, nicht wahr? Aber ja, das habe ich.«

»Wir haben auch ein paar solcher Offiziere«, sagte Loup, »doch wenn sie erst einmal einige Monate in Spanien gewesen sind, dann sind sie von ihrer Empfindsamkeit

geheilt. Die Frauen hier kämpfen genauso wie die Männer, und wenn eine Frau glaubt, dass ihr Rock sie beschützt, dann irrt sie sich. Und Vergewaltigung ist ein Teil des Terrors, und sie dient auch noch einem anderen Zweck. Wenn man Soldaten vergewaltigen lässt, kümmert es sie nicht mehr, ob sie Hunger leiden oder seit einem Jahr keinen Sold mehr gesehen haben. Vergewaltigung ist eine Waffe wie jede andere auch, Captain.«

»Das werde ich mir merken, Brigadier, wenn ich in Frankreich einmarschiere«, erwiderte Sharpe und drehte sich dann wieder zu den Hütten um. »Bleiben Sie da stehen, Sergeant!« Harper hatte mit den beiden Gefangenen inzwischen den Dorfausgang erreicht. »Und, Sergeant …«

»Sir?«

»Holen Sie ihre Hosen. Sie sollen sich erst einmal ordentlich anziehen.«

Loup war mit dem Verlauf seiner Mission sichtlich zufrieden, und er lächelte Sharpe an. »Sie sind ausgesprochen vernünftig. Gut. Ich hätte es gehasst, genauso gegen Sie kämpfen zu müssen wie gegen die Spanier.«

Sharpe betrachtete Loups barbarische Uniform. Es war ein Kostüm, dachte er, eine Verkleidung, um Kindern Angst einzujagen, das Kostüm eines Wolfsmenschen wie aus einem Albtraum, doch der Säbel dieses Wolfsmenschen war auch nicht länger als Sharpes und sein Karabiner wesentlich ungenauer als Sharpes Gewehr.

»Ich glaube nicht, dass Sie gegen uns kämpfen könnten, Brigadier«, sagte Sharpe, »jedenfalls nicht erfolgreich. Wir sind nämlich echte Soldaten, wissen Sie, keine unbewaffneten Frauen und Kinder.«

Loup versteifte sich. »Captain Sharpe, Sie werden herausfinden, dass die Brigade Loup gegen jeden kämpfen kann, überall und egal wie. Ich verliere nie, Captain.«

»Wenn Sie nie verlieren, Brigadier, wie sind Sie dann als Gefangener nach Edinburgh gekommen?« Sharpe

schnaubte verächtlich. »Vermutlich haben Sie tief und fest geschlafen, als man Sie geschnappt hat.«

»Ich war Passagier auf einem Schiff nach Ägypten, Captain, und die Royal Navy hat uns aufgebracht. Diese Niederlage kann man ja wohl kaum mir ankreiden.« Loup beobachtete, wie seine beiden Männer sich die Hosen anzogen. »Wo ist das Pferd von Kavallerist Godin?«

»Wo Kavallerist Godin hingeht, braucht er kein Pferd mehr«, erwiderte Sharpe.

»Er soll zu Fuß gehen? Nun ja, dann ist das eben so. Das Pferd sei Ihnen als Beute gegönnt, Captain«, sagte Loup großmütig.

»Sie haben mich falsch verstanden, Brigadier«, entgegnete Sharpe. »Die beiden wandern direkt in die Hölle. Ich lasse sie sich nur anziehen, weil sie immer noch Soldaten sind, und selbst so lausige Soldaten wie Ihre haben es verdient, in ihren Hosen zu sterben.« Er drehte sich wieder zum Dorf um. »Sergeant! Stellen Sie die beiden an die Wand! Ich will vier Schützen pro Gefangenen! Vorwärts!«

»Captain!«, schnappte Loup, und seine Hand zuckte zum Säbel.

»Sie machen mir keine Angst, Loup. Weder Sie noch Ihr schickes Kostüm«, sagte Sharpe. »Wenn Sie diesen Säbel ziehen, dann werden wir Ihr Blut mit der Parlamentärsfahne aufwischen. Ich habe Scharfschützen auf dem Kamm da oben, die Ihnen auf zweihundert Yards das gesunde Auge ausschießen können, und einer dieser Schützen hat Sie gerade im Visier.«

Loup schaute den Hügel hinauf. Deutlich sah er dort Prices Rotröcke und einen Grünrock, aber er konnte nicht erkennen, wie viele Männer nun wirklich zu Sharpes Truppe gehörten. Er drehte sich wieder zu Sharpe um.

»Sie sind ein Captain, nur ein Captain. Und das heißt, Sie haben was? Eine Kompanie? Vielleicht zwei? Die Briten würden einem einfachen Captain nie mehr als zwei Kompanien anvertrauen, doch der Rest meiner Brigade steht

keine halbe Meile von hier entfernt. Wenn Sie meine Männer töten, dann werden wir Sie jagen wie einen räudigen Hund, und so werden Sie auch sterben, Sie und Ihre Männer. Für Sie werde ich eine Ausnahme machen, was die Regeln des Krieges betrifft, Captain Sharpe, so wie auch Sie eine Ausnahme für meine Männer machen, und Sie werden auf die gleiche Art und Weise sterben wie meine spanischen Feinde: durch ein sehr, sehr stumpfes Messer, Captain Sharpe.«

Sharpe ignorierte die Drohung und drehte sich stattdessen erneut zum Dorf um.

»Ist das Erschießungskommando bereit, Sergeant?«

»Bereit, Sir. Bereit und voller Eifer!«

Sharpe schaute zu dem Franzosen. »Ihre Brigade ist meilenweit entfernt, Brigadier. Wäre sie wirklich in der Nähe, würden Sie nicht mit mir reden, sondern angreifen. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden. Ich muss der Gerechtigkeit Genüge tun.«

»Nein!«, zischte Loup scharf genug, dass Sharpe sich wieder umdrehte. »Ich habe eine Abmachung mit meinen Männern. Das verstehen Sie doch, oder, Captain? Sie sind Offizier, ich bin Offizier, und ich habe meinen Männern versprochen, sie nie im Stich zu lassen. Lassen Sie nicht zu, dass ich mein Versprechen breche.«

»Ihr Versprechen ist mir scheißegal«, erwiderte Sharpe.

Loup hatte mit dieser Art von Antwort gerechnet, und so zuckte er nur mit den Schultern. »Dann lassen Sie mich Ihnen etwas sagen, was Ihnen vielleicht nicht ganz so scheißegal ist. Ich weiß, wer Sie sind, Captain Sharpe, und wenn Sie mir meine Männer nicht zurückgeben, dann werde ich einen Preis auf Ihren Kopf aussetzen. Ich werde jedem Mann in Portugal und Spanien einen Grund geben, Sie zu jagen. Wenn Sie diese beiden Männer erschießen, dann unterschreiben Sie Ihr eigenes Todesurteil.«

Sharpe lächelte. »Sie sind wirklich ein schlechter Verlierer, Brigadier.«

»Und Sie nicht?«

Sharpe ging weg. »Ich habe noch nie verloren«, sagte er über die Schulter zurück. »Woher soll ich das also wissen?«

»Ihr Todesurteil, Sharpe!«, schrie Loup.

Sharpe hob zwei Finger. Er hatte einmal gehört, dass die englischen Bogenschützen bei Agincourt diese Geste erfunden hatten, um die Franzosen zu verspotten, die damit gedroht hatten, ihnen im Falle der Gefangennahme die Finger abzuschneiden, mit denen sie den Bogen spannten. Und jetzt verspottete Sharpe damit wieder einen Franzosen.

Dann ging er ins Dorf, um die Männer des Wolfsmenschen zu töten.

Major Michael Hogan fand Wellington, als dieser eine Brücke über den Turones inspizierte, wo drei französische Bataillone versucht hatten, die vorrückenden Briten aufzuhalten. Die daraus resultierende Schlacht war kurz und brutal gewesen, und nun zeugte eine Spur von französischen und britischen Leichen von der Heftigkeit des Gefechts. Ein Wall von Leichen markierte die Stelle, wo die beiden Seiten aufeinandergetroffen waren. Ein furchtbar blutdurchtränkter Streifen Erde zeigte, wo zwei britische Geschütze Breschen in die feindlichen Reihen geschlagen hatten, und weiter verstreute Leichen zeugten vom Rückzug der Franzosen. Sie waren so schnell gelaufen, dass ihre Pioniere keine Zeit mehr gehabt hatten, die Brücke zu sprengen.

»Fletcher glaubt, die Brücke stamme noch von den Römern, Hogan«, begrüßte Wellington den irischen Major.

»Mylord, manchmal frage ich mich, ob in Spanien und Portugal seit der Römerzeit überhaupt eine Brücke gebaut worden ist.« Hogan trug einen dicken Mantel zum Schutz vor der feuchten Kälte des Tages. Er nickte den drei Adjutanten Seiner Lordschaft freundlich zu, dann übergab er dem General einen versiegelten Brief. Das Siegel zeigte das königlich-spanische Wappen und war bereits gebrochen.

»Ich habe mir erlaubt, den Brief vorsichtshalber zu lesen, Mylord«, erklärte Hogan.

»Ärger?«, fragte Wellington.

»Andernfalls würde ich Sie nicht belästigen, Mylord«, antwortete Hogan düster.

Wellington legte die Stirn in Falten und las den Brief. Der General war ein gut aussehender Mann, zweiundvierzig Jahre alt, aber immer noch genauso gesund und kräftig wie seine Soldaten. Und Hogan hielt ihn auch für klüger als die meisten anderen Offiziere. Die britische Armee, das wusste Hogan, hatte die unglückliche Neigung, die unfähigsten und am wenigsten qualifizierten Männer in die höchsten Positionen zu befördern, doch aus irgendeinem Grund hatte das System in diesem Fall versagt, und Sir Arthur Wellesley, inzwischen der Viscount Wellington, hatte den Oberbefehl über die Armee Seiner Majestät in Portugal erhalten. Und eine bessere Führung konnte sich der Major nicht vorstellen, aber Michael Hogan musste auch einräumen, dass er in dieser Frage vielleicht ein wenig voreingenommen war. Immerhin hatte Wellington Hogans Karriere gefördert und den gerissenen Iren zum Chef seines Nachrichtendienstes gemacht, und als Folge davon war ihre Beziehung nicht nur eng, sondern auch fruchtbar.

Der General las den Brief erneut, und diesmal warf er auch einen Blick auf die Übersetzung, die Hogan fürsorglich angefertigt hatte. In der Zwischenzeit ließ Hogan seinen Blick über das Schlachtfeld wandern, wo Arbeitskommandos die Folgen des Gefechts beseitigten. Östlich der Brücke, dort wo Serpentinen von der Brücke den Berg hinaufführten, suchte ein Dutzend Arbeitskommandos in den Büschen nach Leichen und zurückgelassener Ausrüstung. Die toten Franzosen wurden entkleidet und wie Klafterholz neben einem langen, flachen Massengrab aufgeschichtet, das ein paar Männer gerade aushoben. Andere wiederum stapelten französische Musketen und warfen Kochgeschirr, Patronentaschen, Stiefel und Decken auf einen Karren. Und

die Franzosen hatten auch noch weit exotischere Dinge hinterlassen. Auf ihrem Rückzug hatten sie Tausende portugiesische Dörfer geplündert, und so sammelten Wellingtons Männer nun Kirchengewänder, Kerzenleuchter und Silberteller ein.

»Es ist schon erstaunlich, was Soldaten auf dem Rückzug so alles mitschleppen«, bemerkte der General zu Hogan. »Bei einer Leiche haben wir einen Melkschemel gefunden. Einen simplen Melkschemel! Was hat sich dieser Mann nur dabei gedacht? Wollte er ihn etwa mit nach Frankreich nehmen?« Wellington hielt Hogan den Brief hin. »Verdammt«, murmelte er zunächst, um dann mit Nachdruck zu verkünden: »Gottverdammt noch mal!« Er winkte seinen Adjutanten zu gehen. Er wollte allein mit Hogan sein. »Je mehr ich über Seine Allerkatholischste Majestät König Ferdinand VII. erfahre, Hogan, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass man ihn bei der Geburt besser hätte ertränken sollen.«

Hogan lächelte. »Ich glaube, in diesem Fall wäre Ersticken die übliche Methode, Mylord.«

»Ach, ist das so?«

»In der Tat, Mylord, denn dann lässt sich nichts Unlauteres nachweisen. Die Mutter erklärt schlicht, sie habe sich im Schlaf herumgewälzt und die gesegnete kleine Kreatur unter sich begraben, und dann verkündet die Kirche, ein neuer Engel sei geboren worden.«

»In meiner Familie«, sagte der General, »werden ungewollte Kinder zur Armee geschickt.«

»Ich nehme an, das hat den gleichen Effekt, Mylord. Nur das mit den Engeln fehlt.«

Wellington stieß ein kurzes Lachen aus und wedelte dann mit dem Brief. »Wie hat der uns eigentlich erreicht?«

»Auf dem üblichen Weg, Mylord. Ferdinands Diener haben ihn aus Valencay geschmuggelt und nach Süden in die Pyrenäen gebracht, wo sie ihn dann Guerilleros übergeben haben, damit die ihn uns bringen.«

»Und vermutlich haben sie auch eine Kopie nach London geschickt. Gibt es irgendeine Möglichkeit, diese Kopie abzufangen?«

»Unglücklicherweise ist der Brief schon zwei Wochen alt, Mylord. Vermutlich ist die Kopie bereits angekommen.«

»Gottverdammt noch mal. Verdammt!« Wellington starrte düster zur Brücke, wo seine Männer gerade ein französisches Kanonenrohr bargen. »Was sollen wir nun tun, Hogan? Was sollen wir nun tun?«

Das Problem war eigentlich recht simpel. Der Brief, von dem eine Kopie an den Prinzregenten in London gegangen war, stammte von dem verbannten König Ferdinand von Spanien, der jetzt als Gefangener Napoleons in einem französischen Schloss bei Valencay lebte. In dem Brief freute sich Seine Allerkatholischste Majestät verkünden zu können, dass er im Geiste der Zusammenarbeit mit seinem Vetter von England und in dem Wunsch, die französischen Eindringlinge von der heiligen Erde seines Königreichs zu vertreiben, der Real Compañía Irlandesa, der Leibgarde Seiner Allerkatholischsten Majestät, befohlen habe, sich den Streitkräften Seiner Majestät des Königs von Großbritannien in Portugal anzuschließen, die gegenwärtig unter dem Befehl des Viscount Wellington standen. Doch so großzügig diese Geste auch zu sein schien, sie war nicht nach Wellingtons Geschmack. Er brauchte keine Kompanie Palastwachen. Was er brauchte, war ein ausgebildetes und voll ausgerüstetes Infanteriebataillon, wenn möglich mit Erfahrung. Eine Kompanie Spielzeugsoldaten nützte ihm jedoch genauso viel wie ein Psalmen singender Eunuchenchor.

»Und sie sind schon da«, sagte Hogan.

»Sie sind *was?*« Wellingtons Frage war noch hundert Yards entfernt zu hören, wo ein Hund ängstlich den Schwanz einkniff und davonrannte, weil er glaubte, dafür getadelt worden zu sein, dass er sich an den Eingeweiden eines

französischen Artillerieoffiziers gütlich getan hatte. »Wo sind sie?«, verlangte Wellington wütend zu wissen.

»Irgendwo auf dem Tajo, Mylord. Sie werden mit Barken zu uns gebracht.«

»Wie, zum Teufel, sind die denn hergekommen?«

»Meinen Informationen zufolge per Schiff, Mylord. Mit unseren Schiffen, um genau zu sein.« Hogan schüttete ein wenig Schnupftabak auf die Hand und schniefte ihn. Dann erstarrte er kurz, die Tränen traten ihm in die Augen, und er nieste. Sein Pferd zuckte bei dem Geräusch unwillkürlich mit den Ohren. »Der Kommandeur der Real Compañía Irlandesa behauptet, mit seinen Männern zur spanischen Ostküste marschiert zu sein, Mylord«, fuhr Hogan fort. »Von dort haben sie dann ein Schiff nach Menorca genommen, wo die Royal Navy sie aufgesammelt hat.«

Wellington schnaubte verächtlich. »Und die Franzosen haben das einfach zugelassen? König Joseph hat einfach zugeschaut, wie die halbe königliche Garde davonmarschiert ist?« Joseph war Bonapartes Bruder. Er saß nun auf dem spanischen Thron, und dreihunderttausend französische Bajonette sorgten dafür, dass er auch dort blieb.

»Ein Fünftel der königlichen Garde, Mylord«, korrigierte Hogan den General vorsichtig. »Und ja, genau das hat Lord Kiely gesagt. Kiely ist natürlich ihr *Comandante*.«

»Kiely?«

»Ein irischer Peer, Mylord.«

»Verdammt noch mal, Hogan. Ich kenne die irischen Adeligen. Kiely. Der Earl von Kiely. Ein Exilant, nicht wahr? Und wenn ich mich recht entsinne, hat seine Mutter in den Neunzigern Tone finanziell unterstützt.« Wolfe Tone war ein irischer Patriot gewesen, der versucht hatte, genügend Geld und Männer aus Europa und Amerika aufzubringen, um damit eine Rebellion gegen die Briten in seiner irischen Heimat anzuzetteln. Als Tone 1798 mit einer kleinen französischen Armee in Donegal gelandet war, hatte sich die

Rebellion zu einem offenen Krieg ausgeweitet, doch die Franzosen waren rasch und vernichtend geschlagen worden, und Tone hatte im Gefängnis von Dublin Selbstmord begangen, um dem britischen Galgen zu entgehen. »Ich nehme an, dass Kiely nicht viel besser ist als seine Mutter«, knurrte Wellington, »und die ist eine Hexe, die man bei der Geburt hätte ersticken sollen. Aber was meinen Sie, Hogan? Kann man seiner Lordschaft trauen?«

»So wie ich gehört habe, Mylord, ist Kiely ein Trunkenbold und Prasser«, antwortete Hogan. »Er hat den Befehl über die Real Compañía Irlandesa nur erhalten, weil er zu der Zeit, da der Posten frei wurde, der einzige irische Aristokrat in Madrid war und weil seine Mutter einen gewissen Einfluss auf den König hatte. Sie ist jetzt tot – Gott schenke ihrer Seele Frieden.«

Er beobachtete, wie ein Soldat versuchte, die Eingeweide des französischen Artillerieoffiziers mit dem Bajonett einzusammeln. Immer wieder rutschten die Gedärme von der Klinge herunter, und schließlich brüllte ein Sergeant den Mann an, sie entweder mit den Händen zu packen oder für die Krähen liegen zu lassen.

»Was hat diese Irische Garde so getan, seit Ferdinand Madrid verlassen hat?«, fragte Wellington.

»Sie ist geduldet worden, Mylord. Sie hat den Escorial bewacht, ihre Stiefel poliert, sich von Ärger ferngehalten, rumgehurt, gesoffen und den Franzosen salutiert.«

»Aber sie haben nicht gegen die Franzosen gekämpft, oder?«

»O nein.« Hogan hielt kurz inne. »Das ist alles irgendwie zu schön, um wahr zu sein, Mylord. Man gestattet der Real Compañía Irlandesa, Madrid zu verlassen, erlaubt ihr, an Bord eines Schiffes zu gehen und zu uns zu segeln, und gleichzeitig wird ein Brief aus Frankreich geschmuggelt, in dem es heißt, die Kompanie sei ein Geschenk Seiner Gefangenen Majestät an Sie. Das riecht mir viel zu sehr nach Frosch, Mylord.«

»Dann sollen wir diesen verdammten Gardisten also einfach sagen, dass sie wieder verschwinden sollen?«

»Ich bezweifle, dass das geht, Mylord. In London fühlen sich der Prinzregent und das Außenministerium ohne Zweifel von der Geste geschmeichelt, und sie werden jeden noch so kleinen Affront gegen die Real Compañía Irlandesa als Beleidigung unserer spanischen Verbündeten interpretieren, und das, Mylord, heißt wiederum, dass wir die Bastarde am Hals haben.«

»Sind sie denn zu irgendwas zu gebrauchen?«

»Sie sind mit Sicherheit sehr dekorativ«, räumte Hogan zweifelnd ein.

»Und Dekorationen kosten Geld«, sagte Wellington. »Ich nehme nicht an, dass der König von Spanien auch den Sold seiner Garde mitgeschickt hat, oder?«

»Nein, Mylord.«

»Heißt das, dass ich sie bezahlen soll?«, verlangte Wellington gereizt zu wissen, und als Hogan zur Antwort nur engelsgleich lächelte, fluchte der General: »Verdammt sollen sie sein! Ich soll die Bastarde auch noch *bezahlen*, während sie mir den Dolch in den Rücken rammen? Ist das der Grund, warum sie hier sind, Hogan?«

»Das kann ich nicht sagen, Mylord, aber ich gehe davon aus.«

Lachen hallte von einem Arbeitstrupp herüber, der gerade eine Sammlung intimer Zeichnungen im Mantel eines Franzosen entdeckt hatte. Wellington zuckte bei dem Geräusch unwillkürlich zusammen und ritt ein Stück von den ausgelassenen Soldaten weg. Ein paar Krähen kämpften um einen Haufen Fleischfetzen, die einst ein französischer Plänkler gewesen waren. Der General starrte das unangenehme Bild an und verzog dann das Gesicht. »Was wissen Sie so alles über diese Irische Garde, Hogan?«

»Heutzutage setzt sie sich vornehmlich aus gebürtigen Spaniern zusammen, Mylord. Allerdings müssen die spanischen Rekruten nachweisen, dass sie von irischen

Exilanten abstammen. Die meisten Gardisten rekrutieren sich aus drei irischen Regimentern in spanischen Diensten, doch eine Hand voll, könnte ich mir vorstellen, sind auch Deserteure aus unserer Armee. Auch gehe ich davon aus, dass die meisten Patrioten sind und somit bereit, gegen die Franzosen zu kämpfen, aber ohne Zweifel gibt es auch *Afrancesados* unter ihnen. Was das betrifft, würde ich jedoch eher bei den Offizieren als bei den Mannschaften suchen.« Ein *Afrancesado* war ein Spanier, der die Franzosen unterstützte, und nahezu alle diese Verräter stammten aus dem gebildeten Bürgertum oder dem Adel. Hogan vertrieb eine Bremse, die sich auf dem Hals seines Pferdes niedergelassen hatte. »Ist schon gut, Jeremiah. Das ist nur eine hungrige Bremse«, erklärte er seinem erschrockenen Tier. Dann drehte er sich wieder zu Wellington um. »Ich weiß nicht, warum sie hierher geschickt worden sind, Mylord, aber in zwei Punkten bin ich mir sicher: Zunächst einmal ist es diplomatisch unmöglich, sie wieder loszuwerden, und zweitens müssen wir davon ausgehen, dass es die Franzosen waren, die sie uns geschickt haben. Ohne Zweifel hat man König Ferdinand manipuliert, damit er uns den Brief schreibt. Wie ich höre, ist er nicht allzu helle, Mylord.«

»Sie aber schon, Hogan. Deshalb ertrage ich Sie ja auch. Nun denn, was sollen wir jetzt tun? Sie Latrinen graben lassen?«

Hogan schüttelte den Kopf. »Wenn Sie der Leibgarde des spanischen Königs solch niedere Arbeiten übertragen, Mylord, dann wird man das sowohl als Beleidigung unserer spanischen Verbündeten im Allgemeinen als auch Seiner Allerkatholischsten Majestät im Besonderen betrachten.«

»Seine Allerkatholischste Majestät kann mich mal«, knurrte Wellington und starrte wütend zu dem Graben, in dem man nun die nackten Franzosen ohne große Zeremonie aufreihte. »Und die *Junta?*«, fragte er. »Was ist mit der *Junta?*«

Die *Junta* in Cadiz war der Rat, der das unbesetzte Spanien in Abwesenheit des Königs regierte. Und an der

Vaterlandsliebe dieser Männer bestand kein Zweifel. Von ihrer Effizienz konnte man das jedoch nicht behaupten. Die *Junta* war berüchtigt für ihre inneren Streitigkeiten und ihren Stolz, und nur wenige Dinge hatten diesen Stolz so schwer verletzt wie die diskrete, aber nachdrückliche Bitte, Arthur Wellesley, den Viscount Wellington, zum Generalissimus aller spanischen Armeen zu ernennen. Großmarschall der portugiesischen Armee und Oberkommandierender der britischen Streitkräfte in Portugal war er bereits, und niemand, der auch nur annähernd bei Verstand war, zweifelte daran, dass er der fähigste General auf alliierter Seite war, vor allem, weil er als Einziger ständig Siege einfuhr. Und es zweifelte auch niemand daran, dass die alliierten Truppen in Portugal und Spanien unter einem Kommando vereint werden mussten. Dennoch zögerte die *Junta*, Wellington diese Macht zu übertragen. Die spanischen Armeen, protestierten sie, müssten von einem Spanier geführt werden. Dass noch kein Spanier einen siegreichen Feldzug gegen die Franzosen geführt hatte, war ihnen dabei egal. Ein besiegter Spanier war ihnen immer noch lieber als ein siegreicher Ausländer.

»Die *Junta*, Mylord«, antwortete Hogan vorsichtig, »wird glauben, das sei das schmale Ende eines sehr breiten Keils. Sie werden das für eine britische Intrige halten, um die spanischen Armeen Stück für Stück zu übernehmen. Sie werden uns mit Adleraugen beobachten, Mylord, und sich genau anschauen, wie wir die Real Compañía Irlandesa behandeln.«

»Und der Adler, dem diese Augen gehören«, bemerkte Wellington säuerlich, »wäre dann wohl Don Luis.«

»Genau, Mylord«, bestätigte Hogan. General Don Luis Valverde war der offizielle Beobachter, den die *Junta* den britischen und portugiesischen Armeen zugeteilt hatte, und der Mann, dessen Empfehlung Wellington brauchte, wenn er je Generalissimus werden wollte. Doch solch eine Empfehlung war mehr als unwahrscheinlich, denn General

Valverde war ein Mann, in dem sich ausschließlich der Stolz der *Junta* widerspiegelte, von Vernunft keine Spur.

»Gottverdammt noch mal«, fluchte Wellington wieder, als er an Valverde dachte. »Nun denn – Hogan? Sie werden dafür bezahlt, mich zu beraten. Jetzt ist die Gelegenheit, sich Ihren Sold zu verdienen.«

Hogan sammelte kurz seine Gedanken. »Ich fürchte, wir werden Lord Kiely und seine Männer willkommen heißen müssen«, sagte er nach ein paar Sekunden, »auch wenn wir ihnen misstrauen. Anschließend können wir nur versuchen, ihnen den Aufenthalt so unangenehm wie möglich zu gestalten, bis sie irgendwann zurück nach Madrid oder nach Süden in Richtung Cadiz marschieren.«

»Wir sollen sie verjagen?«, hakte Wellington nach. »Wie?«

»Teilweise, Mylord, indem wir sie so nahe an den Franzosen stationieren, dass potenzielle Deserteure es leicht haben. Um das zu rechtfertigen, sagen wir, wir würden sie aufgrund ihres Rufes als Kämpfer an solch einer gefährlichen Stelle postieren. Die Real Compañía Irlandesa mag als Palastwache ja ganz hervorragend sein, aber ich wage zu bezweifeln, dass sie im Kampf gegen die Franzosen genauso glänzen wird. Deshalb sollten wir darauf bestehen, dass sie sich einer strengen Ausbildung unterziehen und zwar unter der Aufsicht von jemandem, bei dem wir darauf vertrauen können, dass er ihnen das Leben zur Hölle macht.«

Wellington lächelte grimmig. »Wir sollen diese Spielzeugsoldaten also ein wenig Demut lehren, ja?«

»Genau, Mylord. Ich hege keinerlei Zweifel daran, dass sie erwarten, mit Respekt oder sogar privilegiert behandelt zu werden. Also müssen wir sie enttäuschen. Wir müssen ihnen einen Verbindungsoffizier zuteilen, der im Rang hoch genug ist, um Lord Kiely zu schmeicheln und General Valverdes Misstrauen zu zerstreuen. Aber warum sollen wir ihnen nicht auch einen Zuchtmeister schicken? Einen Tyrann, aber einen, der klug genug ist, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken.«

Wellington lächelte und drehte sein Pferd dann wieder in Richtung seiner Adjutanten. Er wusste genau, an wen Hogan dachte. »Ich bezweifele, dass Mister Sharpe unserem Lord Kiely gefallen wird«, sagte der General.

»Ich denke, das wird auf Gegenseitigkeit beruhen, Mylord.«

»Wo steckt Sharpe eigentlich?«

»Er sollte sich gerade auf dem Weg nach Vilar Formoso befinden, Mylord, um sich dort beim Stab des Bürgermeisters zu melden. Und er dürfte nicht sehr glücklich damit sein, nehme ich an.«

»Dann wird es ihn ja freuen, stattdessen Kiely aufgehalst zu bekommen. Und wen sollen wir zum Verbindungsoffizier ernennen?«

»Für den Posten reicht jeder weichliche Narr, Mylord.«

»Also gut, Hogan, ich werde so einen Narren suchen und mich dann um den Rest kümmern.« Der General hieb seinem Pferd die Fersen in die Weichen. Als seine Adjutanten sahen, dass er wieder los wollte, nahmen sie die Zügel auf, doch dann hielt Wellington noch mal an. »Was will jemand eigentlich mit einem simplen Melkschemel?«

»Damit bleibt der Arsch trocken, wenn man nachts Wache schieben muss, Mylord.«

»Clever, Hogan. Keine Ahnung, warum mir das selbst noch nicht eingefallen ist. Gut gemacht.« Wellington ritt nach Westen, weg von den Überresten der Schlacht.

Hogan schaute dem General hinterher und verzog das Gesicht. Er war sicher, dass die Franzosen ihm Ärger machen wollten, und jetzt beabsichtigte er, es ihnen mit Gottes Hilfe heimzuzahlen. Er würde die Real Compañía Irlandesa mit zuckersüßen Worten und extravaganten Versprechen willkommen heißen und den Bastarden dann Richard Sharpe geben.

Das Mädchen klammerte sich an Rifleman Perkins. Sie hatte innere Verletzungen. Sie blutete und humpelte, aber sie

hatte darauf bestanden, die Hütte zu verlassen, um den beiden Franzosen beim Sterben zuzusehen. Tatsächlich verspottete sie die beiden Männer sogar. Sie spie und schrie sie an und lachte dann, als sich einer der beiden Gefangenen auf die Knie fallen ließ und Sharpe die gefesselten Hände entgegenreckte.

»Er sagt, er hätte das Mädchen nicht vergewaltigt«, übersetzte Harris.

»Warum hing dann seine Hose auf den Knöcheln? Der Bastard!«, sagte Sharpe und schaute zu den acht Mann des Erschießungskommandos. Normalerweise war es schwer, Männer für diese Aufgabe zu finden, diesmal jedoch nicht. »Legt an!«, brüllte Sharpe.

»Non, Monsieur, je vous prie! Monsieur!«, rief der kniende Franzose. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht.

Acht Riflemen visierten die beiden Franzosen an. Der andere Gefangene spie verächtlich aus und hob das Kinn. Er war ein gut aussehender Mann, auch wenn Harris ihm ein wenig das Gesicht verbeult hatte. Als der erste Mann erkannte, dass sein Flehen nichts nutzte, ließ er den Kopf hängen und begann unkontrolliert zu schluchzen. *»Maman!«*, rief er erbärmlich. *»Maman!«*

Brigadier Loup saß wieder in seinem mit Pelz gesäumten Sattel und schaute der Exekution aus fünfzig Yards Entfernung zu.

Sharpe wusste, dass er nicht das Recht hatte, Gefangene zu erschießen. Er wusste, dass er damit seine Karriere gefährdete, doch dann dachte er an die kleinen, blutverschmierten Leiber der vergewaltigten und ermordeten Kinder. »Feuer!«, schrie er.

Die acht Gewehre krachten. Rauch quoll aus den Mündungen, bildete eine beißende, übel riechende Wolke und verdeckte den Blick auf das Blut, das auf die steinerne Wand der Hütte spritzte. Die beiden Körper wurden zurückgeschleudert, prallten ab und sanken nach vorn und

zu Boden. Einer der beiden Männer zuckte noch ein paar Sekunden, dann rührte auch er sich nicht mehr.

»Sie sind ein toter Mann, Sharpe!«, rief Loup.

Sharpe reckte dem Brigadier zwei Finger entgegen, machte sich aber nicht die Mühe, sich zu ihm umzudrehen. »Die verdammten Froschfresser können die beiden verbuddeln«, sagte er mit Blick auf die beiden Toten, »aber die Häuser mit den spanischen Leichen werden wir zum Einsturz bringen. Um sie richtig zu begraben, fehlt uns leider die Zeit. Das sind doch Spanier, oder?«, fragte er Harris.

Harris nickte. »Wir sind knapp hinter der Grenze, Sir. Vielleicht ein, zwei Meilen. Das hat zumindest das Mädchen gesagt.«

Sharpe schaute zu dem Mädchen. Es war nicht älter als Perkins, vielleicht sechzehn, und es hatte nasses, schmutziges, langes schwarzes Haar. Doch wenn man es wusch und anständig kleidete, dachte Sharpe, wäre es sicher ganz hübsch. Sofort bekam er ein schlechtes Gewissen. Das Mädchen litt Höllenqualen. Es hatte zusehen müssen, wie seine Familie abgeschlachtet worden war, und dann war es von Gott weiß wie vielen Männern missbraucht worden. Jetzt schlang es die zerfetzten Kleider um den dürren Leib und starrte die beiden toten Soldaten an. Schließlich spie es auf sie und vergrub den Kopf an Perkins' Schulter.

»Sie wird uns begleiten müssen, Perkins«, sagte Sharpe. »Wenn sie hier bleibt, werden diese Bastarde sie abschlachten.«

»Jawohl, Sir.«

»Also kümmere dich um sie, Junge. Weißt du, wie sie heißt?«

»Miranda, Sir.«

»Dann kümmere dich um Miranda«, sagte Sharpe und ging zu Harper, der gerade die Männer aussuchte, die die Hütten mit den Toten zum Einsturz bringen sollten. Schwer hing der Geruch von Blut in der Luft, und Schwärme von Fliegen

surrten in den Schlachthäusern. »Die Bastarde werden uns jagen«, sagte Sharpe und nickte zu den lauernden Franzosen.

»Ja, das werden sie wohl, Sir«, pflichtete ihm der Sergeant bei.

»Wir werden uns an die Hügelkuppen halten«, sagte Sharpe. Kavallerie konnte keine steilen Hänge hinauf, jedenfalls nicht in Formation und sicherlich nicht, bevor Sharpes beste Scharfschützen ihre Offiziere ausgeschaltet hatten.

Harper schaute zu den beiden toten Franzosen. »Durften Sie das eigentlich, Sir?«

»Du meinst, ob die Gesetze des Königs es mir erlauben, Gefangene hinzurichten? Natürlich nicht. Also verrat mich nicht.«

»Ich werde schweigen wie ein Grab, Sir. Ich habe nichts gesehen, Sir, und ich werde dafür sorgen, dass auch die Jungs nichts gesehen haben.«

»Und eines Tages«, sagte Sharpe und starrte auf die ferne Gestalt von Brigadier Loup, »eines Tages werde ich *ihn* an die Wand stellen.«

»Amen«, sagte Harper, »Amen.« Er drehte sich um und blickte zu dem französischen Pferd, das noch immer auf dem Dorfplatz angebunden war. »Was machen wir mit dem Tier?«

»Mitnehmen können wir es nicht«, antwortete Sharpe. Die Hügel waren zu steil, und er beabsichtigte, sich an möglichst steiniges Terrain zu halten, wo die Dragoner ihnen nicht folgen konnten. »Aber ich werde dem Feind in keinem Fall ein ausgebildetes Kavalleriepferd überlassen.« Er spannte den Hahn seines Gewehrs. »Ich hasse das.«

»Soll ich das für Sie tun, Sir?«

»Nein«, sagte Sharpe. Er hasste es wirklich, das Tier zu töten. Trotzdem tat er es. Der Schuss hallte von den Hügeln wider, und das Pferd brach zusammen.

Die Riflemen bedeckten die toten Spanier mit Steinen und Reet, doch das Begräbnis der beiden toten Franzosen

überließen sie deren Kameraden. Dann stiegen sie in die nebligen Höhen hinauf und machten sich auf den Weg nach Westen.

Als sie bei Einbruch der Dunkelheit das Tal des Turones erreichten, war keine Spur von Verfolgern zu sehen. Es stank weder nach wund gerittenen Pferden noch funkelte grauer Stahl in der Dämmerung. Tatsächlich hatten sie den ganzen Nachmittag über keine Spur von irgendwelchen Verfolgern gesehen außer einmal. Als die Sonne den Horizont erreicht und die ersten kleinen Kerzenflammen gelb in den Hütten am Ufer geflackert hatten, da hatte plötzlich ein Wolf sein melancholisches Heulen in die Hügel hinaufgeschickt.

Das Heulen war lang und einsam gewesen, und das Echo hallte noch lange nach.

Und Sharpe schauderte.

KAPITEL ZWEI

Von der Burg in Ciudad Rodrigo konnte man normalerweise über den Fluss Agueda hinweg zu den Hügeln sehen, wo sich die britischen Truppen versammelten. Doch diese Nacht war so dunkel und nass, dass man überhaupt nichts sehen konnte außer dem Flackern zweier Fackeln in einem Tunnel, der tief in die riesigen Bastionen der Stadt führte. Der Regen prasselte silberrot an den Flammen vorbei und machte das Pflaster rutschig. Alle paar Sekunden erschien eine Wache im Tunneleingang, und das feurige Licht ließ die Spitze eines aufgepflanzten Bajonetts funkeln. Die französische Trikolore flatterte über dem Tor, aber in der Dunkelheit war sie kaum zu erkennen. Immer wieder schleuderte der Wind den Regen gegen die Festungsmauern und manchmal sogar in das tief liegende Fenster, wo ein Mann lehnte und zum Torbogen hinunterstarrte. Das flackernde Licht der Fackeln spiegelte sich auf den dicken Gläsern seiner mit Draht eingefassten Brille.

»Vielleicht kommt er ja nicht«, sagte die Frau am Kamin.

»Wenn Loup sagt, dass er kommt«, erwiderte der Mann, ohne sich umzudrehen, »dann kommt er auch.« Der Mann hatte eine ungewöhnlich tiefe Stimme, die in krassem Gegensatz zu seiner kleinen, ja zerbrechlichen Gestalt stand. Sein schmales Gesicht war das eines Gelehrten, die Augen kurzsichtig und die Wangen voller Pockennarben. Er trug eine schlichte dunkelblaue Uniform, an der keinerlei Rangabzeichen zu sehen waren, doch Pierre Ducos brauchte auch keine protzigen Schnüre, Ketten, Epauletten und Orden, um seine Autorität unter Beweis zu stellen. Major Ducos war Napoleons Mann in Spanien, und jeder, der etwas zu sagen hatte, angefangen mit König Joseph, wusste das.

»Loup«, sagte die Frau. »Das heißt ›Wolf‹, nicht wahr?«

Diesmal drehte sich Ducos um. »Ihre Landsleute nennen ihn El Lobo«, sagte er, »und er macht ihnen Angst.«

»Abergläubisches Volk lässt sich leicht verängstigen«, entgegnete die Frau verächtlich. Sie war groß und schlank, und ihr Gesicht war nicht wirklich schön, aber es hatte etwas. Es war ein hartes, kluges und einmaliges Gesicht, das man nie wieder vergaß, wenn man es einmal gesehen hatte, mit vollen Lippen, tief liegenden Augen und einem verächtlichen Gesichtsausdruck. Sie war vielleicht dreißig Jahre alt, doch das war schwer zu sagen, denn ihre Haut war von der Sonne so braun gebrannt wie die einer Bäuerin. Andere Frauen von Adel gaben sich große Mühe, ihre Haut so bleich wie Kreide und so weich wie Quark zu halten, doch diese Frau kümmerten solche Moden nicht. Ihre Leidenschaft war das Jagen, und wenn sie ihren Hunden folgte, dann ritt sie wie ein Mann und kleidete sich auch so: Hose, Stiefel und Sporen.

In dieser Nacht trug sie die Uniform eines französischen Husaren: eine hautenge, himmelblaue Hose mit verschlungener ungarischer Spitze auf den Oberschenkeln, einen pflaumenfarbenen Dolman mit blauen Manschetten und weißen Seidenschnüren sowie eine scharlachrote Jacke, die mit schwarzem Pelz abgesetzt war. Gerüchten zufolge besaß Doña Juanita de Elia eine Regimentsuniform jedes Mannes, mit dem sie je geschlafen hatte, und es hieß, ihre Garderobe sei größer als die Salons der meisten anderen Damen. Für Major Ducos war Doña Juanita nichts weiter als eine extravagante Hure, eine Gespielin für die Soldaten, und in Ducos' undurchsichtiger Welt war Extravaganz ein Problem. Juanita hingegen betrachtete sich selbst als Abenteurerin und *Afrancesada*, und jeder Spanier, der sich in diesem Krieg auf Frankreichs Seite schlug, war nützlich für Ducos. Und widerwillig musste er auch einräumen, dass diese den Krieg liebende Abenteurerin bereit war, große Risiken für Frankreich einzugehen, und so war Ducos

seinerseits bereit, sie mit einem Respekt zu behandeln, den er Frauen gegenüber normalerweise nicht aufbrachte.

»Erzählen Sie mir von El Lobo«, verlangte Doña Juanita.

»Er ist ein Dragonerbrigadier«, sagte Ducos, »der seine Karriere als Stallbursche in der königlichen Armee begann. Er ist sehr tapfer, sehr fordernd, sehr erfolgreich und vor allem gnadenlos.«

Im Allgemeinen beschäftigte sich Ducos nur wenig mit Soldaten. Für ihn waren das allesamt romantische Narren, die zu Imponiergehabe neigten, doch Loup wusste er zu schätzen. Der Brigadier war zielstrebig, unerschütterlich, und er machte sich keinerlei Illusionen. All das waren Qualitäten, die auch Ducos besaß, und Ducos dachte immer, wäre er in die Armee eingetreten, er wäre genau wie Loup. Sicher, genau wie Juanita de Elia hatte auch Loup einen gewissen Hang zur Extravaganz, doch Ducos verzieh dem Brigadier das Theater mit den Wolfspelzen, denn offen gesagt war Loup der beste Soldat, den Ducos in Spanien gefunden hatte, und er würde dafür sorgen, dass man den Dragoner angemessen dafür belohnte.

»Soldaten sind wie Hirschbullen, Madame«, sagte Ducos. »Sie kämpfen miteinander, um festzustellen, wer der Beste im Rudel ist, und sie hassen ihre größten Rivalen mehr als die Tiere, die ihnen keinen Widerstand leisten. Und das, Madame, legt wiederum nahe, dass die Abneigung des Maréchal Brigadier Loup gegenüber Beweis für dessen Fähigkeiten ist.« Und, so dachte Ducos, es war auch wieder solch ein sinnloses Imponiergehabe. Kein Wunder, dass der Krieg in Spanien so lange dauerte und sich als so ärgerlich erwies, wenn ein Maréchal de France seine Launen am besten Brigadier der Armee ausließ.

Ducos drehte sich wieder zum Fenster um, als Pferdegetrappel durch den Tunnel hallte. Er hörte, wie die Neuankömmlinge angerufen wurden, dann öffnete sich knarrend das Tor, und eine Sekunde später tauchten graue Reiter in dem von Fackeln erhellten Torbogen auf.

Doña Juanita de Elia trat neben Ducos. Sie war ihm so nah, dass er das Parfüm auf ihrer protzigen Uniform riechen konnte. »Welcher ist es?«, fragte sie.

»Der ganz vorn«, antwortete Ducos.

»Er ist ein guter Reiter«, bemerkte Juanita de Elia anerkennend.

»Er hat ein angeborenes Talent dafür«, sagte Ducos. »Aber er spielt nicht herum. Er lässt sein Pferd nicht tanzen, er lässt es kämpfen.« Er rückte ein Stück weg von der Frau. Er mochte Parfüm genauso wenig wie Huren, die eine eigene Meinung hatten.

Die beiden warteten stumm und voller Unbehagen. Juanita de Elia hatte schon vor langer Zeit erkannt, dass ihre Waffen bei Ducos nicht funktionierten. Tatsächlich glaubte sie sogar, er möge keine Frauen, doch in Wahrheit waren sie Pierre Ducos schlicht egal. Dann und wann ging auch er in ein Soldatenbordell, aber nur, nachdem ihm ein Arzt ein sauberes Mädchen herausgesucht hatte. Die meiste Zeit verzichtete er jedoch auf solche Ablenkungen. Stattdessen zog er es vor, sich mit mönchischer Disziplin auf die Sache des Kaisers zu konzentrieren. Jetzt saß er an seinem Tisch, blätterte ein paar Seiten durch und versuchte, die Gegenwart der Frau zu ignorieren. Irgendwo in der Stadt schlug eine Turmuhr neun. Die Stimme eines Sergeanten hallte aus dem Innenhof herauf, als ein Trupp zur Bastion geführt wurde. Der Regen war gnadenlos. Dann waren endlich Stiefel und Sporen auf der Treppe zu Ducos’ großer Kammer zu hören, und Doña Juanita hob erwartungsvoll den Blick.

Brigadier Loup machte sich nicht die Mühe anzuklopfen. Kochend vor Wut platzte er einfach herein. »Ich habe zwei Männer verloren! Gottverdammt noch mal! Zwei gute Männer! Ich habe sie an Riflemen verloren, Ducos, an britische Riflemen. Sie haben sie exekutiert! Sie haben sie an die Wand gestellt und wie Ratten abgeknallt!« Er stand vor Ducos’ Tisch und griff nach einer Karaffe Brandy. »Ich

will, dass ein Preis auf den Kopf ihres Captains ausgesetzt wird, Ducos. Ich will die Eier des Kerls im Kochtopf meiner Männer.«

Plötzlich hielt er inne und musterte die uniformierte Frau neben dem Kamin. Kurz glaubte Loup, die Gestalt in der Husarenuniform sei ein ungewöhnlich weibischer, junger Mann, einer dieser Pariser Stutzer, die mehr Geld für ihren Schneider ausgaben als für ihr Pferd und ihre Waffen, doch dann erkannte er, dass es sich tatsächlich um eine Frau handelte und dass das auf ihrem Kopf kein Rosshaarschweif, sondern ihre echten Haare waren.

»Gehört die Ihnen, Ducos?«, fragte Loup gehässig.

»Monsieur«, sagte Ducos in betont formellem Ton, »darf ich Ihnen Doña Juanita de Elia vorstellen? Madame? Dies hier ist Brigadier Guy Loup.«

Brigadier Loup starrte die Frau am Feuer an, und was er sah, gefiel ihm, und Doña Juanita de Elia erwiderte den Blick des Dragoners, und auch ihr gefiel der Anblick, der sich ihr bot. Sie sah einen kräftigen, einäugigen Mann mit einem brutalen, wettergegerbten Gesicht. Er trug sein graues Haar und den Bart kurz und seine graue, pelzbesetzte Uniform wie ein Henkerskostüm. Der Pelz glitzerte von Regenwasser, und der Geruch war dementsprechend und mischte sich mit dem von Leder, Tabak, Schweiß, Waffenöl, Schießpulver und Pferden.

»Brigadier«, sagte sie höflich.

»Madame«, erwiderte Loup und musterte dann schamlos Doña Juanita in ihrer hautengen Uniform von Kopf bis Fuß. »Oder sollte ich lieber Colonel sagen?«

»Brigadier – mindestens«, antwortete Juanita, »wenn nicht gar Maréchal.«

»Zwei Männer?«, unterbrach Ducos den Flirt. »Wie ist das passiert?«

Und Loup erzählte. Dabei lief er auf und ab und biss in einen Apfel, den er sich von Ducos’ Schreibtisch genommen hatte. Er erzählte, wie er einen kleinen Trupp seiner Männer

in die Hügel geführt hatte, um die Flüchtlinge aus Fuentes de Oñoro zu finden, und wie er von den Grünröcken überrascht worden war, nachdem er Rache an den Spaniern geübt hatte. »Sie wurden von einem Captain mit Namen Sharpe angeführt«, sagte er.

»Sharpe«, wiederholte Ducos und blätterte dann in dem dicken Buch, in dem er jede noch so kleine Information über die Feinde des Kaisers verzeichnete. Es war Ducos' Aufgabe, alles über diese Feinde zu wissen und Empfehlungen abzugeben, wie man sie vernichten konnte, und seine Informationen waren genauso umfangreich wie seine Macht. »Sharpe«, sagte er erneut, als er den Eintrag fand, den er gesucht hatte. »Ein Rifleman, habe Sie gesagt? Ich nehme an, das ist derselbe Mann, der bei Talavera den Adler erobert hat. Hatte er nur seine Grünröcke dabei oder auch Rotröcke?«

»Auch Rotröcke.«

»Dann ist das derselbe. Aus irgendeinem Grund wussten wir bisher nicht, dass er in einem Rotrockbataillon dient.« Ducos machte einen entsprechenden Eintrag in seinem Buch, das bereits ähnliche Einträge zu mehr als fünfhundert feindlichen Offizieren enthielt. Einige der Einträge waren schwarz durchgestrichen. Diese Männer waren tot, und Ducos stellte sich manchmal vor, wie glorreich es wohl sein würde, wenn eines Tages all diese britischen, spanischen und portugiesischen Helden von der französischen Armee durchgestrichen wurden. »Captain Sharpe«, sagte Ducos nun, »ist eine Berühmtheit in Wellingtons Armee. Ursprünglich war er nur ein einfacher Soldat, und sein Aufstieg ist eine Seltenheit in Großbritannien.«

»Mir ist egal, ob er in der Latrine angefangen hat, Ducos. Ich will seinen Skalp, und ich will seine Eier.«

Ducos hielt nicht viel von derartigen Privatfehden. Er fürchtete, dass so etwas eine Person nur von ihren wirklich wichtigen Pflichten ablenkte. Er schloss das Buch. »Wäre es nicht besser«, schlug er kalt vor, »wenn Sie mir gestatten

würden, formal gegen die Exekution zu protestieren? Wellington wird so etwas wohl kaum gutheißen.«

»Nein«, antwortete Loup. »Ich brauche keine Advokaten, die für mich Rache nehmen.« Es war nicht der Tod seiner beiden Männer, was Loup so wütend machte, denn mit dem Tod mussten Soldaten leben, sondern die Art, wie sie gestorben waren. Soldaten sollten entweder auf dem Schlachtfeld oder im Bett sterben und nicht an einer Wand wie gemeine Verbrecher. Außerdem ärgerte es Loup ungemein, dass ein anderer Soldat ihn besiegt hatte. »Aber wenn ich ihn in den nächsten paar Wochen nicht erledigen kann, Ducos, dann können Sie Ihren Brief schreiben.« Loup räumte das nur widerwillig ein. »Soldaten sind schwerer zu töten als Zivilisten«, fuhr er fort, »und gegen Zivilisten kämpfen wir schon viel zu lange. Jetzt wird meine Brigade lernen müssen, wie man auch uniformierte Feinde vernichten kann.«

»Ich dachte immer, die meisten französischen Soldaten würden ohnehin lieber gegen reguläre Truppen kämpfen als gegen Guerilleros«, bemerkte Doña Juanita.

Loup nickte. »Ja, auf die meisten trifft das zu, Madame, auf mich aber nicht. Ich bin auf den Guerillakampf spezialisiert.«

»Erzählen Sie mir davon«, bat Doña Juanita.

Loup schaute zu Ducos, als bitte er um dessen Erlaubnis, und Ducos nickte. Ducos ärgerte sich über die Anziehungskraft, die er zwischen den beiden spürte. Sie war so elementar wie die Lust eines Katers, so greifbar, dass Ducos bei dem Gestank fast die Nase gerümpft hätte. Wenn er diese beiden auch nur für eine halbe Minute allein lassen würde, glaubte er, dann würden ihre Uniformen auf dem Boden liegen. Es war jedoch nicht so, dass er sich von dieser Lust beleidigt fühlte, vielmehr glaubte er, dass sie die beiden nur von ihren eigentlichen Pflichten ablenken würde. »Reden Sie ruhig«, sagte er zu Loup.

Loup zuckte mit den Schultern, als gäbe es da kein Geheimnis. »Ich verfüge über die bestausgebildeten

Truppen der Armee«, begann er. »Besser noch als die Alte Garde. Sie kämpfen gut, sie töten gut, und sie werden gut belohnt. Ich halte sie immer vom Rest der Armee getrennt. Sie werden nicht mit anderen Truppen einquartiert, und sie mischen sich nicht mit ihnen. So weiß niemand, wer sie sind und was sie tun. Wenn Sie sechshundert Mann von hier nach Madrid schicken, dann garantiere ich Ihnen, dass jeder Guerillero zwischen hier und Sevilla schon davon weiß, bevor sie überhaupt aufgebrochen sind. Bei meinen Männern ist das anders. Wir sagen niemandem, was wir tun oder wohin wir gehen. Wir marschieren einfach los und erledigen unsere Aufgabe. Und wir haben unsere eigenen Unterkünfte. Ich habe ein Dorf geräumt und es zu meinem Depot gemacht, aber wir leben nicht nur dort. Wir gehen, wohin wir wollen, wir schlafen, wo wir wollen, und wenn uns Guerilleros angreifen, dann sterben sie und nicht nur sie, sondern auch ihre Mütter, ihre Kinder, ihre Priester und ihre Enkel. Wir machen ihnen Angst, Madame, genauso wie sie versuchen, uns Angst zu machen, doch inzwischen wird mein Wolfsrudel mehr gefürchtet als die Guerilleros.«

»Gut«, sagte Doña Juanita schlicht.

»Brigadier Loups Gebiet ist bemerkenswert frei von Guerilleros«, bemerkte Ducos in ehrlichem Respekt.

»Aber immer noch nicht ganz«, fügte Loup grimmig hinzu. »El Castrador hat bis jetzt überlebt, aber ich werde schon noch sein eigenes Messer gegen ihn richten. Vielleicht lockt die Ankunft der Briten ihn ja wieder hervor.«

»Und genau deswegen sind wir hier«, sagte Ducos und übernahm den Befehl über den Raum. »Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass die Briten ihre Sachen packen und verschwinden.« Und dann beschrieb er mit seiner tiefen, fast hypnotischen Stimme die militärische Situation, so wie er sie sah. Und Brigadier Loup, der das ganze letzte Jahr über die Pässe über die Berge an der Grenze freigehalten und die Hügel von Guerilleros bereinigt hatte, sodass Maréchal Massénas Armee in Portugal nicht vernichtet worden war,

hörte fasziniert zu, während Ducos ihm die wahre Geschichte erzählte und nicht die patriotischen Lügen, wie man sie im *Moniteur* lesen konnte. »Wellington ist klug«, gab Ducos zu. »Zwar nicht brillant, aber klug, und wir haben ihn unterschätzt.« Die Franzosen hatten von den Befestigungen und Sperrriegeln bei Torres Vedras erst erfahren, als sie in Geschützreichweite gekommen waren, und dort hatten sie dann den ganzen Winter hindurch gewartet, gehungert und gefroren. Jetzt stand die Armee wieder an der spanischen Grenze und wartete auf Wellingtons Angriff.

Und dieser Angriff würde hart und blutig werden, denn zwei mächtige Festungen versperrten die einzigen passierbaren Wege durch die Berge. Ciudad Rodrigo war die nördliche der beiden Festungen und Badajoz die südliche. Vor einem Monat war Badajoz noch in spanischer Hand gewesen, und Massénas Pioniere waren an den massiven Mauern schier verzweifelt, doch dann hatte Ducos ein hohes Bestechungsgeld aufgetrieben, und der spanische Kommandant hatte die Festung übergeben. Jetzt waren beide Schlüssel zu Spanien, Badajoz und Ciudad Rodrigo, fest in der Hand des Kaisers.

Doch da gab es noch eine dritte Grenzfestung, die ebenfalls von den Franzosen kontrolliert wurde. Almeida lag in Portugal, und obwohl sie nicht so wichtig war wie Ciudad Rodrigo oder Badajoz und obwohl die innere Festung zusammen mit der Kathedrale im Jahr zuvor von einer mächtigen Schießpulverexplosion zerstört worden war, so stellten die dicken, sternförmigen Mauern der Stadt nach wie vor ein großes Hindernis dar. Jede britische Streitmacht, die Ciudad Rodrigo belagern wollte, würde Tausende von Männern abstellen müssen, damit die Garnison von Almeida ihr nicht in den Rücken fallen konnte, und Ducos ging davon aus, dass Wellington solch eine Gefahr im Rücken seiner Armee niemals dulden würde.

»Wellingtons erstes Ziel wird die Eroberung von Almeida sein«, sagte Ducos, »und Maréchal Masséna wird sein Bestes tun, um die Festung zu entsetzen. In anderen Worten, Brigadier …«, Ducos redete mehr mit Loup als mit Doña Juanita, »… es wird zu einer Schlacht in der Nähe von Almeida kommen. In diesem Krieg ist zwar nur selten etwas sicher, doch in diesem Fall können wir wohl davon ausgehen.«

Loup starrte auf die Karte und nickte dann. »Es sei denn, Maréchal Masséna zieht die Garnison zurück«, sagte er in verächtlichem Ton. Für ihn war Masséna, sein Feind, zu allem fähig.

»Das wird er aber nicht«, sagte Ducos im selbstbewussten Tonfall eines Mannes, der die Macht hatte, einem Maréchal de France seine Strategie aufzuzwingen. »Und der Grund dafür liegt hier«, sagte er und tippte dabei auf die Karte. »Schauen Sie«, forderte er Loup auf, und der Brigadier beugte sich gehorsam vor. Die Festung von Almeida wurde durch einen Stern dargestellt, der ihre mächtigen Bastionen symbolisieren sollte. Darum herum waren Hügel zu sehen und dahinter, zwischen Almeida und dem Rest von Portugal, ein tiefer Fluss: der Coa. »Er fließt dort durch eine tiefe Schlucht, Brigadier«, sagte Ducos, »und es gibt nur eine einzige Brücke bei Castello Bom.«

»Die kenne ich gut.«

»Wenn wir also Wellington auf dieser Seite des Flusses besiegen«, fuhr Ducos fort, »dann werden seine Männer auf der Flucht gezwungen sein, eine Brücke von kaum drei Metern Breite zu überqueren. Deshalb werden wir die Garnison in Almeida lassen, wo sie ist, denn ihre Gegenwart wird Lord Wellington zwingen, an diesem Ufer des Coa zu kämpfen, und wenn er das tut, dann werden wir ihn vernichten. Und sind die Briten erst einmal weg, Brigadier, dann werden wir Ihre Terrortaktiken anwenden, um den Widerstand in Portugal und Spanien ein für alle Mal zu brechen.«

Loup richtete sich wieder auf. Ducos' Analyse beeindruckte ihn, aber er war auch misstrauisch. Er brauchte ein paar Sekunden, um seinen Protest zu formulieren, und um sich Zeit dafür zu verschaffen, zündete er sich eine lange, dunkle Zigarre an. Er blies den Rauch aus und erkannte, dass es keine höfliche Formulierung für seine Zweifel gab. Also sagte er rundheraus: »Ich habe noch nicht gegen die Briten in der Schlacht gekämpft, Major, aber wie ich gehört habe, sind sie schier unglaublich stur, wenn sie etwas verteidigen.« Loup tippte auf die Karte. »Ich kenne diese Gegend dort gut. Sie ist voller Hügelketten und Flusstäler. Geben Sie Wellington einen Hügel, und Sie werden eher an Altersschwäche sterben, als dass Sie den Kerl da runterbekommen. Jedenfalls habe ich das so gehört.« Loup zuckte mit den Schultern, als sei er mit seiner eigenen Meinung unzufrieden.

Ducos lächelte. »Brigadier, nehmen wir einmal an, Wellingtons Armee sei von innen verfault, was dann?«

Loup dachte kurz darüber nach. »Dann wird sie einfach auseinanderfallen«, erklärte er schlicht.

»Gut! Und genau das ist der Grund, warum ich Ihnen Doña Juanita vorstellen wollte«, sagte Ducos, und die Edelfrau lächelte den Dragoner an. »Doña Juanita wird auf die andere Seite gehen«, fuhr Ducos fort, »und bei unseren Feinden leben. Von Zeit zu Zeit wird sie sich wegen bestimmter Dinge an Sie wenden, Brigadier, die Sie von mir zur Verfügung gestellt bekommen. Und ich möchte, dass Sie es als Ihre oberste Pflicht betrachten, diese Dinge an Doña Juanita weiterzuleiten.«

»Dinge?«, hakte Loup nach. »Was denn für Dinge? Waffen? Munition?«

Doña Juanita antwortete für Ducos. »Nichts, was nicht in den Tragekorb eines Maultiers passen würde, Brigadier.«

Loup schaute zu Ducos. »Glauben Sie etwa, es sei leicht, von einer Armee zur anderen zu reiten? Himmel, Ducos, die Briten haben einen Schutzschirm aus Kavallerie, und dann

wären da noch die Guerilleros, unsere eigenen Flankentrupps und Gott weiß wie viele britische Wachen. Das ist schon etwas anderes, als einfach mal so in den Bois de Boulogne zu reiten.«

Ducos schien das keine große Sorge zu bereiten. »Doña Juanita wird den Übergang selbst arrangieren, und ich habe vollstes Vertrauen in ihre Fähigkeiten, was das betrifft. Sie, Brigadier, müssen sie nur mit Ihrem Wolfsbau vertraut machen. Sie muss wissen, wo sie Sie finden kann und wie. Ist das möglich?«

Loup nickte und schaute dann zu der Frau. »Können Sie mich morgen begleiten?«

»Wann immer Sie es wünschen, Brigadier.«

»Dann reiten wir morgen los«, sagte Loup, »und vielleicht auch noch mal übermorgen. Was meinen Sie?«

»Vielleicht, mon Général, vielleicht«, erwiderte die Frau.

Wieder unterbrach Ducos den Flirt. Es war schon spät. Das Abendessen wartete auf ihn, und er hatte noch Papierkram zu erledigen. »Ihre Männer«, sagte er zu Loup, »sind jetzt die Augen und Ohren der Armee. Deshalb möchte ich, dass Sie vor allem auf die Ankunft einer neuen Einheit in der britischen Armee achten.«

Loup verzog beleidigt das Gesicht. »Auf so etwas achten wir immer, Major. Wir sind Soldaten, schon vergessen?«

»Ich möchte, dass Sie *besonders* darauf achten, Brigadier.« Loups Entrüstung kümmerte Ducos nicht. »Es geht um eine spanische Einheit, die Real Compañía Irlandesa. Sie wird sich den Briten schon bald anschließen, und ich will wissen, wann genau sie ankommen und wo sie stationiert werden. Das ist sehr wichtig, Brigadier.«

Loup schaute zu Doña Juanita. Er nahm an, dass die Real Compañía Irlandesa in irgendeiner Verbindung zu ihrer Mission stand, doch ihr Gesicht verriet ihm nichts. Egal, dachte Loup, die Frau würde ihm schon bald alles sagen. Er drehte sich wieder zu Ducos um. »Wenn auch nur ein Hund

im britischen Lager furzt, Major, werden Sie davon erfahren.«

»Gut!«, sagte Ducos. Damit war das Gespräch für ihn beendet. »Aber jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten, Brigadier. Ich bin sicher, Sie haben heute Abend schon was vor.«

Loup schnappte sich seinen Helm mit dem nassen grauen Rosshaarschweif. »Doña«, sagte er, als er die Tür zur Treppe erreichte, »ist das nicht der Titel für eine verheiratete Frau?«

»Mein Ehemann, mon Général, liegt in Südamerika begraben.« Doña Juanita zuckte mit den Schultern. »Gelbfieber.«

»Und meine Frau, Madame«, sagte Loup, »ist in ihrer Küche in Besançon begraben.« Er streckte den Arm in Richtung Tür aus und bot Doña Juanita so an, sie nach unten zu begleiten, doch Ducos hielt die Spanierin zurück.

»Sind Sie bereit zu gehen?«, fragte Ducos Doña Juanita, als Loup außer Hörweite war.

»So bald schon?«, erwiderte Doña Juanita.

Ducos zuckte mit den Schultern. »Ich nehme an, dass die Real Compañía Irlandesa die britischen Linien inzwischen erreicht hat, und wenn nicht, dann spätestens zum Monatsende.«

Doña Juanita nickte. »Ich bin bereit.« Sie hielt kurz inne. »Und die Briten, Ducos, werden Sie nicht ahnen, warum die Real Compañía Irlandesa ihnen zugeteilt worden ist?«

»Natürlich werden sie das. Andernfalls wären sie schlicht dumm. Aber ich will ja, dass sie misstrauisch sind. Madame, unsere Aufgabe ist es, den Feind in Unruhe zu versetzen. Sollen sie sich ruhig über die Real Compañía Irlandesa den Kopf zerbrechen. Vielleicht übersehen sie dann ja die wirkliche Bedrohung.« Ducos nahm die Brille ab und polierte das Glas mit dem Saum seines Jacketts. »Und Lord Kiely? Können Sie sich seiner Zuneigung wirklich sicher sein?«

»Lord Kiely ist ein versoffener Narr, Major«, antwortete Doña Juanita. »Er wird tun, was ich ihm sage.«

»Aber machen Sie ihn nicht eifersüchtig«, warnte Ducos.

Doña Juanita lächelte. »Sie können mich sicherlich über Vieles belehren, Ducos, aber wenn es um Männer und ihre Launen geht, dann weiß ich alles, was es dazu zu wissen gibt. Glauben Sie mir. Machen Sie sich um Lord Kiely keine Sorgen. Er wird ganz brav sein und aufs Wort gehorchen. Ist das alles?«

Ducos setzte sich die Brille wieder auf. »Ja, das ist alles. Jetzt bleibt mir nur noch, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen, Madame.«

»Vielen Dank, Ducos. Ich bin sicher, meine Nacht wird ganz wunderbar.« Doña Juanita lächelte und verließ den Raum.

Ducos lauschte dem Klirren ihrer Sporen auf der Treppe, dann hörte er ihr Lachen, als sie Loup am Fuß der Stufen traf. Ducos schloss die Tür, um das Geräusch auszusperren, und ging langsam wieder zum Fenster. Es regnete noch immer, und man konnte nach wie vor nichts sehen, doch in seinem geschäftigen Geist sah Ducos ohnehin nur eines: Ruhm und Ehre. Aber das hing nicht nur davon ab, dass Doña Juanita und Loup ihre Pflicht erfüllten, sondern auch vom cleveren Plan eines Mannes, den selbst Ducos als ebenbürtig betrachtete, eines Mannes, der bereits hinter den britischen Linien war und den Keim des Verfalls in Wellingtons Armee säte, um sie schließlich in einer engen Schlucht in den Hinterhalt zu führen.

Ducos’ schmale Gestalt erzitterte bei dem Bild, das er vor seinem geistigen Auge sah: die unverschämte britische Armee, von innen zersetzt, in der Falle und besiegt. Er sah den Triumph Frankreichs. Er sah ein Flusstal, dessen felsige Hänge mit Leichen übersät waren. Er sah, wie sein Kaiser ganz Europa beherrschte und dann – wer weiß – die ganze bekannte Welt. Alexander hatte das geschafft. Warum nicht auch Bonaparte?

Und diese Herrschaft würde mit einem kleinen Plan ihren Anfang nehmen, den sich Ducos und sein geheimster Agent an den Ufern des Coa ausgedacht hatten.

»Das ist die Gelegenheit, Sharpe. Bei meiner Seel', das ist die Gelegenheit. Eine echte Gelegenheit. So viele Gelegenheiten bekommt ein Mann nicht in seinem Leben, und wenn dann eine kommt, dann sollte man sie auch ergreifen. Das hat mich mein Vater gelehrt. Er war Bischof, wissen Sie, und man steigt nicht vom Vikar zum Bischof auf, wenn man eine solche Gelegenheit nicht beim Schopfe packt. Verstehen Sie, was ich Ihnen damit sagen will?«

»Jawohl, Sir.«

Colonel Claud Runcimans riesiger Hintern ruhte gut und breit auf der Gasthausbank, während vor ihm auf dem schlichten Holztisch die Überreste einer gewaltigen Mahlzeit zu sehen waren. Da waren Hühnerknochen, Traubenstängel, Orangenschalen, das Rückgrat eines Hasen, ein unidentifizierbares Stück Knorpel sowie ein eingefallener Weinschlauch. Das üppige Essen hatte Colonel Runciman gezwungen, Mantel, Weste und Hemd zu öffnen, um anschließend die Schnüre seines Korsetts zu lockern. Daraufhin war der Bauch hervorgequollen, und nun spannte sich die Uhrkette auf dem bleichen, straffen Fleisch. Der Colonel rülpste laut.

»Irgendwo hier läuft ein buckliges Mädchen rum, das das Essen serviert, Sharpe«, sagte Runciman. »Wenn Sie sie sehen, dann sagen Sie ihr bitte, dass ich noch etwas Kuchen will. Dazu ein wenig Käse vielleicht. Aber keinen Ziegenkäse. Ich kann Ziegenkäse einfach nicht vertragen. Der schlägt mir auf die Milz, wissen Sie?«

Auf Runcimans rotem Rock waren die gelben Kragenspiegel und silbernen Schnüre des 37th zu sehen, eines guten Linienregiments aus Hampshire, auf das der breite Schatten des Colonels jedoch schon seit Jahren nicht mehr gefallen war. Zuletzt hatte er als Generalfeldzeugmeister gedient und den Befehl über den britischen Tross und die portugiesischen Maultiertreiber gehabt, doch nun hatte man ihn der Real Compañía Irlandesa als Verbindungsoffizier zugeteilt.

»Das ist natürlich eine Ehre«, sagte er zu Sharpe, »aber sie kommt weder unerwartet noch ist sie unverdient. Als Wellington einen Zeugmeister für seine Armee gesucht hat, da habe ich ihm gesagt, dass ich das ihm zu Gefallen tun würde, aber ich erwarte auch eine Belohnung dafür. Niemand will sein ganzes Leben damit verbringen, schwachsinnigen Kutschern Verstand einzuprügeln. O Gott, nein. Da ist die Bucklige, Sharpe! Da ist sie! Halten Sie sie auf, Sharpe! Braver Junge! Sagen Sie ihr, ich will Kuchen und einen ordentlichen Käse!«

Der Kuchen und der Käse wurden gebracht und ein weiterer Weinschlauch geholt zusammen mit einer Schüssel Kirschen, um auch noch den letzten Rest von Runcimans Appetit zu befriedigen. Eine Gruppe von Kavallerieoffizieren saß an einem Tisch auf der anderen Seite des Raums und schloss Wetten darauf ab, wie viel Essen Runciman wohl noch verschlingen konnte, doch Runciman bemerkte ihren Spott gar nicht.

»Das ist eine Gelegenheit«, sagte er wieder, als er sich bereits tief in den Kuchen gegraben hatte. »Ich kann Ihnen natürlich nicht sagen, was für Sie dabei herausspringt, aber ein Kerl wie Sie erwartet vermutlich ohnehin nicht viel vom Leben. Was mich jedoch betrifft, so ist da vielleicht sogar das Goldene Vlies drin.« Er schaute zu Sharpe hinauf. »Sie wissen doch, was *Real* bedeutet, oder?«

»Königlich, Sir.«

»Dann sind Sie also doch nicht so ungebildet, was? Ja, königlich, Sharpe. Die königliche Garde! Diese Iren sind königlich! Kein Haufen primitiver Kutscher und Maultiertreiber. Sie haben königliche Verbindungen, Sharpe, und das heißt königliche Belohnungen! Und ich habe so eine Ahnung, dass der spanische Hof zum Orden des Goldenen Vlieses auch noch eine Pension gewährt. Eine Belohnung für gut gemachte Arbeit. Sehen Sie das nicht? Und das nur von den Spaniern! Gott allein weiß, was London noch so alles ausspucken wird. Ein Ritterschlag vielleicht?

Der Prinzregent wird wissen wollen, ob wir unsere Aufgabe gut erfüllt haben, Sharpe. Er wird sich dafür interessieren. Ist Ihnen das nicht klar? Er wird von uns erwarten, dass wir diese Kerle behandeln, wie es einer königlichen Garde gebührt. Der Order of the Bath sollte da mindestens drin sein. Vielleicht sogar der Titel eines Viscounts. Und warum auch nicht? Aber da gibt es ein Problem.« Colonel Runciman rülpste erneut und hob kurz eine Arschbacke. »Mein Gott, schon besser«, seufzte er. »Man muss die Gase rauslassen, sagt mein Arzt immer. Es ist gefährlich, sie im Körper zu behalten, andernfalls verrottet er von innen heraus. Wo war ich? Ach ja. Also, Sharpe – das Haar in unserer Suppe ist die Tatsache, dass es sich bei diesen Gardisten um Iren handelt. Haben Sie schon einmal Iren unter Ihrem Befehl gehabt?«

»Ein paar, Sir.«

»Nun, ich habe schon Dutzende von diesen Gaunern befehligt, seit sie den Tross mit dem Irischen Kutscher-Corps zusammengelegt haben, und es gibt nicht viel, was ich nicht über die Iren weiß. Haben Sie je in Irland gedient, Sharpe?«

»Nein, Sir.«

»Ich war einmal dort. Garnisonsdienst in Dublin Castle. Das waren sechs elende Monate, Sharpe, in denen ich nicht einmal eine ordentliche Mahlzeit gesehen habe. Gott weiß, dass ich mich bemühe, ein guter Christ zu sein, Sharpe, aber die Iren machen einem das manchmal schwer. Sicher gibt es auch gute und nette Kerle unter ihnen, doch die meisten sind einfach nur begriffsstutzig! Aber vielleicht haben sie mich auch auf den Arm genommen und nur so getan, als würden sie die einfachsten Befehle nicht verstehen. Sehen Sie das nicht auch so? Und da ist noch etwas, Sharpe. Wir beide, Sie und ich, wir müssen Politiker sein. Die Iren …«, und bei diesen Worten beugte Runciman sich unbeholfen vor, als wolle er Sharpe etwas anvertrauen, »… sind größtenteils Römer, Sharpe. Papisten! Wir dürfen uns auf keine theologischen Diskussionen einlassen, um sie nicht unnötig aufzuregen. Sie und ich, wir wissen natürlich, dass

der Papst die Reinkarnation der Hure Babylon ist, aber es würde unserer Sache nicht gerade helfen, wenn wir das laut aussprechen. Wissen Sie, was ich meine?«

»Sie meinen, dann gibt es kein Goldenes Vlies, Sir.«

»Guter Mann. Ich wusste, dass Sie mich verstehen würden. Ja, genau. Wir müssen diplomatisch sein, Sharpe. Wir müssen Verständnis zeigen. Wir müssen diese Kerle behandeln wie Engländer.« Kurz dachte Runciman über diese Bemerkung nach und runzelte dann die Stirn. »Oder *fast* wie Engländer. Sie sind doch vom einfachen Soldaten zum Offizier aufgestiegen, nicht wahr? Dann sind Ihnen diese Dinge vielleicht nicht so bewusst, aber wie auch immer – reden Sie einfach nicht über den Papst, und alles wird gut. Und sagen Sie das auch Ihren Männern«, fügte er rasch hinzu.

»Eine beachtliche Zahl meiner Leute sind ohnehin katholisch, Sir«, sagte Sharpe, »und Iren.«

»Das wundert mich nicht«, seufzte Runciman. »Ein Drittel dieser Armee sind Iren. Sollte es je zu einer Meuterei kommen, Sharpe …« Colonel Runciman schauderte bei der Vorstellung von Amok laufenden Papisten im Roten Rock. »Na ja, wir sollten lieber nicht weiter darüber nachdenken«, fuhr er fort. »Ignorieren Sie einfach ihre Häresie, Sharpe. Ignorieren Sie sie einfach. Unwissenheit ist die einzig mögliche Erklärung für den Papismus, hat mein Vater immer gesagt, und der Scheiterhaufen das einzige bekannte Heilmittel dafür. Und er war ein Bischof, also kannte er sich mit diesen Dingen aus. Oh, und noch etwas, Sharpe: Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich nicht Colonel Runciman nennen würden. Sie haben noch keinen Ersatz für mich, also bin ich noch immer Generalfeldzeugmeister. Demnach halte ich General Runciman für angebracht.«

»Natürlich, General«, erwiderte Sharpe und verkniff sich ein Grinsen. Nach neunzehn Jahren in der Armee kannte er Männer wie Runciman. Der Mann hatte sich bis zum Lieutenant Colonel hoch gekauft, und dort war er dann

hängen geblieben. Wollte er höher befördert werden, ging das nur durch Leistung und Erfahrung, aber wenn Runciman wollte, dass Sharpe ihn als General ansprach, dann würde er das erst mal tun. Außerdem hatte Sharpe das Gefühl, dass Runciman ein schwieriger Mann war. Da wollte er ihn nicht unnötig verärgern.

»Guter Mann! Ah! Sehen Sie den dürren Kerl, der da grad rausgeht?« Runciman deutete zu einem Mann, der soeben das Gasthaus verließ. »Ich könnte schwören, dass er einen halben Schlauch Wein auf dem Tisch hat liegen lassen. Sehen Sie? Schnappen Sie sich das Ding, bevor die Bucklige es in die Finger bekommt. Ich würde ja selbst gehen, aber die Gicht macht mir heute schwer zu schaffen. Los, Mann! Ich habe Durst!«

Sharpe wurde die Demütigung erspart, wie ein Bettler Essensreste von den Tischen klauben zu müssen, als Major Michael Hogan den Raum betrat und ihn zu Runciman zurückwinkte.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag, Colonel«, sagte Hogan, »und er ist wahrlich schön, nicht wahr?«

Sharpe fiel auf, dass Hogan seinen irischen Akzent über Gebühr betonte.

»Es ist vor allem heiß«, erwiderte Runciman und tupfte sich mit der Serviette den Schweiß von den dicken Wangen. Erst dann fiel ihm auf, dass er ja einen nackten Bauch hatte, und eitel versuchte er, sein Korsett zurechtzurücken. »Verdammt heiß.«

»Das ist die Sonne, Colonel«, sagte Hogan in ernstem Ton. »Ich habe herausgefunden, dass sie tagsüber die Luft erwärmt. Ist Ihnen das auch schon aufgefallen?«

»Natürlich ist das die Sonne!«, erwiderte Runciman verwirrt.

»Dann habe ich also recht. Ist das nicht fantastisch? Aber was ist mit dem Winter, Colonel?«

Runciman schaute gequält zu dem zurückgelassenen Weinschlauch, der noch immer auf dem Tisch des Fremden

lag. Er wollte Sharpe gerade noch einmal befehlen, ihn zu holen, als die Schankmaid ihn sich schnappte. »Verdammt«, knurrte Runciman traurig.

»Wie meinen, Colonel?«, fragte Hogan und nahm sich ein paar von Runcimans Kirschen.

»Nichts, Hogan, nichts, das ist nur die Gicht. Ich brauche Husson-Wasser, aber das ist hier verdammt schwer zu bekommen. Vielleicht könnten Sie ja eine entsprechende Anfrage an die Horse Guards in London richten. Denen muss doch klar sein, dass wir hier unten Medizin brauchen. Und noch etwas, Hogan …«

»Reden Sie frei heraus, Colonel. Ich stehe Ihnen stets zu Diensten.«

Runciman errötete. Er wusste, dass er verspottet wurde, aber auch wenn er im Rang über dem Iren stand, so fürchtete er doch dessen Nähe zu Wellington. »Wie Sie wissen, bin ich noch immer Generalfeldzeugmeister«, sagte Runciman.

»Ja, das sind Sie, Colonel, das sind Sie. Und zwar ein verdammt guter, wenn ich das sagen darf. Das hat der Peer erst gestern zu mir gesagt. Hogan, hat er gesagt, haben Sie je einen so gut geführten Tross gesehen?«

»Das hat Wellington gesagt?«, hakte Runciman erstaunt nach.

»O ja, Colonel, das hat er.«

»Nun, das überrascht mich nicht«, sagte Runciman. »Meine liebe Mutter hat immer gesagt, ich hätte ein Organisationstalent. Aber das Problem ist Folgendes, Major«, fuhr er fort. »Solange es keinen Ersatz für mich gibt, bin ich Generalfeldzeugmeister …«, er betonte das Wort »General«, »… und deshalb wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich mit …«

»Mein lieber Feldzeugmeister«, unterbrach Hogan Runcimans ungeschickte Bitte, »warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Natürlich werde ich Sie als Feldzeugmeister ansprechen, und ich entschuldige mich dafür, dass ich es bis

dato an dieser Höflichkeit habe mangeln lassen. Aber jetzt zu etwas anderem, mein lieber Feldzeugmeister. Die Real Compañía Irlandesa hat inzwischen den Stadtrand erreicht, und wir müssen sie in Augenschein nehmen. Sind Sie bereit?« Hogan deutete zur Gasthaustür.

Runciman verzog bei der Vorstellung, sich bewegen zu müssen, gequält das Gesicht. »Sofort, Hogan? Jetzt? Aber ich kann nicht. Ärztliche Anordnung. Ein Mann mit meiner Konstitution muss sich ausruhen, nachdem er …«, er hielt kurz inne und suchte nach dem richtigen Wort, »… nachdem er …« Und er scheiterte erneut.

»Nachdem er so hart gearbeitet hat?«, schlug Hogan süßlich vor. »Dann werde ich Lord Kiely und seinen Offizieren einfach sagen, dass Sie sich heute Abend auf General Valverdes Empfang mit ihnen treffen werden, während Sharpe die Männer nach San Isidro führt.«

»Heute Abend bei Valverde, Hogan«, erklärte sich Runciman einverstanden. »Sehr gut. Und, Hogan? Da ich ja noch immer Generalfeldzeugmeister bin …«

»Kein Grund, mir zu danken, mein lieber Feldzeugmeister. Sie würden mich damit nur in Verlegenheit bringen. Also kein Wort mehr! Ich werde Ihren Wunsch respektieren und allen sagen, sie sollen es genauso halten. Und jetzt kommen Sie, Richard! Wo sind Ihre grünen Kerle?«

»In einem Schankraum weiter vorn, Sir«, antwortete Sharpe. Seine Riflemen würden Sharpe ins Fort von San Isidro begleiten, eine aufgegebene Festung an der portugiesischen Grenze, wo sie die Real Compañía Irlandesa in Waffengebrauch und Plänklertaktik unterweisen würden.

»Mein Gott, Richard, dieser Runciman ist vielleicht ein Idiot!«, bemerkte Hogan fröhlich, als die beiden Männer zur Tür hinaus waren. »Ein gutmütiger Idiot zwar, aber wir haben vermutlich den schlechtesten Generalfeldzeugmeister der Geschichte. McGilligans Hund hätte das besser gemacht, und McGilligans Hund war bekanntermaßen blind, litt unter Epilepsie und war häufig

betrunken. Sie haben McGilligan nie kennengelernt, oder? Er war ein guter Pionier, aber er ist in Gibraltar von der Mole gefallen und ertrunken, nachdem er zwei Viertel Sherry getrunken hat. Gott schenke seiner Seele Frieden. Der arme Hund war daraufhin untröstlich, und schließlich musste man ihn erschießen. Die 73rd Highlanders haben das mit einem vollen Erschießungskommando gemacht und dem Tier alle militärischen Ehren erwiesen. Aber Runciman ist einfach perfekt, um den Iren zu schmeicheln und sie glauben zu lassen, dass wir sie ernst nehmen. Ihre Aufgabe ist das jedoch nicht. Verstehen Sie mich?«

»Nein, Sir«, antwortete Sharpe. »Ich verstehe Sie nicht im Mindesten, Sir.«

»Sie sind wirklich scheußlich, Richard«, sagte Hogan, blieb dann stehen und packte Sharpe an den silbernen Knöpfen seiner Uniformjacke, um die nächsten Worte zu betonen. »Das Ziel von allem, was wir ab jetzt tun, ist es, Lord Kiely zu verärgern. Ihre Aufgabe ist es, ihm ein Dorn im Fleisch zu sein und ihn so weit es geht zu reizen. Wir wollen ihn hier nicht haben, und wir wollen auch nicht seine verdammte Königliche Kompanie. Aber wir können ihnen auch nicht einfach sagen, sie sollen sich verpissen. Das wäre undiplomatisch. Also ist es Ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie von sich aus gehen. Oh! Tut mir leid …« Er entschuldigte sich, weil sich der Knopf gelöst hatte, den er in den Fingern hielt. »Die Kerle führen nichts Gutes im Schilde, Richard, und wir müssen einen diplomatischen Weg finden, um sie wieder loszuwerden. Also tun Sie, was Sie tun müssen, um sie auf die Palme zu bringen, und verlassen Sie sich darauf, dass Runciman die Wogen wieder glättet. Auf diese Art kommen diese spanischen Iren nicht auf den Gedanken, dass wir absichtlich grob zu ihnen sind.« Hogan lächelte. »Sie werden einfach nur denken, dass Sie kein Gentleman sind.«

»Aber das bin ich doch auch nicht.«

»Wie es der Zufall will, sind Sie das doch. Das ist einer Ihrer Fehler. Aber darüber wollen wir uns jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Werden Sie einfach Kiely für mich los, Richard, ihn und seine fröhlichen Gesellen. Lassen Sie sie erschaudern! Lassen Sie sie leiden! Aber vor allem, Richard, sorgen Sie bitte, bitte, bitte dafür, dass diese Bastarde wieder verschwinden.«

Die Real Compañía Irlandesa mochte ja als Kompanie bezeichnet werden, doch in Wahrheit handelte es sich um ein kleines Bataillon, eines von fünf, die die königliche Garde von Spanien bildeten. Dreihundertvier Gardisten hatten im Sold der Kompanie gestanden, als sie zuletzt im Escorial vor den Toren Madrids gedient hatte, doch die Gefangennahme des spanischen Königs und die Vernachlässigung durch die französischen Besatzer hatten ihre Zahl rasch schrumpfen lassen. Und der Marsch durch Spanien und zur britischen Armee hatte ihre Reihen noch weiter gelichtet, sodass nur noch einhundertsechsunddreißig Mann übrig waren, als die Real Compañía Irlandesa in die Außenbezirke von Vilar Formoso marschierte. Und diese einhundertsechsunddreißig Mann wurden von dreizehn Offizieren begleitet, einem Kaplan, achtundneunzig Ehefrauen, vierundsiebzig Kindern, sechzehn Dienern, zweiundzwanzig Pferden, einem Dutzend Maultieren und einer »Mätresse«, erklärte Hogan Sharpe.

»Einer Mätresse?«, hakte Sharpe ungläubig nach.

»Vermutlich gibt es ein Dutzend davon«, sagte Hogan, »zwei Dutzend! Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das ein marschierendes Bordell. Doch Seine Lordschaft hat mich nur gebeten, eine angemessene Unterkunft für ihn und eine befreundete Dame zu finden. Nicht, dass sie schon hier wäre, doch Seine Lordschaft sagt, sie sei unterwegs. Doña Juanita de Elia soll sich mit ihrem Charme einen Weg durch die Front bahnen, um das Bett Seiner Lordschaft zu wärmen,

und wenn das die Juanita de Elia ist, von der ich schon gehört habe, dann hat sie viel Erfahrung im Wärmen von Betten. Wissen Sie, was man von ihr sagt? Dass sie die Uniformen jedes Regiments von jedem Mann sammelt, mit dem sie je geschlafen hat!« Hogan lachte.

»Wenn sie hier durch die Front will«, bemerkte Sharpe, »dann muss sie schon verdammt viel Glück haben, um der Wolfsbrigade nicht in die Hände zu fallen.«

»Woher, zum Teufel, wissen Sie denn von Loup?«, verlangte Hogan zu wissen. Zumeist war der Ire ausgesprochen freundlich, doch Sharpe wusste, dass sich hinter dieser gutmütigen Maske ein harter und scharfer Verstand verbarg, und jetzt ließ sein Tonfall etwas davon erahnen.

Doch Hogan war auch ein Freund, und den Bruchteil einer Sekunde lang war Sharpe versucht, ihm zu beichten, wie er den Brigadier kennengelernt und dass er illegalerweise zwei grauuniformierte Soldaten exekutiert hatte, doch dann entschied er sich dagegen. Es war besser, das einfach zu vergessen.

»Jeder hier hat schon mal von Loup gehört«, antwortete er stattdessen. »Jeder, der auch nur einen Tag an der Grenze verbracht hat, weiß von Loup.«

»Das stimmt wohl«, seufzte Hogan, und sein Misstrauen löste sich in Wohlgefallen auf. »Aber fragen Sie bloß nicht weiter danach, Richard. Loup ist ein wirklich böser Junge. Lassen Sie ihn meine Sorge sein, während Sie sich um diese Iren kümmern.«

Hogan und Sharpe waren gerade mit den Riflemen um eine Ecke gebogen, als sie die Real Compañía Irlandesa auf der freien Fläche vor einer halb fertigen Kirche lagern sahen.

»Unsere neuen Verbündeten«, verkündete Hogan säuerlich, »und das sogar in Kampfuniform – oder zumindest in dem, was die dafür halten.«

Die Kampfuniformen der Real Compañía Irlandesa waren wesentlich farbenfroher und prächtiger als die Paradeuniformen der meisten britischen Linienregimenter.

Die Gardisten trugen kurze rote Jacken mit schwarz gesäumten und mit Gold bestickten Schwalbenschwänzen, und die Kragenspiegel, Manschetten und Aufschläge waren smaragdgrün. Ihre Hosen und Westen wiederum waren einst schneeweiß gewesen. Ihre halbhohen Stiefel, Gürtel und Bandoliers bestanden aus schwarzem Leder, und die Schärpen waren von dem gleichen Grün wie die hohen Federbüsche, die jeder Mann an seinem Zweispitz trug. Auf den vergoldeten Kokarden waren ein Turm und ein brüllender Löwe zu sehen, die gleichen Symbole, die die Unteroffiziere und Trommlerjungen auch auf ihren prachtvollen grün-goldenen Schulterklappen trugen.

Doch als Sharpe näher kam, sah er, dass die prächtigen Uniformen zerfranst, geflickt und ausgeblichen waren. Dennoch boten die Männer ein beeindruckendes Bild im hellen Licht der Frühlingssonne. Die Männer selbst sahen jedoch alles andere als beeindruckend aus. Stattdessen wirkten sie mutlos, müde und nervös.

»Wo sind denn die Offiziere?«, fragte Sharpe Hogan.

»Im Gasthaus zum Mittagessen.«

»Sie essen nicht mit ihren Männern?«

»Offensichtlich nicht.« Hogans Missbilligung war schwer zu überhören, aber nicht so nachdrücklich wie Sharpes. »Jetzt bekommen Sie mir bloß kein Mitleid, Richard«, warnte Hogan. »Sie sollen diese Kerle nicht mögen. Schon vergessen?«

»Sprechen sie Englisch?«, fragte Sharpe.

»Genauso gut wie Sie oder ich. Gut die Hälfte von ihnen sind gebürtige Iren, und die andere Hälfte stammt von Iren ab – und ich muss zugeben, dass eine ganze Reihe von ihnen einst den roten Rock getragen hat«, erklärte Hogan und meinte damit Deserteure der britischen Armee.

Sharpe drehte sich um und winkte Harper heran. »Schauen wir uns diese Palastwache mal an, Sergeant«, sagte er. »Lass sie antreten, Pat.«

»Wie soll ich sie denn ansprechen?«, fragte Harper.

»Als Bataillon?«, schlug Sharpe vor.

Harper holte tief Luft. »Bataillooon! Aaachtung!« Seine Stimme war laut genug, dass die Männer in der Nähe unwillkürlich zusammenzuckten, und die weiter weg sprangen überrascht auf, doch nur ein paar von ihnen nahmen Haltung an. »Zur Inspektion! In offener Formation – Marsch!«, bellte Harper, und wieder rührten sich nur wenige Gardisten. Einige starrten Harper einfach nur offenen Mundes an, während die meisten Hilfe suchend zu ihren eigenen Sergeants schauten. Und einer dieser prachtvoll herausgeputzten Sergeants trat nun auf Sharpe zu. Offensichtlich wollte er sich erkundigen, was die Riflemen hier zu sagen hatten, doch Harper wartete nicht auf irgendwelche Erklärungen. »Bewegt euch, ihr Bastarde!«, bellte er mit seinem Donegal-Akzent. »Ihr seid jetzt im Krieg! Nix mehr mit Bewachen des königlichen Pisspotts! Also benehmt euch gefälligst wie die guten Hurensöhne, die wir alle sind, und setzt eure verdammten Ärsche in Bewegung!«

»Ich erinnere mich übrigens noch gut daran, dass du nie Sergeant werden wolltest«, murmelte Sharpe zu Harper, als die erschrockenen Gardisten dem bellenden Grünrock endlich gehorchten. »Kommen Sie mit, Major?«, fragte Sharpe Hogan.

»Ich warte hier, Richard.«

»Dann komm, Pat«, sagte Sharpe, und die beiden Männer inspizierten die erste Reihe der angetretenen Kompanie. Die unvermeidliche Bande spottender Dorfjungen schloss sich den beiden Grünröcken an und tat so, als wären sie Offiziere, doch Harper jagte den Frechsten mit einem Klaps hinters Ohr wieder weg, und die anderen folgten ihm so schnell sie konnten.

Sharpe inspizierte mehr die Musketen als die Männer, obwohl er jedem einzelnen Soldaten auch in die Augen blickte, um abzuschätzen, wie es um das Selbstvertrauen der Gardisten bestellt war. Und die Soldaten inspizierten

Sharpe ihrerseits, und das war auch kein Wunder, dachte er. Schließlich waren sie Iren, und es musste mehr als verwirrend für sie sein, sich plötzlich in der britischen Armee wiederzufinden. Sie hatten sich freiwillig zur Real Compañía Irlandesa gemeldet, um seine Allerkatholischste Majestät zu beschützen, und jetzt dienten sie in der Armee eines protestantischen Monarchen. Schlimmer noch: Mit Sicherheit waren viele von ihnen glühende irische Patrioten, wie nur Exilanten es sein können, und jetzt verlangte man von ihnen, ausgerechnet für die Unterdrücker ihrer Heimat zu kämpfen. Doch als Sharpe die Reihe entlang ging, fühlte er mehr Nervosität als Wut, und er fragte sich, ob diese Männer vielleicht schlicht Angst hatten, weil sie plötzlich echte Soldaten sein mussten, denn ihren Musketen nach zu urteilen hatte die Real Compañía Irlandesa schon lange nichts mehr mit dem Soldatentum zu tun. Ihre Waffen waren eine Schande. Die Männer trugen die typischen einfachen, aber guten Musketen der Spanier, nur dass diese speziellen Waffen hier alles andere als funktionstüchtig waren. Da war Rost auf den Pfannen, und in den Läufen klebten Pulver- und Ölklumpen. Einige hatten keinen Feuerstein, andere noch nicht einmal ein festes Schloss.

»Hast du diese Muskete schon jemals abgefeuert, Sohn?«, fragte Sharpe einen Soldaten.

»Nein, Sir.«

»Hast du überhaupt schon mal eine Muskete abgefeuert, Sohn?«

Der Junge schaute nervös zu seinem eigenen Sergeant. »Antworte dem Offizier, Junge!«, knurrte Harper.

»Einmal, Sir«, sagte der Soldat. »Einmal.«

»Wenn du jemanden mit dieser Waffe töten willst, Sohn, dann musst du ihm damit den Schädel einschlagen. Aber da für scheinst du mir zumindest groß genug zu sein.« Sharpe drückte dem Soldaten die Waffe wieder in die Hand.

»Wie heißt du, Soldat?«, fragte Harper ihn.

»Rourke, Sir.«

»Nenn mich nicht ›Sir‹. Ich bin Sergeant. Wo kommst du her?«
»Mein Dad ist aus Galway, Sergeant.«
»Und ich bin aus Tangaveane im County Donegal, und ich schäme mich, Junge. Ich schäme mich dafür, dass ein Ire seine Waffe noch nicht einmal halbwegs in Ordnung halten kann. Himmel, Junge, damit kannst du keinen Franzosen erschießen, geschweige denn einen Engländer.« Harper nahm sein eigenes Gewehr von der Schulter und hielt es Rourke unter die Nase. »Schau dir das an, Junge! Das ist sauber genug, um König George damit die Popel aus der Nase zu holen. So sollte eine Waffe aussehen! Aufgepasst, Sir.« Letzteres flüsterte er zu Sharpe.
Sharpe drehte sich um und sah zwei Reiter auf sich zu galoppieren. Die Hufe der Pferde schleuderten Staub empor. Das erste Pferd war ein schöner schwarzer Hengst, der von einem Offizier in der prächtigen Uniform der Real Compañía Irlandesa geritten wurde. Sein Mantel, die Satteldecke, der Hut und die Abzeichen strotzten nur so von Gold und Spitze. Der zweite Reiter war ebenso prachtvoll uniformiert. Weitere Reiter folgten ihnen.
Hogan wollte sie aufhalten. Er war noch immer zu Fuß, und so musste er den Pferden hinterherlaufen, doch er erwischte sie nicht mehr rechtzeitig, bevor sie Sharpe erreichten.
»Was, zum Teufel, machen Sie da?«, verlangte der erste Mann zu wissen, als er sein Pferd vor Sharpe zügelte. Er hatte ein schmales, sonnengebräuntes Gesicht und einen Zwirbelbart. Sharpe nahm an, dass der Mann noch keine dreißig war, doch trotz seiner Jugend hatte er ein säuerliches, hartes Gesicht, wie es typisch für jemanden war, der in ein hohes Amt hineingeboren wurde.
»Ich mache eine Inspektion«, antwortete Sharpe in kaltem Ton.
Der zweite Mann hielt auf Sharpes anderer Seite. Er war älter als sein Gefährte. Er trug den hellgelben Mantel und die Hose eines spanischen Dragoners, und seine Uniform war

derart mit Gold behangen, dass Sharpe annahm, dass es sich mindestens um einen General handeln musste. Auch er hatte ein schmales Gesicht und einen Schnurrbart, und er trug die gleiche hochwohlgeborene Arroganz zur Schau wie der andere.

»Hat man Ihnen nicht beigebracht, den kommandierenden Offizier erst um Erlaubnis zu bitten, bevor Sie seine Männer inspizieren?«, fragte er mit deutlichem spanischen Akzent. Dann bellte er dem Jüngeren etwas auf Spanisch zu.

»Sergeant Major Noonan!«, brüllte der Jüngere. Offenbar gab er die Befehle des Spaniers weiter. »In Reihe! Sofort!«

Gehorsam schlossen die Soldaten der Real Compañía Irlandesa ihre Reihen, die für die Inspektion offen gewesen waren.

Im selben Augenblick war Hogan heran. »Da sind Sie ja, Mylords.« Hogan sprach mit den beiden Reitern. »Und wie war das Mittagessen, Mylords?«

»Es war Scheiße, Hogan. Das würde ich noch nicht mal meinem Hund zum Fraß vorwerfen«, sagte der jüngere Mann, von dem Sharpe glaubte, dass es sich um Lord Kiely handelte, mit harter Stimme, die vor Arroganz nur so triefte. Allerdings war auch nicht zu überhören, dass er den einen oder anderen Schluck Wein getrunken hatte, und das wiederum hatte ihm offenbar die Hemmungen genommen. »Kennen Sie diese Kreatur, Hogan?« Seine Lordschaft winkte in Richtung Sharpe.

»Das tue ich in der Tat, Mylord. Gestatten Sie mir, Ihnen Captain Richard Sharpe vom South Essex vorzustellen, den Mann, den Wellington persönlich als taktischen Berater für Sie ausgesucht hat. Und Richard? Ich habe die Ehre, Ihnen den Earl of Kiely vorstellen zu dürfen, Colonel der Real Compañía Irlandesa.«

Grimmig musterte Kiely den zerzausten Rifleman. »Sie sind also unser Schleifer, ja?« Er klang zweifelnd.

»Ja, ich bin recht gut darin, Männern das Töten beizubringen, Mylord«, sagte Sharpe.

Der ältere Spanier in der gelben Uniform schnaubte verächtlich. »Diesen Männern muss man das Töten nicht erst beibringen«, sagte er in seinem schlechten Englisch. »Sie sind Soldaten Spaniens, und sie wissen, wie man tötet. Was sie brauchen, ist eine Lektion im Sterben.«

Rasch meldete sich Hogan wieder zu Wort. »Richard, gestatten Sie mir, Ihnen Seine Exzellenz Don Luis Valverde vorzustellen. Der General ist der höchste Vertreter Spaniens bei unserer Armee, ein hochgeschätzter Verbündeter.« Unauffällig zwinkerte Hogan Sharpe zu.

»Eine Lektion im Sterben, Mylord?«, fragte Sharpe den General. Die Bemerkung hatte ihn verwirrt, und er fragte sich, ob der Spanier aufgrund seiner schlechten Englischkenntnisse vielleicht das falsche Wort gewählt hatte.

Als Antwort gab der gelbuniformierte General seinem Pferd die Sporen und ritt die Formation der Real Compañía Irlandesa entlang. Sharpe folgte ihm, doch der Spanier blickte noch nicht einmal zu ihm zurück, während er ihm einen Vortrag hielt.

»Diese Männer ziehen in den Krieg, Captain Sharpe«, sagte General Valverde laut genug, dass die meisten Gardisten ihn hören konnten. »Sie werden für Spanien kämpfen, für König Ferdinand und für den heiligen Jakob. Und Kampf heißt, hocherhobenen Hauptes vor den Feind zu treten. Kampf heißt, dem Feind ins Auge zu blicken, während er auf einen schießt, und schlussendlich, Captain Sharpe, gewinnt die Seite, die am aufrechtesten und längsten steht. Deshalb muss man Soldaten nicht beibringen, wie man kämpft oder tötet, sondern wie man aufrecht stehen bleibt, während die Hölle auf einen zustürmt. Und genau das werden Sie ihnen auch beibringen, Captain Sharpe. Sie werden ihnen Disziplin beibringen. Gehorsam. Bringen Sie ihnen bei, länger stehen zu bleiben als die Franzosen. Bringen Sie ihnen bei …«, jetzt drehte sich der General im Sattel doch noch um, »… zu sterben.«

»Ich würde ihnen lieber beibringen zu schießen«, erwiderte Sharpe.

Der General schnaubte verächtlich. »Schießen können sie natürlich«, sagte er. »Es sind Soldaten!«

»Sie können mit diesen Musketen schießen?«, verlangte Sharpe abschätzig zu wissen.

Valverde starrte mitleidig auf Sharpe hinab. »Zwei Jahre lang, Captain Sharpe, sind diese Männer mit Duldung der Franzosen auf ihrem Posten geblieben.« Valverde sprach in einem Tonfall, als rede er mit einem dummen Kind. »Glauben Sie wirklich, man hätte sie dort gelassen, wenn sie eine Bedrohung für Bonaparte gewesen wären? Je schlechter ihre Waffen wurden, desto mehr vertrauten ihnen die Franzosen, aber jetzt sind sie hier, und Sie können ihnen neue Waffen geben.«

»Und was sollen sie damit tun?«, fragte Sharpe. »Sich hinstellen und sterben wie der Ochse beim Schlachter?«

»Wie sollen sie Ihrer Meinung nach denn kämpfen?« Die Frage kam von Lord Kiely, der den beiden Männern gefolgt war.

»Wie meine Männer, Mylord«, antwortete Sharpe. »Klug. Und wenn man klug kämpft, dann tötet man zuerst die feindlichen Offiziere.« Sharpe hob die Stimme, sodass die ganze Real Compañía Irlandesa ihn hören konnte. »Man zieht nicht in die Schlacht und stellt sich einfach hin, um sich abschlachten zu lassen. Man zieht in die Schlacht, um zu gewinnen, und der erste Schritt zum Sieg ist das Töten der Offiziere.« Sharpe hatte sich von Kiely und Valverde gelöst und nutzte die Stimme, die er sich als Sergeant angewöhnt hatte, eine Stimme, die sowohl auf dem Paradeplatz als auch im Gefecht überall zu hören war. »Zuerst sucht man die feindlichen Offiziere raus, und die überbezahlten, protzig uniformierten Bastarde mit ihren eleganten Degen sind auch leicht zu erkennen. Und dann erledigt man sie, einen nach dem anderen. Egal wie. Erschießen, erschlagen, aufspießen, erwürgen, wenn es sein

muss, aber die Bastarde müssen sterben, und danach bringt man die Unteroffiziere um. Anschließend kann man dann den Rest der armen, führerlosen Bastarde niedermetzeln. Habe ich nicht recht, Sergeant Harper?«

»O ja! Genauso geht's, Sir!«, rief Harper zurück.

»Und wie viele Offiziere haben Sie schon in der Schlacht getötet, Sergeant?«, fragte Sharpe, ohne zu ihm zu schauen.

»Mehr als ich zählen kann, Sir.«

»Und waren das nur Offiziere der Froschfresser, Sergeant?«, fragte Sharpe, und Harper antwortete ihm nicht. Die Frage überraschte ihn. Also beantwortete Sharpe sie selbst. »Natürlich waren es nicht nur Froschfresser. Wir haben Offiziere in blauen Röcken getötet, in weißen Röcken und sogar in roten, denn mir ist egal, für welche Armee ein Offizier kämpft oder welche Farbe sein Rock hat. Ein schlechter Offizier muss sterben, und ein guter Soldat sollte besser lernen, ihn zu töten. Habe ich nicht recht, Sergeant Harper?«

»Und ob Sie recht haben! Jawohl, Sir!«

»Mein Name ist Captain Sharpe.« Sharpe stand mitten vor der Real Compañía Irlandesa. In den Gesichtern der Gardisten war eine Mischung aus Staunen und Überraschung zu sehen, und in jedem Fall hatte Sharpe die Aufmerksamkeit der Männer, und weder Kiely noch Valverde wagten es, sich einzumischen. »Mein Name ist Captain Sharpe«, sagte er noch einmal, »und ich habe genau dort begonnen, wo ihr jetzt seid. Ich war ein einfacher Soldat, und ich werde da enden, wo er jetzt ist: im Sattel.« Er deutete auf Lord Kiely. »Doch bis dahin ist es meine Aufgabe, Soldaten aus euch zu machen. Und ich wage zu behaupten, dass unter euch ein paar gute Mörder sind und auch gute Kämpfer, und schon bald werdet ihr auch gute Soldaten sein. Aber heute müssen wir zunächst einmal noch ein gutes Stück marschieren, doch dann gibt es etwas zu essen, Unterkunft, und wir werden herausfinden, wann ihr zum letzten Mal euren Sold gesehen habt. Sergeant Harper!

Wir werden die Inspektion später fortsetzen. Lassen Sie die Kerle losmarschieren!«

»Sir!«, bellte Harper. »Jawohl, Sir! Bataillooon, rechts – um! Vorwärts – Marsch!«

Sharpe schaute noch nicht einmal zu Lord Kiely, geschweige denn, dass er ihn um Erlaubnis bat, die Real Compañía Irlandesa abmarschieren zu lassen. Stattdessen schaute er zu, wie Harper die Gardisten vom Platz und in Richtung Hauptstraße führte. Er hörte Schritte hinter sich, doch noch immer drehte er sich nicht um.

»Bei Gott, Sharpe, Sie stellen Ihr Glück wirklich auf die Probe.« Das war Major Hogan.

»Mein Glück ist auch alles, was ich habe, Sir«, erwiderte Sharpe verbittert. »Ich bin nicht von hoher Geburt, Sir. Ich habe kein Geld, um mir damit ein Offizierspatent zu kaufen, und ich verfüge nicht über die Privilegien, dass es mir von allein in den Schoß fällt. Also muss ich mich auf das bisschen Glück verlassen, das ich habe.«

»Indem Sie einen Vortrag darüber halten, wie man seine Offiziere umbringt?« Hogan Stimme klang kalt vor Missbilligung. »Dem Peer wird das nicht gefallen, Richard. Das riecht nach Republikanertum.«

»Scheiß auf das Republikanertum«, knurrte Sharpe. »Sie waren doch derjenige, der mir gesagt hat, man könne der Real Compañía Irlandesa nicht vertrauen. Aber eines will ich Ihnen sagen, Sir: Wenn hier was im Argen liegt, dann kommt das nicht von unten. Diesen Soldaten haben die Froschfresser sich nicht anvertraut. Dazu sind sie zu unbedeutend. Diese Männer sind, was Soldaten immer sind: Opfer ihrer Offiziere, und wenn Sie herausfinden wollen, was die Franzosen im Schilde führen, dann sollten Sie lieber bei diesen vollgefressenen, überbezahlten und aufgetakelten Offizieren suchen.« Sharpe warf einen verächtlichen Blick in Richtung der spanischen Offiziere, die sich nicht sicher zu sein schienen, ob sie ihren Männern nun nach Norden folgen sollten oder nicht. »Da sind Ihre faulen Äpfel, Sir«, fuhr

Sharpe fort, »nicht bei den einfachen Soldaten. Ich würde genauso gerne neben diesen Gardisten kämpfen wie neben jedem anderen Soldaten auf der Welt, aber diesen parfümierten Narren würde ich mein Leben niemals anvertrauen.«

Hogan machte eine beruhigende Handbewegung, als fürchte er, Sharpes Stimme könne bis zu den besorgten Offizieren tragen. »Ich habe Sie schon verstanden, Richard.«

»Sir, Sie haben mir gesagt, ich solle ihnen das Leben zur Hölle machen, und genau das tue ich.«

»Jaja, ich bin mir nur nicht sicher, ob ich will, dass Sie als Folge davon eine Revolution anzetteln, Richard«, entgegnete Hogan, »in jedem Fall nicht vor Valverde. Sie müssen nett zu Valverde sein, und eines Tages, mit ein wenig Glück, werden Sie ihn für mich töten dürfen, doch bis dahin müssen Sie dem Bastard ein wenig Honig ums Maul schmieren. Wenn wir je den Oberbefehl über die spanischen Armeen haben wollen, Richard, dann muss man Bastarden wie Don Luis Valverde schmeicheln. Also bitte, bitte predigen Sie vor ihm nicht mehr die Revolution. Er ist ein einfältiger Aristokrat, der nicht weiter denken kann als bis zu seiner nächsten Mahlzeit oder seiner nächsten Mätresse. Aber wenn wir die Franzosen besiegen wollen, dann brauchen wir seine Unterstützung. Und er erwartet von uns, dass wir die Real Compañía Irlandesa gut behandeln. Wenn er also in der Nähe ist, Richard, dann spielen Sie den Diplomaten, verstanden?«

Hogan drehte sich um, als die Offiziere der Real Compañía Irlandesa, angeführt von Lord Kiely und General Valverde, näher kamen. Zwischen den beiden Adeligen ritt ein großer, rundlicher Priester mit weißem Haar.

»Das ist Vater Sarsfield«, stellte Kiely Hogan den Priester vor. Sharpe ignorierte er demonstrativ. »Er ist unser Kaplan. Vater Sarsfield und Captain Donaju werden die Kompanie heute Abend begleiten, während die restlichen Offiziere an General Valverdes Empfang teilnehmen.«

»Und dort werden Sie dann auch Colonel Runciman kennenlernen«, versprach Hogan. »Ich glaube, er wird ganz nach Ihrem Geschmack sein, Mylord.«

»Sie meinen, *er* weiß, wie man königliche Truppen zu behandeln hat, ja?«, fragte General Valverde und starrte dabei zu Sharpe.

»Ich weiß auch, wie man eine königliche Garde zu behandeln hat, Sir«, warf Sharpe ein. »Das sind nicht die ersten königlichen Leibwächter, mit denen ich zu tun habe.«

Kiely und Valverde starrten verächtlich auf Sharpe hinab. Valverde schwieg, doch Kiely konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf Sharpes Bemerkung einzugehen. »Ich nehme an, damit meinen Sie diese hannoveranischen Lakaien, ja?«, fragte er mit seiner leicht trunkenen Stimme.

»Nein, Mylord«, antwortete Sharpe. »Das war in Indien. Ich rede von einer königlichen Garde, die ein fettes kleines königliches Arschloch bewachte, das man den Tippu Sultan nannte.«

»Und die haben Sie auch ausgebildet, nehme ich an, hm?«, hakte Valverde nach.

»Ich habe sie umgebracht«, erklärte Sharpe, »und auch das fette kleine Arschloch.« Mit diesen Worten war der arrogante Ausdruck auf den schmalen Gesichtern der beiden Männer wie weggewischt, während Sharpe vor seinem geistigen Auge wieder den Wassertunnel voller schreiender Leibgardisten sah, die mit juwelenbesetzten Musketen und breiten Schwertern bewaffnet gewesen waren. Sharpe hatte bis zur Hüfte im Abwasser gestanden, in den Schatten gekämpft und einen Gardisten nach dem anderen niedergemetzelt, bis er schließlich bei diesem fetten, schleimigen Bastard angelangt war, der ein paar seiner Kameraden zu Tode gefoltert hatte. Als wäre es gestern gewesen, erinnerte er sich an die Schreie, das Aufblitzen der Musketen und das Funkeln der Edelsteine auf dem Seidengewand des Sultans. Und er erinnerte sich auch noch an den Tod des Sultans. Der Tippu Sultan war einer der

wenigen Menschen, die Sharpe getötet hatte, an deren Tod er sich mit einem Lächeln erinnerte. »Er war so ein richtiges königliches Arschloch«, erzählte Sharpe voller Gefühl, »aber er ist wie ein Mann gestorben.«

»Captain Sharpe«, mischte Hogan sich rasch ein, »hat einen gewissen Ruf in unserer Armee. Sie könnten sogar selbst schon von ihm gehört haben, Mylord. Captain Sharpe war derjenige, der bei Talavera den Adler erobert hat.«

»Mit Sergeant Harper«, warf Sharpe ein, und Kielys Offiziere starrten Sharpe neugierig an. Jeder Soldat, der eine feindliche Standarte erobert hatte, war eine Berühmtheit, und auf den Gesichtern der meisten Gardeoffiziere war Respekt zu sehen, doch es war der Kaplan, der am überschwänglichsten reagierte.

»Mein Gott, und ob ich mich daran erinnere!«, rief er voller Leidenschaft. »Und was war das für ein Triumph auch für die Patrioten in Madrid!« Unbeholfen stieg er vom Pferd und streckte Sharpe die fette Hand entgegen. »Es ist mir eine Ehre, Captain, eine Ehre! Auch wenn Sie ein protestantischer Heide sind.« Letzteres sagte er mit einem breiten, freundlichen Grinsen. »Sie sind doch Heide, Sharpe, oder?«, fragte er ernster nach.

»Ich bin gar nichts, Vater.«

»In Gottes Augen sind wir alle etwas, mein Sohn, und dafür liebt er uns. Sie und ich, wir müssen einmal reden, Sharpe. Ich werde Ihnen von Gott erzählen, und Sie können mir davon berichten, wie Sie den verdammten Franzosen den Adler abgenommen haben.« Der Kaplan drehte sich lächelnd zu Hogan um. »Bei Gott, Major, Sie haben uns eine große Ehre erwiesen, indem Sie uns einen Mann wie Sharpe gegeben haben.« Die Wertschätzung des Priesters für den Rifleman sorgte dafür, dass sich die Offiziere entspannten. Nur Lord Kiely funkelte ihn noch immer verächtlich an.

»Sind Sie bald fertig, Vater?«, fragte Kiely spöttisch.

»Ich werde mich jetzt mit Captain Sharpe auf den Weg machen, Mylord. Wir sehen uns dann morgen, ja?«

Kiely nickte und zog sein Pferd herum. Seine Offiziere folgten ihm und überließen es Sharpe, dem Priester und Captain Donaju, dem Tross der Real Compañía Irlandesa hinterher zu eilen.

Bei Einbruch der Nacht war die Real Compañía Irlandesa sicher im Fort von San Isidro, das Wellington ihnen als Kaserne zugeteilt hatte. Das Fort war alt und die Art der Befestigungen längst überholt. Die Portugiesen hatten es schon vor Jahren aufgegeben, sodass die müden, hungrigen Männer erst einmal die Baracken fegen mussten, die ihr neues Heim werden sollten.

Das hohe Torhaus des Forts war für die Offiziere reserviert, und Vater Sarsfield und Captain Donaju machten es sich dort gemütlich, während Sharpe und seine Riflemen eines der Magazine für sich selbst als Unterkunft requirierten.

Sarsfield hatte das königliche Banner von Spanien im Gepäck, und das ließ er nun stolz auf den Wehrgängen des alten Forts neben dem Union Jack hissen. »Ich bin jetzt sechzig Jahre alt«, sagte der Kaplan zu Sharpe, als sie beide neben den Flaggen standen, »und ich hätte nie gedacht, dass ich einmal unter diesem Banner dienen würde.«

Sharpe schaute zu der britischen Flagge hinauf. »Besorgt Sie das, Vater?«

»Was mir Sorgen macht, ist Napoleon, mein Sohn. Besiegen wir erst einmal Napoleon, dann können wir uns um harmlosere Feinde kümmern wie Sie.« Er machte diese Bemerkung in freundschaftlichem Ton. »Was mir sonst noch Sorgen bereitet, mein Sohn«, fuhr Vater Sarsfield fort, »ist, dass ich acht Flaschen guten Rotweins und eine Hand voll guter Zigarren habe, die ich nur mit Captain Donaju teilen kann. Würden Sie mir vielleicht die Ehre erweisen, sich zum Abendessen zu uns zu gesellen? Und spielen Sie vielleicht ein Instrument? Nein? Schade. Ich habe immer eine Violine gehabt, aber die habe ich irgendwo verloren. Sergeant Conners ist jedoch ein wahrer Künstler auf der Flöte, und die

Männer in seiner Abteilung singen wunderschön. Sie singen von Heimat, Captain.«

»Von Madrid?«, fragte Sharpe verschmitzt.

Sarsfield lächelte. »Von Irland, Captain, von unserer Heimat jenseits des Meeres, in die nur wenige von uns je den Fuß gesetzt haben, und die meisten werden das wohl auch nie. Kommen Sie. Essen wir.« Vater Sarsfield legte Sharpe freundschaftlich den Arm um die Schulter und führte ihn zum Torhaus.

Ein kalter Wind wehte über die Berge heran, als die Nacht anbrach, und der Rauch der ersten Kochfeuer stieg in die Luft. Wölfe heulten in den Hügeln. Wölfe gab es überall in Spanien und Portugal, und im Winter schlichen sie sich manchmal an ein Soldatenlager heran in der Hoffnung, einem unvorsichtigen Soldaten das Essen wegzuschnappen, doch in dieser Nacht erinnerten die Wölfe Sharpe an die grauuniformierten Franzosen in Loups Brigade.

Sharpe aß mit dem Kaplan, und hinterher ging er mit Harper die Mauern ab. Unter ihnen knurrten die Iren über ihre Unterkünfte und das Schicksal, das sie an die ungastliche Grenze zwischen Spanien und Portugal verschlagen hatte, und Sharpe, der Befehl hatte, ihnen das Leben zur Hölle zu machen, fragte sich, ob er sie nicht lieber zu echten Soldaten machen sollte, mit denen er über die Hügel und nach Spanien marschieren konnte, denn dort galt es, einen Wolf zu jagen.

Pierre Ducos wartete nervös auf die Nachricht von der Ankunft der Real Compañía Irlandesa bei Wellingtons Armee. Die größte Angst des Franzosen war, dass man die Einheit so weit im Hinterland stationieren würde, so weit weg von den Kämpfen, dass sie für seine Zwecke nutzlos wäre, doch das war ein Risiko, zu dem Ducos gezwungen gewesen war. Seit der französische Geheimdienst Lord Kielys Brief an König Ferdinand abgefangen hatte, in dem er diesen um die

Erlaubnis gebeten hatte, sich mit der Real Compañía Irlandesa den Alliierten anzuschließen, hatte Ducos gewusst, dass der Erfolg seines Plans entscheidend davon abhing, dass ihm die Alliierten unwissend in die Hände spielten. Doch Ducos' ganze Cleverness war umsonst, wenn die Iren nicht bei den Briten eintrafen, und so wartete er nun mit wachsender Ungeduld.

Und Loup ging es ähnlich.

Nur wenige Nachrichten erreichten ihn von hinter den britischen Linien. Es hatte mal eine Zeit gegeben, da Loups Männer ungestraft auf beiden Seiten der Grenze hatten reiten können, doch jetzt standen die Armeen der Briten und Portugiesen in voller Stärke an der Grenze, und Loup musste sich bei seinen Informationen auf die Hand voll unzuverlässiger Zivilisten verlassen, die noch immer bereit waren, sich an die verhassten Franzosen zu verkaufen. Ansonsten konnte er nur Deserteure verhören und seine Männer mit Fernrohren auf die andere Seite starren lassen. Vieles, was er hatte, waren aber nur Vermutungen.

Und es war einer dieser Kundschafter, der Loup als Erster Neuigkeiten von der Real Compañía Irlandesa brachte. Ein Trupp grauer Dragoner war auf einen einsamen Hügel geritten, von dem aus man tief nach Portugal hineinschauen konnte, und von dort konnte eine Patrouille auch mit etwas Glück erkennen, wann die Briten ihre Truppen zusammenzogen, um sich zum Angriff zu formieren. Der Spähposten beherrschte ein breites, kahles Tal, wo ein kleiner Fluss im Sonnenlicht funkelte, bevor ein felsiger Hang wieder nach oben führte, und dort stand dann das schon vor langer Zeit verlassene Fort von San Isidro. Das Fort war nur von geringem militärischen Nutzen, denn die Straße, die es bewachte, wurde schon lange nicht mehr benutzt, und nach einem Jahrhundert der Vernachlässigung waren die Mauern, Wehrgänge und Gräben nur noch ein Zerrbild ihrer einstigen Stärke. Jetzt war San Isidro nur noch die Heimat von Raben, Füchsen, Fledermäusen, Schäfern,

Banditen und gelegentlich auch die von einer von Loups Patrouillen, die dort die Nacht verbrachte, um sich vor dem Regen zu schützen.

Doch jetzt waren da Männer im Fort, und der Patrouillenführer berichtete Loup davon. Die neue Besatzung sei jedoch kein volles Bataillon, sagte er, nur knapp über hundert Mann. Loup wusste nur allzu gut, dass man mindestens eintausend Mann brauchte, um die brüchigen Mauern des Forts erfolgreich zu verteidigen, also konnte man knapp hundert Mann wohl kaum als Garnison bezeichnen. Trotzdem hatten die Neuankömmlinge sogar ihre Frauen und Kinder mitgebracht. Der Patrouillenführer, ein Capitaine Braudel, glaubte, bei den Männern handele es sich um Briten. »Sie trugen rote Mäntel«, sagte er, »aber nicht die üblichen Ofenrohrhüte.« Er meinte Tschakos. »Sie haben Zweispitze.«

»Infanterie, sagen Sie?«

»Jawohl, Sir.«

»Keine Kavallerie? Und was ist mit Artillerie?«

»Ich habe zumindest keine gesehen.«

Loup reinigte sich mit einem Holzsplitter die Zähne. »Und was haben sie gemacht?«

»Drillübungen«, antwortete Braudel.

Loup grunzte. Er war nicht sonderlich interessiert an einer Gruppe fremder Soldaten, die sich in San Isidro einnisteten. Das Fort stellte keine Bedrohung für ihn dar, und wenn die Neuankömmlinge es sich da nur ein wenig gemütlich machen wollten, dann würde Loup sie auch in Ruhe lassen. Doch dann fügte Capitaine Braudel noch etwas hinzu. »Ein paar von ihnen fielen allerdings aus dem Rahmen«, sagte er. »Das waren keine Rotröcke. Sie trugen Grün.«

Loup starrte ihn an. »Dunkelgrün?«

»Jawohl, Sir.«

Riflemen. Diese verdammten Riflemen. Und Loup rief sich das unverschämte Gesicht des Mannes ins Gedächtnis zurück, der ihn beleidigt hatte, des Mannes, der ganz

Frankreich beleidigt hatte, indem er einen Adler gestohlen hatte, der vom Kaiser persönlich berührt worden war. Vielleicht war Sharpe ja in San Isidro.

Ducos hatte Loups Rachedurst nur belächelt. So etwas sei eines großen Soldaten unwürdig, hatte er gesagt. Doch Loup glaubte, dass der Ruf eines Soldaten von den Kämpfen abhing, die er sich aussuchte und die er glorreich gewann. Sharpe hatte Loup getrotzt. Er war der erste Mann gewesen, der sich ihm nach langer, langer Zeit widersetzt hatte, und Sharpe war überdies ein Held der Feinde Frankreichs. Also war Loups Rache nicht nur eine persönliche Angelegenheit. Ein Sieg über Sharpe würde Auswirkungen auf beide Seiten haben, die links und rechts der Grenze auf die Entscheidungsschlacht warteten.

Und so machte sich Loup an diesem Nachmittag persönlich auf den Weg den Hügel hinauf, und er richtete sein bestes Fernrohr auf das alte Fort mit den überwucherten Mauern und dem halb zugeschütteten Graben. Zwei Flaggen hingen schlaff in der windstillen Luft. Die eine war die britische, doch die zweite erkannte Loup nicht. Jenseits der Flaggen übten rot uniformierte Soldaten mit ihren Musketen, aber Loup beobachtete sie nicht lange, sondern richtete das Fernrohr nach Süden, bis er schließlich zwei Männer in grünen Röcken auf dem Wehrgang sah. Auf diese Entfernung konnte er ihre Gesichter nicht erkennen, aber er sah, dass einer der beiden einen ungewöhnlich langen und geraden Säbel an der Hüfte trug, und Loup wusste, dass britische Infanterieoffiziere für gewöhnlich kurze, krumme trugen. »Sharpe«, sagte er laut und schob das Fernrohr wieder zusammen.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn sich wieder umdrehen. Vier seiner wolfsgrauen Männer bewachten dort ein gefangenes Paar. Der Mann trug einen protzig verzierten roten Rock, und das neben ihm war wohl seine Frau oder Geliebte. »Ich habe sie bei den Felsen da unten gefunden«, berichtete der Sergeant, der den Soldaten am Arm festhielt.

»Er sagt, er sei ein Deserteur, mon Général«, fügte Capitaine Braudel hinzu, »und das ist seine Frau.« Braudel spie Tabaksaft auf einen Felsen.

Loup kletterte vom Kamm herab. Jetzt sah auch er, dass die Uniform des Mannes keine britische war. Die Weste und die Schärpe, die halbhohen Stiefel und der Zweispitz mit dem Federbusch, all das war viel zu ausgefallen für die Briten. Tatsächlich war die Uniform sogar so bunt, dass Loup sich kurz fragte, ob es sich bei dem Gefangenen wohl um einen Offizier handelte, doch einen solchen hätte Braudel nie so grob behandelt.

Die Frau wiederum schien Braudel zu gefallen. Schüchtern schaute sie zu Loup hinauf. Sie hatte dunkles Haar, war durchaus attraktiv, und Loup schätzte sie auf fünfzehn oder sechzehn. Loup hatte gehört, dass die spanischen und portugiesischen Bauern ihre Töchter für hundert Francs das Stück als Ehefrauen an die alliierten Soldaten verkauften. Das war genauso viel, wie man in Paris für eine gute Mahlzeit ausgeben musste. Die französische Armee hingegen nahm sich die Mädchen einfach umsonst. »Wie heißt du?«, fragte Loup den Deserteur auf Spanisch.

»Grogan, Sir. Sean Grogan.«

»Und deine Einheit, Grogan?«

»Die Real Compañía Irlandesa, *Señor*.« Gardist Grogan war offensichtlich zur Zusammenarbeit bereit, und so winkte Loup dem Sergeanten, ihn loszulassen.

Loup befragte Grogan zehn Minuten lang. Er hörte, wie die Real Compañía Irlandesa per Schiff aus Valencia angereist war, und wie die Männer sich schon darauf gefreut hatten, sich dem Rest der spanischen Armee in Cadiz anzuschließen. Doch stattdessen waren sie nun gezwungen, in der britischen Armee zu dienen. Viele der Männer, behauptete der Gefangene, seien einst aus britischem Dienst geflohen, und sie hatten sich nicht beim spanischen König verpflichtet, um anschließend doch wieder dem Tyrannen König George zu dienen.

Loup unterbrach die Tirade des Mannes. »Wann bist du weggelaufen?«, verlangte er zu wissen.

»Letzte Nacht, Sir. Wir waren ein halbes Dutzend. Und in der Nacht zuvor sind auch schon jede Menge weg.«

»Da ist ein Engländer im Fort, ein Offizier der Rifles. Kennst du ihn?«

Grogan runzelte die Stirn, als komme ihm die Frage komisch vor, doch dann nickte er. »Das ist Captain Sharpe, Sir. Er soll uns ausbilden.«

»Ausbilden? Für was?«

»Er soll uns das Kämpfen beibringen, Sir«, antwortete Grogan nervös. Dieser einäugige Franzose mit der ruhigen Stimme machte ihm Angst. »Aber wir wissen schon, wie man kämpft«, fügte er trotzig hinzu.

»Da bin ich mir sicher«, sagte Loup mitfühlend. Wieder stocherte er kurz in seinen Zähnen herum und warf den Holzsplitter dann weg. »Du bist also weggerannt, weil du nicht König George dienen wolltest, Soldat. Ist das korrekt?«

»Jawohl, Sir.«

»Aber für Seine Majestät den Kaiser würdest du doch kämpfen, oder?«

Grogan zögerte. »Jawohl, Sir«, antwortete er schließlich, aber nicht sehr überzeugend.

»Ist das der Grund, warum du desertiert bist?«, fragte Loup. »Weil du für den Kaiser kämpfen willst? Oder hast du einfach nur gehofft, in deine gemütliche Kaserne im Escorial zurückkehren zu können?«

Grogan zuckte mit den Schultern. »Wir sind auf dem Weg zum Haus ihrer Familie in Madrid, Sir.« Er nickte zu seiner Frau. »Ihr Vater ist Schuster, und ich kann auch ganz gut mit Nadel und Faden umgehen. Ich dachte, ich könnte vielleicht sein Handwerk lernen.«

»Es ist immer gut, ein Handwerk zu lernen, Soldat«, sagte Loup und lächelte. Er zog die Pistole aus dem Gürtel und spielte kurz damit herum. Dann spannte er den Hahn. »Mein Handwerk ist das Töten«, fügte er in demselben freundlichen

Tonfall hinzu, hob die Waffe, zielte auf Grogans Stirn und drückte ab.

Die Frau schrie, als das Blut ihres Ehemanns auf ihr Gesicht spritzte. Grogan wurde zurückgeworfen, dann sackte er zusammen, und seine Leiche rutschte rückwärts den Hügel hinab. »Er wollte nicht wirklich für uns kämpfen«, sagte Loup. »Er wäre einfach nur ein weiteres Maul gewesen, das wir hätten durchfüttern müssen.«

»Und die Frau, Sir?«, fragte Braudel. Sie hatte sich über ihren toten Mann gebeugt und schrie die Franzosen an.

»Sie gehört Ihnen, Paul«, sagte Loup. »Aber erst, nachdem sie Madame Juanita de Elia eine Nachricht übermittelt haben. Bestellen Sie Madame meine allerbesten Grüße und sagen Sie ihr, dass die irischen Spielzeugsoldaten eingetroffen sind und angenehmerweise direkt vor unserer Nase Quartier bezogen haben, und morgen werden wir zu ihrer Belustigung ein kleines Drama inszenieren. Und sagen sie ihr auch, dass sie gut daran täte, die Nacht bei uns zu verbringen.«

Braudel grinste. »Das wird sie freuen, Sir.«

»Was man von Ihrer Frau wohl nicht gerade behaupten kann«, sagte Loup und schaute zu der heulenden Spanierin. »Sagen Sie dieser Witwe, wenn sie nicht das Maul hält, werde ich ihr die Zunge rausreißen und an Doña Juanitas Hunde verfüttern. Und jetzt weiter.« Loup führte seine Männer den Hügel hinab und zu der Stelle, wo sie die Pferde angebunden hatten. Heute Nacht würde Doña Juanita de Elia in den Wolfsbau kommen, und morgen würde sie dann zum Feind reiten, um ihn wie eine pestverseuchte Ratte von innen heraus zu zerstören.

Und irgendwann, kurz vor dem endgültigen Sieg, würde Sharpe Frankreichs Rache für die beiden Toten spüren. Denn Loup war ein Soldat, und er vergaß niemals. Er vergab nicht, und er hatte noch nie verloren.

KAPITEL DREI

Elf Männer desertierten in der ersten Nacht, die die Real Compañía Irlandesa im Fort von San Isidro verbrachte, und acht Mann, einschließlich vier Wachen, die so etwas eigentlich hätten verhindern sollen, liefen in der zweiten Nacht davon. Die Gardisten stellten ihre eigenen Wachen, und Colonel Runciman schlug vor, dass Sharpes Riflemen diesen Dienst übernehmen sollten. Sharpe argumentierte dagegen. Seine Riflemen sollten die Real Compañía Irlandesa ausbilden, und sie konnten wohl kaum den ganzen Tag arbeiten und nachts dann auch noch Wache schieben.

»Ich bin sicher, Sie haben recht, General«, sagte Sharpe taktvoll, »aber wir können ja nicht rund um die Uhr arbeiten. Das Hauptquartier müsste uns schon mehr Männer schicken.«

Inzwischen hatte Sharpe herausgefunden, dass Colonel Runciman leicht beeinflussbar war, solange man ihn nur mit »General« anredete. Im Allgemeinen wollte Runciman einfach nur seine Ruhe haben, essen, schlafen und sich über all die Arbeit beschweren, die man ihm aufgehalst hatte.

»Auch ein General ist nur ein Mensch«, informierte er Sharpe gerne, und dann verlangte er stets zu wissen, wie er seine mühsamen Pflichten als Verbindungsoffizier und gleichzeitig den Tross der gesamten Armee leiten solle. Dabei hatte Letzteres ohnehin schon immer der Stellvertreter des Colonels getan und das äußerst effektiv, doch so lange kein neuer Generalfeldzeugmeister ernannt war, konnte nur Runciman ein offizielles Dokument unterschreiben und mit seinem Siegel versehen.

»Wie wäre es, wenn Sie Ihr Siegel Ihrem Stellvertreter geben würden, General?«, schlug Sharpe vor.

»Niemals! Niemand soll sagen, ein Runciman habe seine Pflicht vernachlässigt, Sharpe. Niemals!« Nervös schaute der Colonel zum Fenster hinaus, um zu sehen, wie weit sein Koch mit dem Hasen war, den Daniel Hagman geschossen hatte. Und Runcimans Lethargie bedeutete auch, dass Sharpe mit der Real Compañía Irlandesa verfahren konnte, wie er wollte. Allerdings waren neunzehn Deserteure in zwei Nächten selbst für jemanden wie Runciman zu viel. »Verdammt noch mal, Mann!« Er lehnte sich wieder zurück, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass der Koch bereits Fortschritte machte. »Das wirft ein schlechtes Licht auf unsere Effizienz. Sehen Sie das denn nicht? Wir müssen etwas tun, Sharpe! Ansonsten ist in vierzehn Tagen keine Menschenseele mehr hier!«

Und genau das, dachte Sharpe bei sich, war, was Hogan wollte. Die Real Compañía Irlandesa *sollte* sich selbst zerstören, doch Sharpe hatte auch die Aufgabe, die Männer auszubilden, und er war stur genug, um eine Einheit, für die er die Verantwortung trug, nicht einfach den Bach runtergehen zu lassen. Verdammt noch mal, er würde diese Gardisten schon noch zu Soldaten machen, egal, ob das Hogan nun gefiel oder nicht.

Sharpe bezweifelte allerdings, dass Lord Kiely ihm dabei helfen würde. Jeden Morgen wachte Seine Lordschaft übellaunig auf, und dieser Zustand hielt bis Mittag an. Erst dann war sein Alkoholspiegel hoch genug, dass sich seine Laune wieder ein wenig besserte. Doch dann kam der Abend, und die Offiziere spielten Karten, wobei Kiely stets verlor, und schon war es mit der guten Stimmung wieder vorbei. Meist schlief er anschließend bis weit in den Morgen hinein, und dann fing alles wieder von vorne an.

»Wie zum Teufel hat dieser Mann überhaupt den Befehl über die Garde bekommen?«, fragte Sharpe Kielys Stellvertreter, Captain Donaju.

»Aufgrund seiner Geburt«, antwortete Donaju. Er war ein bleicher, dünner Mann, und ständig schaute er besorgt

drein. Er glich mehr einem verarmten Studenten als einem Soldaten, doch von allen Offizieren der Real Compañía Irlandesa schien er der Vielversprechendste zu sein. »Eine königliche Garde kann doch unmöglich von einem Bürgerlichen befehligt werden«, erklärte Donaju mit einem Hauch von Spott in der Stimme. »Und wenn Kiely nüchtern ist, kann er sogar recht beeindruckend sein.« Letzteres sagte er ohne jeden Spott.

»Beeindruckend?«, hakte Sharpe zweifelnd nach.

»Er ist ein guter Fechter«, sagte Donaju. »Er verabscheut die Franzosen, und tief in seinem Inneren wäre er gern ein guter Mann.«

»Er verabscheut die Franzosen?«, fragte Sharpe. Er machte sich gar nicht erst die Mühe, seine Zweifel zu verbergen.

»Die Franzosen, Sharpe, zerstören Kielys privilegierte Welt«, erklärte Donaju. »Er entstammt noch dem *Ancien Regime,* deshalb hasst er sie natürlich. Er hat kein Geld, aber unter dem *Ancien Regime* war das nicht wirklich wichtig, denn Geburt und Titel reichten aus, um einem Mann einen königlichen Posten zu verschaffen und ihn von der Steuer zu befreien. Doch die Franzosen predigen Gleichheit und Beförderung nach Verdienst, und das bedroht Kielys Welt. Deshalb hat er dann beschlossen, dieser Bedrohung durch Trinken, Huren und Spielen zu entfliehen. Das Fleisch ist schwach, Sharpe, und es ist besonders schwach, wenn man Langeweile hat, unterbeschäftigt ist und sich dazu noch als Relikt einer längst vergangenen Zeit betrachtet.«

Donaju zuckte mit den Schultern, als schäme er sich dafür, Sharpe mit einer so langen und hochtrabenden Predigt gelangweilt zu haben. Der Captain war ein bescheidener Mann, aber effektiv, und so ruhte der Alltag der Garde auf Donajus schmalen Schultern.

Dann erklärte er Sharpe, wie er versuchen würde, weitere Desertionen zu verhindern. Er wollte die Wachen verdoppeln und nur Männer dafür einsetzen, die er für vertrauenswürdig hielt. Aber er gab auch den Briten Schuld an dem Dilemma.

»Warum hat man uns überhaupt an diesen gottverlassenen Ort geschickt?«, verlangte Donaju zu wissen. »Es ist fast so, als wolle der General, dass unsere Männer weglaufen.«

Das war ein geschickter Zug, und Sharpe wusste nicht wirklich, was er darauf antworten sollte. Also murmelte er nur irgendwas von wegen der strategischen Bedeutung des Außenpostens und dass man eine Garnison hier brauche, doch er war nicht gerade überzeugend, und Donaju reagierte darauf, indem er diese ausgedachte Geschichte schlicht ignorierte. Denn das Fort von San Isidro war in der Tat ein gottverlassener Ort. Einst mochte es ja einen strategischen Wert besessen haben, doch jetzt verlief die Hauptstraße zwischen Spanien und Portugal zig Meilen weiter südlich von hier, und die einst große Festung war dem Verfall überlassen worden. Unkraut wucherte in dem verschlammten Graben, und das einst nur schwer zu überwindende Hindernis war kaum mehr als eine flache Delle. Frost ließ den Mörtel aus den Mauern bröckeln, und viele Steine waren schon in den Graben gefallen, wo sie nun gleich eine ganze Reihe von Brücken bildeten.

In den Überresten des Glockenturms der Fortkapelle nistete eine Schneeeule, und der einst gut gepflegte Offiziersfriedhof war nur noch ein überwucherter Steingarten. Die einzigen Teile von San Isidro, die man noch nutzen konnte, waren die alten Baracken, die immer mal wieder notdürftig repariert worden waren, wenn die Portugiesen das Fort im Falle einer politischen Krise kurzzeitig wieder besetzt hatten. Dann hatten die Männer die Löcher in den Wänden gestopft, um sich vor den kalten Winden zu schützen, während sich die Offiziere in dem Torhaus mit den zwei Türmen einquartiert hatten, denn aus irgendeinem Grund war das von all dem Verfall verschont geblieben. Es gab sogar noch ein funktionierendes Tor, und Runciman befahl jede Nacht, es zu schließen. Deserteure hielt das jedoch nicht auf. Dafür gab es hier viel zu viele Schlupflöcher.

Doch trotz all des Verfalls strahlte das Fort noch immer etwas Großes aus. Das beeindruckende Torhaus war mit königlichen Wappen verziert, und eine überdachte Brücke mit vier Bögen führte über den einzigen Abschnitt des Grabens, den man noch zur Verteidigung nutzen konnte. Auf den Ruinen der Kapelle waren fein gearbeitete Reliefs zu sehen, und viele der alten Geschützstellungen waren noch immer massiv. Am beeindruckendsten war jedoch die Lage des Forts, denn von den Mauern aus konnte man über die Gipfel hinweg bis weit zum Horizont sehen. Der Blick von der Ostmauer reichte sogar bis nach Spanien hinein, und dort, unter den Flaggen von Spanien und Großbritannien, fand Lord Kiely dann auch Sharpe am dritten Tag ihres Aufenthalts in San Isidro. Offenbar machte sich inzwischen sogar Kiely Sorgen ob der vielen Deserteure.

»Wir sind nicht hierher gekommen, um durch Desertion vernichtet zu werden«, bellte Kiely Sharpe an. Seine gewachsten Schnurrbartspitzen zitterten im Wind.

Sharpe hätte dem Kerl am liebsten unter die Nase gerieben, dass das schließlich seine Männer seien und dass er die Verantwortung dafür trug, doch stattdessen fragte er Seine Lordschaft, warum er sich überhaupt den britischen Truppen angeschlossen hatte.

Und zu Sharpes Überraschung nahm der junge Lord Kiely die Frage ernst. »Ich will kämpfen, Sharpe. Deshalb habe ich auch an Seine Majestät geschrieben.«

»Dann sind Sie hier genau richtig, Mylord«, sagte Sharpe säuerlich. »Die Froschfresser liegen auf der anderen Seite des Tals.« Er deutete in das tiefe, kahle Tal hinab, das San Isidro von den nächsten Hügeln trennte. Sharpe nahm an, dass die französischen Kundschafter auf der anderen Seite die neue Besatzung des alten Forts bereits entdeckt hatten.

»Nein, wir sind hier *nicht* genau richtig, Sharpe«, widersprach Kiely. »Ich habe König Ferdinand gebeten, uns nach Cadiz zu schicken, damit wir uns unseren eigenen Leuten anschließen und mit ihnen kämpfen können, doch

stattdessen hat er uns zu Wellington geschickt. Wir wollen nicht hier sein, aber der Befehl kommt vom König, und diesem Befehl gehorchen wir.«

»Dann geben Sie Ihren Männern doch auch den königlichen Befehl, dass sie nicht desertieren sollen«, erwiderte Sharpe schlagfertig.

»Sie sind gelangweilt! Sie machen sich Sorgen! Sie fühlen sich verraten!« Kiely schauderte, doch nicht weil ihn seine Gefühle überwältigten, sondern weil er gerade erst aufgestanden war und noch immer versuchte, den Kater von letzter Nacht zu vertreiben. »Sie sind nicht hierher gekommen, um ausgebildet zu werden, Sharpe«, knurrte er. »Sie wollen kämpfen! Es sind stolze Männer, eine Leibwache und kein Haufen frischer Rekruten. Ihre Aufgabe ist es, für den König zu kämpfen und Europa zu zeigen, dass Ferdinand noch immer Zähne hat.«

Sharpe deutete nach Osten. »Sehen Sie den Pfad dort, Mylord? Den, der zu dem Hügelkamm da raufführt? Marschieren Sie da mit Ihren Männern hinauf. Lassen Sie sie einen halben Tag lang marschieren, und ich garantiere Ihnen einen Kampf. Die Franzosen werden das lieben. Für sie wird es sein, als würden sie gegen einen Knabenchor kämpfen. Die Hälfte Ihrer Männer verfügt noch nicht einmal über funktionierende Musketen! Und die andere Hälfte kann nicht damit umgehen. Wollen Sie mir wirklich erzählen, die seien ausgebildet? In England habe ich Milizen gesehen, die besser ausgebildet waren! Und diese fetten Milizbastarde machen nichts anderes, als einmal in der Woche auf dem Marktplatz zu paradieren und dann zum Rückzug in die Dorfschenke zu blasen. Ihre Männer sind nicht ausgebildet, Mylord, auch wenn Sie das vielleicht anders sehen. Aber geben Sie mir einen Monat, und ich mache sie schärfer als jede Rasierklinge.«

»Sie sind einfach nur aus der Übung«, erklärte Kiely hochmütig. Sein unglaublicher Stolz erlaubte es ihm nicht,

zuzugeben, dass Sharpe recht hatte und seine geliebte Palastwache nur ein trauriger Haufen war.

Kiely drehte sich um und schaute zu seinen Männern, die gerade auf den überwucherten Pflastersteinen des Exerzierplatzes mit den Waffen übten. Jenseits der Kompanie, an den Türmen des Torhauses, bereiteten Stallburschen die Pferde der Offiziere für das mittägliche Reittraining vor, und im Tor, dort, wo die Pflastersteine noch nicht zugewuchert waren, gab Vater Sarsfield den Kindern der Kompanie Katechismusunterricht. Das Lernen war offenbar mit viel Lachen verbunden. Tatsächlich war Sharpe schon mehrfach aufgefallen, dass dem Kaplan die gute Laune auf dem Fuß folgte. »Wenn Sie die Gelegenheit hätten«, sagte Kiely von seinen Männern, »dann würden sie auch kämpfen.«

»Dessen bin ich mir sicher«, erwiderte Sharpe, »und sie würden verlieren. Was erwarten Sie denn von ihnen? Dass sie Selbstmord begehen?«

»Wenn nötig«, antwortete Kiely ernst. Die ganze Zeit über hatte er nach Osten geblickt, zum Feind, doch jetzt schaute er Sharpe in die Augen. »Wenn nötig«, wiederholte er, »ja.«

Sharpe blickte in dieses von Zügellosigkeit verwitterte junge Gesicht. »Sie sind verrückt, Mylord.«

Kiely fasste das nicht als Beleidigung auf. »Würden Sie Rolands Verteidigung von Roncevalles auch den Selbstmord eines Verrückten nennen? Haben Leonidas und seine Spartaner ihr Leben in einem Anflug von Wahnsinn einfach nur sinnlos weggeworfen? Und was ist mit Sir Richard Grenville? War der auch verrückt? Manchmal, Sharpe, kann man sich ewigen Ruhm nur durch eine große Geste verdienen.« Er deutete zu den Hügeln. »Da draußen sind dreihunderttausend Franzosen, und wie viele Briten sind hier? Dreißigtausend? Der Krieg ist verloren, Sharpe. Verloren! Ein großes christliches Königreich versinkt im Mittelmaß, und das nur wegen so eines korsischen Emporkömmlings. All die Herrlichkeit, der Heldenmut und

die Pracht der royalen Welt wird von Geschmacklosigkeit verdrängt. Alles wird gewöhnlich. All diese üblen, bösen Dinge – Republikanismus, Demokratie, Gleichheit –, sie kriechen ans Licht und behaupten, ein glorreiches Geschlecht von Königen ersetzen zu können. Was wir hier sehen, Sharpe, ist das Ende der Geschichte und der Beginn des Chaos, aber vielleicht – nur vielleicht – wird es der Garde von König Ferdinand ja gelingen, die alte Herrlichkeit ein letztes Mal heraufzubeschwören, bevor sie untergeht.« Ein paar Sekunden lang hatte der trunkene Kiely sein jüngeres, adeliges Ich verraten. »Deshalb sind wir hier, Sharpe. Wir wollen eine Geschichte schreiben, die man sich noch erzählt, wenn Bonaparte schon lange vergessen ist.«

»Himmel«, sagte Sharpe, »kein Wunder, dass Ihre Männer weglaufen. Mein Gott! Wenn ich einen Mann in die Schlacht führe, Mylord, dann tue ich alles, damit er wieder mit heiler Haut nach Hause kommt. Wenn ich die Kerle töten will, dann kann ich sie genauso gut im Schlaf erwürgen. Das wäre gnädiger.«

Er drehte sich um und schaute zur Real Compañía Irlandesa. Abwechselnd übten die Männer mit den gut vierzig funktionierenden Musketen, doch mit Ausnahme von ein paar waren bei ihnen Hopfen und Malz verloren. Ein guter Soldat konnte alle zwanzig Sekunden mit einer Muskete schießen, doch diese Kerle konnte schon von Glück sagen, wenn sie es einmal alle vierzig Sekunden schafften. Die Gardisten hatten viel zu viel Zeit damit verbracht, Puderperücken spazieren zu tragen und vor vergoldeten Türen zu stehen, anstatt so simple Dinge zu lernen wie Laden, Stopfen, Schießen und wieder Laden.

»Aber ich werde ihnen schon etwas beibringen«, sagte Sharpe, als das Echo einer weiteren bemühten Salve durch das Fort hallte, »und ich werde auch dafür sorgen, dass niemand mehr desertiert.«

Er wusste, dass er damit Hogans Plan unterminierte, doch Sharpe mochte die Männer der Real Compañía Irlandesa. Sie

waren Soldaten wie alle anderen auch, vielleicht nicht ganz so gut ausgebildet, und sie wussten auch nicht so recht, wo sie hingehörten, aber sie waren bereit zu lernen. Sie führten nichts Übles im Schilde, und es widerstrebte Sharpe zutiefst, gute Männer zu verraten. Er wollte sie ausbilden. Er wollte aus der Kompanie eine Einheit machen, auf die jede Armee stolz wäre.

»Und wie wollen Sie sie davon abhalten zu desertieren?«, wollte Kiely wissen.

»Dafür habe ich meine eigene Methode«, antwortete Sharpe, »und Sie wollen gar nicht wissen, was das ist, Mylord, denn Roland hätte diese Methode auch nicht gefallen.«

Lord Kiely reagierte nicht auf Sharpes Spott. Stattdessen starrte er wieder in Richtung Osten. Offenbar hatte dort etwas seine Aufmerksamkeit erregt. Er holte ein kleines Fernrohr aus seiner Jackentasche, zog es aus und richtete es auf einen Punkt jenseits des öden Tals. Sharpe, der direkt in die Morgensonne blickte, konnte dort gerade so die Gestalt eines einsamen Reiters ausmachen, der vorsichtig den gewundenen Pfad herabritt.

»Zu den Pferden!« Von plötzlicher Leidenschaft erfüllt rannte seine Lordschaft eine der Munitionsrampen hinunter und schrie dem Stallburschen zu, er solle ihm seinen großen schwarzen Hengst bringen.

Sharpe drehte sich wieder nach Osten um und holte sein eigenes Fernrohr hervor. Es dauerte ein, zwei Augenblicke, um das unförmige Ding auszurichten, doch dann hatte Sharpe den fernen Reiter in der Linse gefangen. Der Reiter trug die Uniform der Real Compañía Irlandesa, und er war in Schwierigkeiten. Bis jetzt war der Mann dem steilen Pfad gefolgt, der ins Tal führte, doch nun löste er sich davon, trieb sein Pferd mit den Zügeln an und ritt geradewegs den gefährlichen Hang hinunter. Ein halbes Dutzend Hunde rannte vor dem Reiter her, doch Sharpe war mehr an dem interessiert, was den Mann zu dem plötzlichen und

gefährlichen Kurswechsel veranlasst hatte. Also richtete er sein Fernrohr nach oben, und dort, vor dem wolkenlosen Himmel, sah er die Dragoner. Französische Dragoner. Der einsame Reiter war auf der Flucht, und die Franzosen waren ihm dicht auf den Fersen.

»Kommen Sie, Sharpe?« Colonel Runciman saß auf seinem Kutscherpferd und hatte zuvorkommend auch ein Tier für Sharpe mitgebracht. Runciman verließ sich mehr und mehr auf Sharpe, wenn er es mit dem sarkastischen Lord Kiely zu tun hatte, denn dessen Kommentare raubten ihm den Mut. »Wissen Sie, was los ist, Sharpe?«, fragte Runciman, als Lord Kiely bereits eine Gruppe berittener Offiziere zum Tor hinausführte. »Ist das ein Angriff?« Runcimans ungewöhnlich engagiertes Auftreten war ohne Zweifel mehr der Angst als seiner Neugier geschuldet.

»Da ist ein Kerl in der Uniform der Kompanie. Er reitet auf uns zu, General, und ein paar Froschfresser sind ihm dicht auf den Fersen.«

»Mein Gott!« Runciman sah besorgt aus. Als Generalfeldzeugmeister hatte er bis jetzt nur wenig Gelegenheit gehabt, den Feind zu sehen, und jetzt war er sich nicht sicher, ob das nicht auch besser so geblieben wäre. Trotzdem gab er seinem Pferd die Sporen, denn er wollte nicht als Feigling dastehen. »Bleiben Sie dicht bei mir, Sharpe! Als Adjutant, verstehen Sie?«

»Natürlich, General.« Sharpe hatte sich auf einem Pferd noch nie wohl gefühlt. Dennoch folgte er Runciman über die Torbrücke.

Neugierig, was wohl der Grund für all die Aufregung war, führte Sergeant Harper derweil die Real Compañía Irlandesa auf die Mauern, vorgeblich, um Wache zu stehen, doch in Wahrheit wollten sie einfach nur sehen, warum plötzlich all ihre Offiziere aus dem Fort galoppiert waren.

Als Sharpe sein Tier schließlich über die Brücke und mit ein wenig Mühe in die richtige Richtung gewendet hatte, schien das Abenteuer jedoch schon wieder vorbei zu sein. Der

fliehende Reiter hatte den kleinen Fluss überquert und war nun näher an Lord Kiely und dessen Rettungstrupp als an den Franzosen. Und da Kiely von einem Dutzend Offizieren begleitet wurde und die Dragoner nur zu sechst waren, war der Reiter in Sicherheit.

Sharpe beobachtete, wie die Hunde des Reiters aufgeregt den Rettungstrupp umkreisten. Dann sah er, dass die französischen Verfolger die grauen Uniformen von Brigadier Loups Brigade trugen.

»Der Kerl hat verdammtes Glück gehabt, General«, bemerkte er zu Runciman. »Das sind Loups Dragoner.«

»Loup?«, fragte Runciman.

»Brigadier Loup, General. Ein übler Froschfresser, der seine Männer in Wolfspelze hüllt und seinen Feinden die Eier abschneidet, bevor er sie umbringt.«

»Grundgütiger.« Runciman wurde kreidebleich. »Sind Sie sicher?«

»Ich habe ihn schon mal getroffen, General, und er hat mir gedroht, mich zu kastrieren.«

Jetzt brauchte Runciman unbedingt eine Stärkung. Er holte eine Hand voll gezuckerter Mandeln aus der Tasche und warf sie sich eine nach der anderen in den Mund. »Manchmal frage ich mich, ob mein lieber Vater vielleicht doch recht gehabt hat«, sagte er zwischen zwei Happen. »Vielleicht hätte ich wirklich besser eine Kirchenlaufbahn einschlagen sollen. Ich glaube, ich wäre ein guter Bischof geworden, auch wenn das Leben eines Bischofs einen Mann von meiner Energie nicht ganz erfüllt. Als Prälat hat man nur wenig echte Arbeit, Sharpe. Natürlich hält man dann und wann eine Predigt, und manchmal muss man auch den niederen Klerus zur Ordnung rufen, aber viel mehr kommt da nicht. Es ist nicht gerade fordernd, Sharpe, und offen gesagt leben in den Bischofspalästen eher durchschnittliche Geister – mein lieber Vater natürlich ausgenommen. Grundgütiger, was passiert denn jetzt?«

Lord Kiely war vorausgeritten, um den einsamen Reiter zu begrüßen, doch nachdem er kurz die Hand ausgestreckt und ein paar Worte mit dem Mann gewechselt hatte, trieb Seine Lordschaft sein Pferd auf die Franzosen zu. Die Dragoner hatten bereits erkannt, dass ihre Beute verloren war, und angehalten. Doch jetzt überquerte Kiely den Fluss, zog seinen Säbel und schrie den Franzosen eine Herausforderung entgegen.

Jeder Mann im Tal wusste, was Kiely vorhatte. Er forderte den feindlichen Offizier zu einem Duell heraus. Jeder, der auch nur einen Funken Menschenverstand besaß, jeder Infanterist und selbst jeder Dorftrottel, lehnte diese Praxis ab, doch Kavalleristen konnten solch einer Herausforderung nur selten widerstehen. Um an einem solchen Kampf teilzunehmen, brauchte man Stolz und Mut, und wenn man ihn gewann, dann hatte man sich einen Namen als Krieger gemacht, und in jedem Kavallerieregiment in jeder Armee verdankten die Offiziere ihren Ruf genau solchen Kämpfen: Mann gegen Mann, Säbel gegen Säbel, ein Duell zwischen Fremden, bei dem einer den Ruhm und der andere den Tod ernten würde.

»Kiely versucht sich umzubringen, General«, sagte Sharpe zu Runciman. Er klang verärgert, doch er empfand auch eine gewisse Bewunderung für Kiely, der zumindest in diesem Augenblick seinen Kater und seine Verbitterung über Bord geworfen hatte und das geworden war, von dem er immer geträumt hatte: der perfekte Ritter und Paladin des Königs. »Kiely hat es sich in den Kopf gesetzt, berühmt zu sterben«, sagte Sharpe. »Er will wie Roland sein oder wie dieser Spartaner, der die Perser verprügelt hat.«

»Leonidas, Sharpe. Das war König Leonidas«, sagte Runciman. »Aber vergessen Sie nicht, dass Kiely ein guter Fechter ist. Ich habe ihn üben sehen, und selbst der Alkohol macht ihn kaum langsamer. Nicht dass wir diese Fechtkunst heute werden bewundern können«, fügte Runciman hinzu, als Kiely sich von den regungslosen Franzosen abwandte.

»Die wollen tatsächlich nicht kämpfen!« Runciman klang überrascht, aber auch ein wenig erleichtert, denn so würde ihm der Anblick eines Blutbades erspart bleiben.

»Kiely hat ihnen aber auch kaum Zeit gegeben, die Herausforderung anzunehmen«, sagte Sharpe. Und Kiely war in der Tat nur ein paar Sekunden geblieben, fast, als habe er nur eine trotzige Geste machen wollen.

Dann akzeptierte doch noch ein Feind. Kiely hatte gerade das Ufer des kleinen Flusses erreicht, als hinter ihm ein Ruf ertönte, und ein Dragoneroffizier galoppierte vor. Kiely drehte sich im Sattel um, und Sharpe hätte schwören können, dass seine Lordschaft bleich wurde, als der Franzose auf ihn zu geritten kam.

»O Gott«, keuchte Runciman besorgt.

Jetzt konnte Kiely sich dem Kampf nicht mehr verweigern. Andernfalls hätte er das Gesicht verloren. Also kehrte er zu dem grauen Dragoner zurück, der daraufhin seinen mit Wolfsfell gefütterten Mantel wegwarf und seinen langen, geraden Säbel zog. Er band sich den Riemen ums Handgelenk und hob dann die Waffe zum Salut vor dem Mann, der entweder sein Opfer oder sein Mörder sein würde. Und was Seine Lordschaft betraf, so mochte er die Herausforderung ja vielleicht als Geste gedacht haben, doch nun zögerte er weder, noch zeigte er ein Anzeichen von Nervosität.

»Diese verdammten Narren«, knurrte Sharpe. »Sie sterben für verdammt noch mal nichts.« Er und Runciman hatten sich inzwischen zu den Offizieren der Real Compañía Irlandesa gesellt, und auch Vater Sarsfield hatte seinen Katechismusunterricht unterbrochen und war ins Tal gekommen. Der Priester hörte Sharpes Verachtung und schaute den Rifleman überrascht an. Wie Runciman, so schien sich auch der Priester bei dem Duell nicht wohl zu fühlen. Er ließ den Rosenkranz durch die dicken Finger gleiten und drehte sich wieder zu den beiden Reitern um, die sich gut fünfzig Yards voneinander entfernt

gegenüberstanden. Lord Kiely nahm seinen Säbel wieder herunter, und die beiden Männer gaben ihren Pferden die Sporen.

»O Gott, o Gott.« Runciman schnappte nach Luft und holte noch ein paar Mandeln aus der Tasche.

Die beiden Pferde näherten sich zunächst langsam. Erst im allerletzten Moment ließen die Männer die Zügel schießen. Beide Männer waren Rechtshänder und soweit Sharpe sehen konnte auch in etwa gleich groß. Allerdings war Lord Kielys Rappe eine gute Handbreit größer.

Der Dragoner schlug als Erster zu. Er schien all sein Vertrauen in den mächtigen Hieb gelegt zu haben, der einen Ochsen hätte ausweiden können, nur dass er den Schlag im allerletzten Moment abbrach, die Klinge drehte und auf den ungeschützten Hals seines Gegners zielte. Das ging so schnell, dass man es kaum sehen konnte, und auf einem Pferderücken und im vollen Galopp und gegen einen ebenfalls berittenen Feind hätte das vielleicht funktioniert, doch Lord Kiely lenkte sein Pferd schlicht in das des Franzosen, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, den Schlag zu parieren.

Das kleinere Pferd des Dragoners geriet unter dem Gewicht des Hengstes ins Wanken, und der Hieb des Franzosen traf nur die Luft. Dann lösten sich die beiden Tiere wieder voneinander, und die Männer rissen an den Zügeln. Kiely drehte sich jedoch schneller als der Franzose und gab seinem Pferd die Sporen, um den Stoß durch das Gewicht des Tieres zu verstärken.

Fechtmeister lehrten immer, dass die Spitze die Schneide schlägt, und nun zielte Kiely auf den Bauch des Franzosen. Und mit Sicherheit hätte er die Verteidigung des Dragoners auch durchbrochen, doch irgendwie gelang es dem Franzosen, den Angriff zu parieren, und das Klirren von Stahl auf Stahl hallte von den Hügeln wider. Als das Echo schließlich verstummte, waren die Reiter wieder gut zwanzig Yards voneinander entfernt und wendeten erneut zum

Angriff. Keiner der beiden wagte es, sich zu weit von seinem Gegner zu entfernen aus Angst, verfolgt und plötzlich von hinten angegriffen zu werden. Ab jetzt würde also im Nahkampf gefochten werden, und damit hing der Ausgang des Duells sowohl von der Ausbildung des Pferdes als auch vom Können des Fechters ab.

»O Gott«, keuchte Runciman wieder. Er hatte Angst, einen Mann sterben zu sehen, und doch konnte er einfach nicht den Blick abwenden. Es war ein Anblick so alt wie der Krieg selbst: zwei Helden, die in Sichtweite ihrer Kameraden aufeinander einschlugen. »Es kommt ja schon einem Wunder gleich«, sagte Runciman, »dass Kiely überhaupt kämpfen kann, wenn man bedenkt, wie viel er gestern Nacht getrunken hat. Wenn ich richtig gezählt habe, waren das fünf Flaschen Wein.«

»Er ist jung«, knurrte Sharpe, »und er ist im Umgang mit Pferden und Säbeln ein Naturtalent. Aber je älter er wird, General, desto mehr werden diese Talente verblassen, und das weiß er. Er lebt von geborgter Zeit, und deshalb will er jung sterben.«

»Ich glaube das einfach nicht«, sagte Runciman und zuckte dann unwillkürlich zusammen, als die beiden Männer aufeinander eindroschen.

»Kiely sollte auf das Pferd des Bastards zielen, nicht auf den Mann«, sagte Sharpe. »Ein Reiter ist geschlagen, wenn er kein Pferd mehr unterm Hintern hat.«

»So kämpft aber kein Gentleman, Captain«, sagte Vater Sarsfield. Der Priester ritt neben die britischen Offiziere.

»Gentlemen haben in einem Kampf aber keine Zukunft, Vater«, erwiderte Sharpe. »Wenn Sie glauben, Kriege sollten nur von Gentlemen ausgefochten werden, dann hören Sie auf, Menschen wie mich aus der Gosse zu rekrutieren.«

»Kein Grund, Ihre Abstammung zu erwähnen, Sharpe«, zischte Runciman tadelnd. »Sie sind jetzt Offizier. Schon vergessen?«

»Ich bete für den Tag, an dem weder Gentlemen noch sonst ein Mann wird kämpfen müssen«, sagte Vater Sarsfield. »Ich verabscheue den Kampf.«

»Und doch sind Sie Militärkaplan geworden?«, fragte Sharpe.

»Ich gehe stets dorthin, wo die Not am größten ist«, sagte der Kaplan. »Und wo findet man die meisten Sünder außerhalb eines Gefängnisses? In der Armee, würde ich sagen. Das ist nicht persönlich gemeint.« Sarsfield lächelte. Dann zuckte er unwillkürlich zusammen, als die beiden Duellanten wieder mit ihren langen Säbeln aufeinander einschlugen. Lord Kielys Hengst duckte sich instinktiv unter den Klingen weg, die über seinen Kopf hinwegzischten. Lord Kiely stieß wieder nach seinem Gegner, und einer von Kielys Offizieren jubelte, als er dachte, Seine Lordschaft habe den Franzosen aufgespießt, doch der Säbel hatte lediglich den Mantel durchstochen, der zusammengerollt über dem Sattel lag. Kiely riss seine Klinge gerade noch rechtzeitig aus dem Stoff, um einen wütenden Konterschlag des Dragoners zu parieren.

»Wird Kiely gewinnen? Was glauben Sie?«, fragte Runciman Sharpe besorgt.

»Das weiß Gott allein, General«, antwortete Sharpe. Die beiden Pferde rührten sich inzwischen so gut wie gar nicht mehr. Sie standen still da, während ihre Reiter aufeinander eindroschen. Unablässig klirrte Stahl auf Stahl, und Sharpe wusste, dass die beiden Männer rasch müder wurden, denn Fechten war anstrengend. Ihre Arme würden immer schwerer werden, und Sharpe wusste nur allzu gut, dass ihr Atem allmählich rasselte und ihnen der Schweiß in den Augen brannte. Und dann und wann, auch das wusste Sharpe, würde jeder der beiden ein seltsames Gefühl verspüren, wenn er einen Blick in die mitleidlosen Augen des Fremden erhaschte, den er zu töten versuchte. Die Säbel schlugen weiter aufeinander, dann brach der Dragoner diese Kampfphase ab, indem er seinem Pferd die Sporen gab.

Das Pferd des Franzosen sprang nach vorn und trat in ein Kaninchenloch.

Und das Tier stolperte.

Kiely erkannte seine Chance sofort. Er schlug mit voller Wucht zu und stellte sich dabei sogar im Sattel auf, um sein volles Gewicht in den tödlichen Hieb zu legen, doch irgendwie gelang es dem Dragoner wieder, den Schlag zu parieren, auch wenn der Aufprall ihn fast aus dem Sattel geworfen hätte. Sein müdes Tier versuchte, wieder aufzustehen, während sein Reiter Schlag um Schlag abwehrte. Dann gab der Franzose plötzlich die Verteidigung auf und stach nach Kiely. Sein Säbelspitze traf den Knauf von Kielys Heft und riss ihm so die Waffe aus der Hand. Zum Glück hatte Kiely die Waffe ähnlich wie der Franzose mit einer Seidenschnur am Handgelenk festgebunden, und da baumelte sie nun, doch es würde einige Sekunden dauern, bis Seine Lordschaft die Waffe wieder in den Griff bekam. Verzweifelt riss er sein Pferd herum, um sich Zeit zu verschaffen. Der Franzose roch den Sieg förmlich schon, und so trieb er sein müdes Tier hinter dem Gegner her.

Dann krachte ein Karabiner. Das kam so überraschend, und der Knall war schon fast wieder verhallt, als endlich jemand reagierte.

Der Dragoner schnappte nach Luft, als ihn die Kugel traf. Sie hatte ihn genau zwischen den Rippen erwischt und im Sattel zurückgeworfen. Der sterbende Mann erlangte noch einmal sein Gleichgewicht zurück und schüttelte ungläubig den Kopf. Dann glitt dem Franzosen der Säbel aus der Hand, und seine Kameraden schrien aufgebracht, weil jemand es gewagt hatte, das ungeschriebene Gesetz zu brechen, Duellanten auf dem Feld der Ehre in Ruhe zu lassen. Dann klappte der Mund des Dragoners auf, und dunkles Blut sickerte durch seine graue Jacke, als er auf seinem müden Tier nach hinten kippte.

Überrascht warf Lord Kiely einen kurzen Blick zu den rachsüchtigen Dragonern, die zuerst auf ihren gefallenen

Kameraden zu galoppierten, dann jedoch am Fluss entlang flohen.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Colonel Runciman.

»Irgendjemand hat die Regeln gebrochen, General«, sagte Sharpe, »und wer auch immer das war, er hat Kiely damit den Arsch gerettet. Vor dem Schuss war er so gut wie tot.«

Die Franzosen protestierten noch immer lautstark, und einer von ihnen ritt zum Ufer und forderte die alliierten Offiziere heraus, dass sich ihm einer von ihnen in einem zweiten Duell stellen solle.

Niemand nahm die Herausforderung an, und so verspottete und beleidigte sie der Franzose, und Sharpe dachte bei sich, dass sie das wohl auch verdient hatten, denn wer auch immer da geschossen hatte, es war unfair gewesen.

»Und? Wer hat denn nun geschossen?«, fragte Sharpe laut.

Es war der einsame Offizier gewesen, den die Dragoner gejagt hatten und dessen Ankunft im Tal das Duell überhaupt erst provoziert hatte. Sharpe sah den Karabiner in den Händen des Flüchtlings, und was ihn wunderte war, dass niemand den Mann für seine Tat zurechtwies. Stattdessen drängten sich die Offiziere der Real Compañía Irlandesa um ihn und hießen ihn offenbar willkommen. Sharpe ritt näher heran und sah, dass es sich um einen schlanken, jungen Offizier handelte, dessen glänzender Rosshaarschweif bis tief auf den Rücken fiel. Doch das war kein Rosshaarschweif, erkannte Sharpe, das war Haar, echtes Haar, und der Offizier war auch kein Offizier, sondern eine Frau.

»Er wollte nach seiner Pistole greifen«, erklärte die Frau. »Also habe ich ihn erschossen.«

»Bravo!«, rief einer der Offiziere bewundernd.

Der protestierende Franzose hatte sich angewidert abgewandt.

»Ist das …? Ist sie …? Ist – äh …?«, stotterte Runciman.

»Ja, das ist eine Frau, General«, sagte Sharpe trocken.

»Grundgütiger, Sharpe! Dann ist er – äh – also eine sie.«

Und die Frau war irgendwie faszinierend, dachte Sharpe. Sie hatte etwas Wildes, Unbezähmbares an sich, was durch die Männeruniform noch betont wurde, die perfekt an ihren schlanken Körper angepasst war. Sie nahm den Hut ab, um vor Lord Kiely zu salutieren, und dann beugte sie sich vor, um Seine Lordschaft zu küssen.

»Das ist die Mätresse, General«, sagte Sharpe. »Major Hogan hat mir von ihr erzählt. Sie sammelt die Uniformen jedes Regiments, von dem sie schon einmal einen Geliebten gehabt hat.«

»Himmel, soll das etwa heißen, dass die beiden nicht verheiratet sind und sie uns trotzdem vorgestellt wird?«, fragte Runciman besorgt, doch zur Flucht war es zu spät, denn Lord Kiely winkte die beiden englischen Offiziere bereits heran. Zuerst stellte er Runciman vor, dann deutete er auf Sharpe. »Und das, meine Liebe, ist Captain Sharpe, unser Lehrmeister in moderner Kriegsführung.« Kiely versuchte noch nicht einmal, seine Verachtung zu verbergen, als er Sharpe beschrieb.

»Ma'am«, sagte Sharpe unbeholfen. Doña Juanita warf Runciman einen vernichtenden Blick zu, dann musterte sie Sharpe lange von Kopf bis Fuß, während ihre Hunde an seinem Pferd schnüffelten. Der Blick der Frau war unfreundlich, und schließlich wandte sie sich wieder ab, ohne die Gegenwart des Rifleman auch nur mit einem Wort zu würdigen.

»Warum haben Sie den Dragoner erschossen, Ma'am?«, fragte Sharpe in dem Versuch, sie zu provozieren.

Sie drehte sich wieder zu ihm um. »Weil er meinen Lord Kiely erschießen wollte«, antwortete sie trotzig. »Ich habe gesehen, wie er nach seiner Pistole gegriffen hat.«

Sie hat nichts dergleichen gesehen, dachte Sharpe, aber wenn er sie hier und jetzt der Lüge bezichtigte, würde er auch nichts damit erreichen. Doña Juanita hatte geschossen, um das Leben ihres Geliebten zu retten, aus keinem anderen Grund, und Sharpe empfand tatsächlich einen Hauch von

Eifersucht, weil dieser Tunichtgut von Kiely sich so eine kühne, trotzige und bemerkenswerte Frau geangelt hatte. Sie war zwar keine Schönheit im klassischen Sinn, aber ihr kluges, wildes Gesicht sprach irgendetwas in Sharpe an. Doch er wollte verdammt sein, wenn er sie wissen ließ, dass sie solche Macht besaß. »Sind Sie von weit her gekommen, Ma'am?«, fragte er.

»Aus Madrid, Captain«, antwortete sie eisig.

»Und die Franzosen haben Sie nicht aufgehalten?«, hakte Sharpe nach.

»Ich brauche die Erlaubnis der Franzosen nicht, wenn ich durch mein eigenes Land reisen will, Captain, und impertinenten britischen Offizieren muss ich mich auch nicht erklären.« Sie ritt davon und rief ihren langbeinigen, zotteligen Hunden, ihr zu folgen.

»Sie mag Sie offenbar nicht, Sharpe«, bemerkte Runciman.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit, General«, sagte Sharpe. »Ich traue dieser Hexe nicht von zwölf bis Mittag.« Diese Bemerkung entsprang vor allem der Eifersucht, und das wusste Sharpe.

»Sie sieht jedoch recht gut aus, nicht wahr?« Runciman klang traurig, als bedaure er, dass er nicht der Mann sein würde, der Doña Juanita eine Uniform des 37th Regiments of the Line spenden würde. »Ich kann allerdings nicht behaupten, schon einmal eine Frau in Hosen gesehen zu haben«, fuhr er fort, »von dem Kavalleriesattel ganz zu schweigen. In Hampshire kommt das nicht so häufig vor.«

»Und ich habe noch nie eine Frau gesehen, die ohne Diener oder jedes noch so kleine Gepäckstück von Madrid nach Portugal geritten ist«, fügte Sharpe hinzu. »An Ihrer Stelle würde ich ihr nicht vertrauen, General.«

»Wem würden Sie nicht vertrauen, Sharpe?«, fragte Lord Kiely. Er ritt zu den britischen Offizieren zurück.

»Brigadier Loup, Sir«, log Sharpe glattzüngig. »Ich habe General Runciman gerade die Bedeutung der grauen Uniformen erklärt.« Er deutete zu den französischen

Dragonern, die den Leichnam ihres Kameraden den Hang hinaufbrachten.

»Diesem Dragoner hat die graue Uniform jedenfalls nichts genutzt!« Kiely war noch immer voller Erregung von dem Duell, und offensichtlich schämte er sich auch nicht für die Art, wie der Kampf zu Ende gegangen war. Und sein Gesicht wirkte nun deutlich jünger und attraktiver als zuvor, als hätte die Ankunft seiner Geliebten ihm die Jugend zurückgebracht. All die Spuren der nächtlichen Exzesse waren mit einem Mal wie weggewischt.

»Seine Ritterlichkeit aber genauso wenig«, erwiderte Sharpe gereizt. Runciman zischte tadelnd. Er fürchtete, Sharpes Worte könnten ein weiteres Duell provozieren.

Kiely schnaubte jedoch nur verächtlich. »*Er* hat die Regeln des ritterlichen Kampfes verletzt, Sharpe, nicht ich! Der Mann hat offenbar nach seiner Pistole gegriffen. Ich nehme an, er wusste, dass er tot gewesen wäre, sobald ich meinen Säbel wieder in der Hand gehabt hätte.« Er schaute Sharpe herausfordernd an.

»Es ist schon seltsam, wie schmutzig Duelle heutzutage sind, nicht wahr, Mylord?«, erwiderte Sharpe. »Aber andererseits ist der Krieg an sich ja auch schmutzig. Die Gründe für einen solchen Kampf mögen ja die besten sein, aber schlussendlich schreien Männer nach ihren Müttern, wenn ihnen Kanonenkugeln die Eingeweide rausreißen. Sie können einen Mann in Purpur und Gold kleiden, Mylord, und ihm sagen, er kämpfe für eine edle Sache, doch zum Schluss verblutet er wie alle anderen auch und scheißt sich vor Angst in die Hose. Ritterlichkeit stinkt, Mylord, denn es ist das Schmutzigste auf dieser Welt.«

Kiely steckte seinen Säbel weg. Bis jetzt hatte er ihn in der Hand gehalten. »Von Ihnen muss ich mich nicht über Ritterlichkeit belehren lassen, Sharpe. Ihre Aufgabe ist es, meine Truppen auszubilden und sie von der Desertion abzuhalten – falls Sie denn dazu in der Lage sind.«

»Oh, das bin ich, Mylord«, erklärte Sharpe selbstbewusst. »Das bin ich.«

Und an diesem Nachmittag machte Sharpe sich daran, dieses Versprechen in die Tat umzusetzen.

Sharpe ging von San Isidro in Richtung Süden und hielt sich dabei an die Gipfel der Hügel. Je näher sie der Hauptstraße kamen, die über die Grenze führte, desto flacher wurden sie, und dort, wo die Hügel dann in Weideland übergingen, befand sich ein kleines Dorf mit gewundenen Straßen, steinummauerten Gärten und Hütten mit flachen Dächern an einem Hang, der von einem schnell fließenden kleinen Fluss zu einem Felskamm hinaufführte, wo die Dorfkirche über der Gemeinde aufragte wie ein Storchennest.

Das Dorf hieß Fuentes de Oñoro. Es war das Dorf, das Loups Wut entfacht hatte, und es lag nur zwei Meilen von Wellingtons Hauptquartier in Vilar Formoso entfernt. Diese Nähe machte Sharpe Sorgen, denn er fürchtete, ein vorwitziger Offizier könnte ihn nach dem Zweck seines Hierseins fragen. Aber es waren nur wenige Briten in Fuentes de Oñoro, ein kleiner Sicherungstrupp der 60th Rifles. Sie lagen nördlich des Dorfes und nahmen keine Notiz von Sharpe.

Am Ostufer des Flusses standen ein paar verstreute Häuser mit den typischen ummauerten Gärten und Obsthainen sowie eine kleine Kapelle. Vom eigentlichen Dorf aus erreichte man die Häuser über eine schmale, auf Steinplatten ruhende Brücke neben einer Furt, an der Kavalleristen der King’s German Legion gerade ihre Pferde tränkten.

Die Deutschen warnten Sharpe, dass es am anderen Ufer keine Alliierten mehr gebe. »Da sind nur noch Franzosen«, sagte der Captain der Kavalleristen, und dann, als er Sharpe erkannte, bestand er darauf, eine Flasche Brandy mit dem Rifleman zu teilen. Sie tauschten Neuigkeiten über von

Lossow aus, einen Freund von Sharpe in der Legion, dann führte der Captain seine Männer weg vom Fluss und zu der Straße, die nach Ciudad Rodrigo führte.

»Ich suche Ärger«, rief er über die Schulter zurück, als er sich in den Sattel schwang, »und so Gott will, werde ich ihn auch finden!«

Sharpe wandte sich in die andere Richtung und stieg die Hauptstraße des Dorfes hinauf, wo es in einem winzigen Gasthaus einen ganz annehmbaren Rotwein gab. Das Gasthaus war wahrlich nichts Besonderes, aber andererseits war das Fuentes de Oñoro auch nicht. Der Ort lag knapp hinter der spanischen Grenze und war von den Franzosen bei ihrem Einmarsch in Portugal geplündert worden und dann noch einmal bei ihrem Rückzug. Dementsprechend misstrauisch waren die Bewohner nun auch, wann immer sie einen Soldaten sahen.

Sharpe holte sich einen Schlauch Wein im verräucherten Schankraum des Gasthofs und ging damit in einen kleinen Gemüsegarten, wo er sich auf eine Bank neben einem Weinstock setzte, dessen Stamm halb zerstört worden war. Der Schaden schien die Pflanze jedoch nicht beeinträchtigt zu haben, denn die Wurzeln waren stark und die Blätter leuchtend grün. Dort döste Sharpe eine Weile. Er war so müde, dass er kaum den Schlauch heben konnte.

»Die Franzosen haben versucht, den Wein abzuhacken«, sagte jemand plötzlich auf Spanisch hinter Sharpe. »Sie haben versucht, alles zu zerstören. Bastarde!« Der Mann rülpste laut genug, um die Katze zu wecken, die auf der Gartenmauer schlief.

Sharpe drehte sich um und sah einen wahren Berg von einem Mann in schmutziger brauner Hose, blutbeflecktem Baumwollhemd und einem grünen französischen Dragonermantel, der an den Nähten aufgeplatzt war, um Platz für den massigen Leib seines neuen Besitzers zu schaffen. Dazu trug der Mann eine Lederschürze. Sie war steif von getrocknetem Blut. Der Mann und seine Kleider

stanken nach altem Essen, schlechtem Atem, fauligem Blut und Verwesung. An seinem Gürtel hing ein altmodischer Säbel ohne Scheide. Die Klinge war so dick wie die einer Hellebarde, und dazu hatte er noch eine Kavalleriepistole, ein kleines Messer mit seltsam krummer Klinge und eine hölzerne Trillerpfeife.

»Sind Sie Captain Sharpe?«, fragte der Riese, als Sharpe sich erhob, um ihn zu begrüßen.

»Ja.«

»Und meine Pfeife verrät Ihnen sicher, wer ich bin, nicht wahr?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Kündigen Kastrierer in England ihr Erscheinen denn nicht mit einem Pfeifen an?«

»Keine Ahnung. Ich habe das zumindest noch nie gehört«, antwortete Sharpe.

Schwerfällig ließ sich El Castrador neben Sharpe auf die Bank fallen. »Keine Pfeifen? Ach, wo wäre ich nur ohne meine kleine Pfeife? Sie sagt dem Dorf, dass ich komme. Ich pfeife, und die Dörfler bringen ihre Ferkel, Kälber und Fohlen heraus, und ich zücke mein kleines Messer.«

Der Mann spielte an seinem bösartig gekrümmten Messer herum und lachte. Er hatte sich seinen eigenen Weinschlauch mitgebracht, und jetzt spritzte er sich etwas Wein in den Mund, bevor er wehmütig den Kopf schüttelte.

»Und früher, mein Freund«, fuhr El Castrador fort, »früher haben die Mütter auch ihre kleinen Jungen gebracht, und zwei Jahre später sind sie dann nach Lissabon oder Madrid gegangen, um dort ach so schön zu singen! Mein Vater hat noch viele Jungen beschnitten. Einer von ihnen hat sogar für den Papst gesungen! Können Sie sich das vorstellen? Für den Papst in Rom! Und all das nur wegen dieses kleinen Messers.« Erneut spielte er an dem Ding herum.

»Und manchmal sind die Jungen auch gestorben, nicht wahr?«, riet Sharpe.

El Castrador zuckte mit den Schultern. »Kleine Jungen sind leicht zu ersetzen, mein Freund. Man darf nicht sentimental sein, wenn es um kleine Kinder geht.« Er spritzte sich noch etwas Wein in den Mund. »Ich selbst hatte acht Jungen. Nur drei davon haben überlebt, und glauben Sie mir, zwei davon waren schon zu viel.«

»Keine Mädchen?«

»Vier.« El Castrador schwieg ein, zwei Sekunden lang und seufzte dann. »Loup, dieser französische Bastard, hat sie mir genommen. Kennen Sie Loup?«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Er hat sie mir genommen und seinen Männern gegeben. El Lobo und seine Männer mögen kleine Mädchen.« Erneut strich er über das kleine Messer und schaute Sharpe in die Augen. »Und Sie sind also La Agujas Engländer, ja?«

Sharpe nickte.

»Ah! Teresa!« Der Spanier seufzte. »Wir waren wütend, als wir gehört haben, dass sie sich einem Engländer hingegeben hatte, aber jetzt, da ich Sie sehe, Captain, kann ich sie verstehen. Wie geht es ihr?«

»Sie kämpft bei Badajoz gegen die Franzosen, und sie lässt Sie schön grüßen.«

Tatsächlich hatte Teresa Sharpe schon seit Wochen nicht mehr geschrieben, aber ihr Name war für ihn wie ein Talisman bei den Guerilleros, und er hatte gereicht, um dieses Treffen mit dem Mann zu arrangieren, den Brigadier Loup einfach nicht zu fassen bekam.

Loup hatte seinen Teil der spanischen Grenze gezähmt, und die Menschen hier hassten den Franzosen abgrundtief. Alles Üble, was hier geschah, war Loups Schuld, jeder Tod, jeder Hausbrand, jede Flut, jedes kranke Kind, jeder geraubte Bienenstock, jedes totgeborene Kalb und jeder für die Jahreszeit ungewöhnliche Frost. Alles war das Werk des Wolfs.

»Sie wird stolz auf Sie sein, Engländer«, sagte El Castrador.

»Wird sie?«, fragte Sharpe. »Warum?«

»Weil El Lobo einen Preis auf Ihren Kopf ausgesetzt hat«, antwortete El Castrador. »Haben Sie das gewusst?«

»Nein.«

»Einhundert Dollar«, sagte El Castrador langsam und voller Genuss, als würde ihn das Geld selbst in Versuchung führen.

»Das ist ja armselig«, erklärte Sharpe abschätzig. Fünfundzwanzig Pfund, das war der Wert von hundert spanischen Dollars. Das mochte für die meisten Menschen ja ein Vermögen sein, so viel, wie sie in einem Jahr verdienten, doch Sharpe glaubte, sein Leben sei weitaus mehr wert als fünfundzwanzig Pfund. »Auf Teresas Kopf sind zweihundert Dollar Belohnung ausgesetzt«, sagte er neidisch.

»Aber wir Guerilleros töten auch mehr Franzosen als ihr Engländer«, sagte El Castrador. »Also ist es nur recht und billig, dass wir auch mehr wert sind.«

Taktvoll vermied Sharpe es, zu fragen, ob auch eine Belohnung auf El Castradors verlausten Kopf ausgesetzt war. Sharpe nahm an, dass der Mann durch seine vielen Niederlagen viel von seiner Macht eingebüßt hatte, aber immerhin lebte er noch, während die meisten seiner Männer tot waren, getötet vom bösen Wolf, nachdem er ihnen genau das Gleiche angetan hatte wie El Castrador den französischen Gefangenen. Es gab Zeiten, da war Sharpe froh, nicht Teil der Guerilla zu sein.

El Castrador hob seinen Weinschlauch wieder, spritzte sich Wein in den Mund, schluckte, rülpste und hauchte Sharpe dann seinen stinkenden Atem entgegen. »Nun denn – warum wollten Sie mich sehen, Engländer?«

Sharpe erklärte es ihm. Das dauerte eine Weile, denn El Castrador war zwar brutal, aber nicht sonderlich helle, und Sharpe musste ihm alles mehrmals erklären, bis der Riese verstand. Zu guter Letzt nickte El Castrador. »Heute Nacht, sagen Sie?«

»Ja, ich wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn das möglich wäre.«

»Wie dankbar?« El Castrador schaute den Engländer verschlagen an. »Wollen Sie wissen, was ich brauche? Musketen! Oder Gewehre wie das da!« Er berührte den Lauf von Sharpes Baker Rifle, die an dem Weinstock lehnte.

»Musketen kann ich Ihnen bringen«, sagte Sharpe, obwohl er nicht wusste wie. Die Real Compañía Irlandesa brauchte Musketen dringender als dieser Schlächter hier, und Sharpe wusste noch nicht einmal, wie er die beschaffen sollte. Hogan würde der Real Compañía Irlandesa niemals neue Musketen geben, doch wenn Sharpe die Palastwache von König Ferdinand in eine Kampfeinheit verwandeln wollte, dann musste er sie irgendwie bewaffnen. »Gewehre kann ich nicht besorgen«, erklärte er, »Musketen aber schon. Allerdings brauche ich eine Woche dafür.«

»Dann also Musketen«, willigte El Castrador ein, »und da ist noch etwas.«

»Und was?«, hakte Sharpe misstrauisch nach.

»Ich will Rache für meine Töchter«, sagte El Castrador mit Tränen in den Augen. »Ich will, dass Brigadier Loup mit diesem Messer hier Bekanntschaft macht.« Er zog das kleine, bösartige Ding aus dem Gürtel. »Ich will Ihre Hilfe, Engländer. Teresa sagt, Sie könnten kämpfen. Also kämpfen Sie mit mir und helfen Sie mir, El Lobo zu fangen.«

Sharpe nahm an, dass diese zweite Bitte noch schwieriger zu erfüllen war als die erste, dennoch nickte er. »Wissen Sie, wo man Loup finden kann?«

El Castrador nickte. »Für gewöhnlich hält er sich in einem Dorf mit Namen El Cristóbal auf. Er hat die Bewohner vertrieben, die Straßen verbarrikadiert und die Häuser befestigt. Noch nicht einmal ein Wiesel kommt unbemerkt da hinein. Sanchez sagt, man bräuchte tausend Mann und eine Artilleriebatterie, um San Cristóbal zu nehmen.«

Sharpe grunzte. Sanchez war einer der besten Guerillaführer, und wenn Sanchez San Cristóbal für nahezu uneinnehmbar hielt, dann glaubte Sharpe ihm. »Sie haben

gesagt: für gewöhnlich. Dann ist er also nicht immer in San Cristóbal?«

»Er geht, wohin er will, *Señor*«, erwiderte El Castrador mürrisch. »Manchmal übernimmt er ein Dorf für ein paar Nächte, manchmal stationiert er seine Männer in dem Fort, in dem Sie jetzt leben, und manchmal nutzt er auch Fort Concepción. Loup, *Señor*, macht sich seine Gesetze selbst.« El Castrador hielt kurz inne. »Aber La Aguja sagt, Sie würden sich Ihre Gesetze auch selbst machen. Wenn irgendjemand El Lobo besiegen kann, *Señor*, dann Sie. Und es gibt da einen Ort in der Nähe von San Cristóbal, einen Hohlweg, wo man ihn in den Hinterhalt locken kann.«

El Castrador wollte Sharpe mit diesem letzten Detail ködern, doch Sharpe schluckte den Köder nicht. »Ich werde tun, was ich kann«, versprach er.

»Dann werde ich Ihnen heute Nacht helfen«, erklärte El Castrador. »Erwarten Sie am Morgen mein Geschenk, *Señor*«, sagte er. Dann stand er auf und rief seinen Männern einen Befehl zu, die offenbar vor dem Gasthaus auf ihn gewartet hatten. »Und nächste Woche«, fügte der Guerillero hinzu, »werde ich mir meine Belohnung holen. Lassen Sie mich nicht mit leeren Händen dastehen, Captain Sharpe.«

Sharpe schaute dem widerlichen Kerl hinterher und griff nach seinem Weinschlauch. Er war versucht, ihn zu leeren, doch er wusste, dass ein Bauch voll sauren Weins den Rückweg nach San Isidro doppelt so hart machen würde. Also goss er die rote Flüssigkeit stattdessen auf die Wurzeln der Pflanze. Vielleicht, dachte er, half das dem Weinstock ja dabei, wieder gesund zu werden. Wein zu Trauben, Asche zu Asche und Staub zu Staub. Er nahm seinen Tschako, warf sich das Gewehr über die Schulter und ging nach Hause.

Trotz Captain Donajus Vorsichtsmaßnahmen desertierten in dieser Nacht wieder drei Männer. Und es hätten auch noch mehr versucht, doch kurz nach Mitternacht hallten

schreckliche Schreie durchs Tal, und die anderen Männer beschlossen, ihre Flucht auf den nächsten Tag zu verschieben. Bei Sonnenaufgang, als Rifleman Harris eine Kolonne den Berg hinunterführte, um Wasser aus dem Fluss zu holen, fand er drei Männer. Kreidebleich kehrte er wieder zu Sharpe zurück. »Es ist furchtbar, Sir. Einfach furchtbar.«

»Siehst du den Karren da?« Sharpe deutete über den Hof des Forts hinweg zu einem Handkarren. »Nimm den mit, lad die Männer auf und bring sie wieder zurück.«

»Müssen wir wirklich?«, fragte Rifleman Thompson entsetzt.

»Ja, ihr müsst, verdammt. Und, Harris?«

»Sir?«

»Leg das zu ihnen.« Sharpe gab Harris einen Sack mit einem schweren Gegenstand. Harris wollte ihn öffnen. »Nicht hier, Harris«, sagte Sharpe. »Mach das da unten. Und nur du und unsere Jungs dürfen sehen, was du da machst.«

Um acht Uhr ließ Sharpe die hundertsiebenundzwanzig verbliebenen Gardisten zusammen mit den jüngeren Offizieren antreten. Sharpe war der Offizier mit dem höchsten Rang im Fort, denn Lord Kiely und Colonel Runciman hatten die Nacht im Hauptquartier verbracht und um neue Musketen und Munition gebettelt. Vater Sarsfield wiederum besuchte einen Priesterkollegen in Guarda, und Kielys Majors und drei seiner Captains waren auf die Jagd gegangen. Doña Juanita de Elia war ebenfalls mit ihren Hunden auf die Hasenjagd geritten. Als die irischen Offiziere ihr angeboten hatten, sie zu begleiten, hatte sie abgelehnt. »Ich jage allein«, hatte sie gesagt und dann Sharpes Warnung vor patrouillierenden Franzosen in den Wind geschlagen. »Auf meinem Weg hierher, Captain«, hatte sie zu Sharpe gesagt, »bin ich jedem Franzosen in Spanien entkommen. Sie sollten sich lieber Sorgen um sich selbst machen als um mich.« Und dann war sie einfach losgeritten.

So stand die Real Compañía Irlandesa nun also ohne ihre höheren Offiziere vor der leeren Geschützplattform, die

Sharpe als Podium diente. Es hatte die ganze Nacht über geregnet, und die Flaggen auf den zerfallenden Mauern flatterten nur widerwillig im Morgenwind, als Harris und Thompson den Handkarren eine der Rampen hinaufmanövrierten, die zu den Geschützplattformen führten. Sie schoben das Gefährt mit seiner grausigen Ladung neben Sharpe und kippten den Karren dann so, dass die Ladefläche in Richtung der in vier Reihen angetretenen Soldaten zeigte.

Ein Stöhnen ging durch die Iren. Ein Gardist musste sich sogar übergeben, während die meisten sich einfach abwandten oder die Augen schlossen. »Schaut sie euch an!«, schnappte Sharpe. »Schaut sie euch an!«

Er zwang die Gardisten, sich die drei nackten, verstümmelten Leichen anzusehen, besonders die blutige Masse, die aus den Unterleibern der Toten herausgeschnitten worden war, und die schmerzverzerrten, toten Gesichter. Dann griff Sharpe hinter die Schultern eines der weißen, kalten Iren, holte einen stahlgrauen Helm mit grauem Rosshaarschweif hervor und steckte ihn auf einen der aufrecht stehenden Karrengriffe. Es war der Helm, den Harris als Souvenir aus dem Dorf mitgenommen hatte, wo Sharpe und seine Männer die massakrierten Spanier gefunden hatten. Es war der Helm, den Sharpe Harris an diesem Morgen in einem Sack mitgegeben hatte.

»Schaut euch die Leichen an!«, befahl Sharpe der Real Compañía Irlandesa. »Und hört mir gut zu! Für die Franzosen gibt es nur zwei Arten von Mensch in Spanien: die, die für, und die, die gegen sie sind. Dem könnt auch ihr nicht entkommen. Entweder kämpft ihr für die Franzosen, oder ihr kämpft gegen sie. Und nicht ich habe das so bestimmt, das waren die Franzosen.« Er deutete auf die drei Leichen. »Das hier haben die Franzosen getan. Sie wissen, dass ihr hier seid. Sie beobachten euch, und sie fragen sich, wer oder was ihr seid, und bis sie das wissen, werden sie euch als Feind behandeln. Und *so* behandeln die Froschfresser ihre

Feinde.« Er deutete auf die blutigen Löcher zwischen den Beinen der Toten.

»Damit bleiben euch drei Möglichkeiten«, fuhr Sharpe fort. »Ihr könnt nach Osten laufen und euch von den Froschfressern die Eier abschneiden lassen, oder ihr lauft nach Westen und riskiert, als Deserteure erschossen zu werden. Oder aber ihr bleibt hier und lernt, was es heißt, Soldat zu sein. Und sagt mir jetzt nicht, das sei nicht euer Krieg. Ihr habt einen Eid geschworen, dem König von Spanien zu dienen, und der König von Spanien ist ein Gefangener der Franzosen, und dabei solltet ihr seine Leibwache sein. Bei Gott, das ist mehr euer Krieg als meiner. Ich habe keinen Eid geschworen, Spanien zu verteidigen. Meine Frau ist nicht von einem Franzosen vergewaltigt worden. Mein Kind wurde auch nicht von einem Dragoner erschlagen, und meine Ernte wurde auch nicht von französischen Furagieren gestohlen. Doch euer Land hat all das ertragen, und euer Land ist Spanien, und wenn ihr lieber für Irland als für Spanien kämpfen wollt, warum, zum Teufel, habt ihr dann einen Eid auf Spanien geleistet?«

Er hielt kurz inne. Er wusste, dass nicht jeder in der Kompanie ein potenzieller Deserteur war. Viele, wie unter anderem auch Lord Kiely, wollten einfach nur kämpfen. Dennoch gab es noch genug Unruhestifter hier, um die Moral der Truppe zu unterminieren, und Sharpe war zu dem Schluss gekommen, dass diese Männer nur durch Schock zur Räson gebracht werden konnten.

»Oder bedeutet dieser Eid euch nichts?«, verlangte Sharpe zu wissen. »Ich werde euch jetzt einmal sagen, was der Rest dieser Armee von euch denkt, und damit meine ich auch die Connaught Rangers, die Inniskilling Dragoner, das Royal Irish Regiment, das Royal County Down Regiment, das Irish Regiment des Prince of Wales, das Tipperary Regiment, das Regiment des County Dublin und das Irish Regiment des Duke of York. Alle sagen sie, ihr seid Spielzeugsoldaten, die einen Pisspott im Palast bewachen können, aber im Kampf

seid ihr nutzlos. Sie sagen, ihr seid schon einmal aus Irland weggerannt und ihr würdet wieder rennen, wenn es hart auf hart kommt. Sie sagen, ihr seid genauso nützlich für die Armee wie ein Nonnenchor. Sie sagen, ihr seid verwöhnt und könntet euch nur hübsch kleiden. Aber all das wird sich nun ändern, denn eines Tages werden wir, ihr und ich, gemeinsam in die Schlacht ziehen, und an diesem Tag werdet ihr gut sein müssen! Verdammt gut!«

Sharpe hasste es, Reden zu halten, aber er hatte die Aufmerksamkeit dieser Männer erregt – oder zumindest hatten das die drei kastrierten Leichen, und Sharpes Worte ergaben durchaus einen Sinn für die Kompanie. Er deutete nach Osten.

»Da drüben«, sagte Sharpe und nahm den Helm wieder vom Karren, »gibt es einen Mann mit Namen Loup, einen Franzosen. Er führt ein Dragonerregiment, das man das Wolfsrudel nennt, und die tragen diese Helme, und sie lassen sie als Zeichen bei den Männern, die sie töten. Also werden wir im Gegenzug jetzt sie umbringen. Wir werden ihnen beweisen, dass kein französisches Regiment es mit einem irischen aufnehmen kann, und das werden wir gemeinsam tun. Und wir werden das tun, weil es euer Krieg ist, und es ist eure Wahl, ob ihr wie kastrierte Hunde sterben oder wie Männer kämpfen wollt. Und jetzt entscheidet euch, verdammt. Sergeant Harper?«

»Sir!«

»Ihr habt eine halbe Stunde zum Frühstück! Ich will ein Beerdigungskommando für diese drei hier sehen, und dann machen wir uns an die Arbeit.«

»Ja, Sir!«

Harris schaute Sharpe an, als dieser sich umdrehte.

»Kein Wort, Harris«, sagte Sharpe und drückte dem Rifleman den Helm in den Bauch. »Kein verdammtes Wort.«

Captain Donaju sprach Sharpe an, als der die Rampe hinunterging. »Und wie sollen wir ohne Musketen kämpfen?«

»Ich werde euch schon Musketen besorgen, Donaju.«

»Und wie?«

»Genau so, wie jeder Soldat sich besorgt, was er nicht bekommt«, antwortete Sharpe. »Ich werde sie stehlen.«

In der darauf folgenden Nacht desertierte nicht ein einziger Mann.

Und am nächsten Morgen begann der Ärger, auch wenn Sharpe das zunächst nicht erkannte.

»Das ist eine ganz üble Sache, Sharpe«, sagte Colonel Runciman. »Eine ganz üble Sache.«

»Was denn, General?«

»Haben Sie das nicht gehört?«, fragte Runciman.

»Das mit den Musketen meinen Sie?« Er nahm an, Runciman rede von seinem Besuch im Hauptquartier. Dass da nichts bei herausspringen würde, war abzusehen gewesen. Runciman und Kiely waren ohne Musketen wieder zurückgekommen, ohne Munition, ohne Decken, ohne Tabak, ohne Stiefel, ohne Verpflegung und noch nicht einmal mit dem Versprechen, dass die Kompanie endlich einmal ihren Sold erhalten würde.

Wellingtons Geiz diente ohne Zweifel dazu, der Real Compañía Irlandesa die Zähne zu ziehen, doch Sharpe bescherte das furchtbare Probleme. Er bemühte sich nach besten Kräften, die Moral der Gardisten zu heben, doch ohne Waffen und Ausrüstung war es auch mit der Moral nicht weit her. Schlimmer noch: Sharpe wusste, dass sie nicht weit von den feindlichen Linien standen, und wenn die Franzosen angriffen, dann würde es ihn auch nicht trösten, dass Hogan die Niederlage der Real Compañía Irlandesa von Anfang an geplant hatte – jedenfalls nicht, solange er selbst Teil davon war. Hogan mochte die Real Compañía ja vernichten wollen, doch Sharpe brauchte sie bewaffnet und bereit für den Fall, dass Brigadier Loup vorbeikam.

»Ich habe nicht von Musketen gesprochen, Sharpe«, sagte Runciman, »sondern von den Neuigkeiten aus Irland. Haben Sie das wirklich noch nicht gehört?«

»Nein, Sir.«

Runciman schüttelte so kräftig den Kopf, dass sein fettes Kinn schwabbelte. »Offenbar gibt es neue Probleme in Irland, Sharpe. Eine verdammt üble Angelegenheit. Die verfluchten Rebellen machen Ärger. Unsere Jungs schießen zurück, und es gibt tote Frauen und Kinder. Der Erne ist bei Belleek von Leichen verstopft. Auch von Vergewaltigungen ist die Rede. Grundgütiger! Ich dachte wirklich, achtundneunzig hätte sich die irische Frage ein für alle Mal geklärt, aber offenbar ist dem nicht so. O Gott, o Gott. Warum lässt Gott es nur zu, dass die Papisten gedeihen? Sie sind eine solche Prüfung für uns Christen. Aber nun ja«, seufzte Runciman, »wir werden da drüben wohl ein paar Schädel einschlagen müssen, genau wie wir es achtundneunzig bei Tones Aufstand getan haben.«

Sharpe dachte, wenn dieses Heilmittel schon 1798 versagt hatte, dann würde es 1811 wohl ebenfalls nicht wirken, aber er war taktvoll genug, das nicht laut auszusprechen. »Das könnte auch hier für Ärger sorgen, General«, sagte er stattdessen, »wenn die irischen Truppen davon hören.«

»Dafür haben wir ja die Peitsche, Sharpe.«

»Die Peitsche mögen wir ja vielleicht haben, General, aber Musketen haben wir keine. Und ich habe mich gefragt, General, wie genau leitet ein Generalfeldzeugmeister eigentlich seine Konvois?«

Runciman starrte Sharpe erstaunt an. »Mit Papier natürlich, Sharpe. Mit schriftlichen Befehlen.«

Sharpe lächelte. »Und Sie sind doch immer noch Generalfeldzeugmeister, nicht wahr, Sir? Man hat Sie ja noch nicht ersetzt, und ich bezweifele auch, dass sie so rasch jemanden finden werden, der in Ihre Fußstapfen passt.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Sharpe, sehr freundlich.« Das Kompliment schien Runciman zu überraschen, doch er versuchte, sich das nicht anmerken zu lassen. »Und vermutlich haben Sie sogar recht«, fügte er hinzu.

»Und ich habe mich auch gefragt, ob wir vielleicht ein, zwei mit Waffen beladene Wagen hierher umleiten könnten, Sir.«

Runciman riss die Augen auf. »Wir sollen sie *stehlen?*«

»Also, ich würde das nicht stehlen nennen, Sir«, erwiderte Sharpe in tadelndem Ton, »nicht, solange sie gegen unsere Feinde zum Einsatz kommen. Wir leiten die Waffen nur um, Sir, wenn Sie wissen, was ich meine. Irgendwann wird die Armee uns ohnehin ausrüsten müssen. Warum nehmen wir ihnen die Arbeit nicht einfach ab? Den Papierkram können wir immer noch nachholen.«

Runciman schüttelte wild den Kopf, sodass sich die langen Haarsträhnen lösten, die er immer so sorgfältig über seine Glatze kämmte. »Das geht nicht, Sharpe. Das geht nicht! Das widerspricht allen Gewohnheiten. Verdammt noch mal, Mann, das widerspricht den Regeln! Ich könnte vors Kriegsgericht kommen! Stellen Sie sich das doch nur mal vor! Die Schande!« Runciman schauderte bei der Vorstellung. »Ich bin erstaunt, Sharpe«, fuhr er fort, »ja, sogar enttäuscht, dass Sie so etwas auch nur vorschlagen. Ich weiß, dass Sie von niederer Geburt sind und dass Sie auch nicht die Erziehung eines Gentleman genossen haben, aber so etwas hätte ich trotzdem nicht von Ihnen erwartet! Ein Gentleman stiehlt nicht. Er lügt nicht. Er beleidigt keine Dame, und er ehrt Gott und den König. All das ist doch auch Ihnen nicht völlig fremd, Sharpe!«

Sharpe ging zur Tür von Runcimans Quartier. Der »Salon« des Colonels war der alte Wachraum in einem der Türme, und da das Tor weit offen stand, hatte man von hier einen hervorragenden Blick gen Süden. Sharpe lehnte sich an den Türrahmen.

»Was ist passiert«, fragte er, nachdem Runciman seine Predigt beendet hatte, »wenn Sie mal einen Wagen verloren haben? Der ein oder andere ist doch sicherlich Dieben zum Opfer gefallen, oder?«

»Wenige, sehr wenige. So gut wie keiner. Zwei vielleicht. Eine Hand voll möglicherweise.«

»Und …«, begann Sharpe.

Colonel Runciman hob die Hand, um ihn zu unterbrechen. »Sprechen Sie das gar nicht erst aus, Sharpe! Ich bin ein ehrlicher, gottesfürchtiger Mann, und ich würde es niemals wagen, Seine Majestät um eine Wagenladung Musketen zu betrügen. Nein, das werde ich nicht tun. Ich habe noch nie etwas Unrechtes getan, und ich werde jetzt nicht damit anfangen. Und ich verbiete Ihnen, weiter davon zu sprechen. Das ist ein Befehl, Sharpe!«

»*Zwei* Wagenladungen Musketen«, korrigierte ihn Sharpe, »und drei Munitionskarren.«

Sharpe zog das Federmesser, mit dem er immer sein Gewehrschloss säuberte. Er klappte die Klinge aus und strich mit dem Finger über die Schneide. »Brigadier Loup weiß, dass wir hier sind, General, und er wird sehr wütend sein, weil Lord Kiely diesen jungen Kerl getötet hat. Es würde mich nicht überraschen, wenn er versucht, sich zu rächen. Was denken Sie? Ein nächtlicher Angriff? Vermutlich. Und er hat zwei volle Bataillone Infanterie, und jeder Einzelne von ihnen wird versuchen, sich den Preis zu verdienen, den Loup auf meinen Kopf ausgesetzt hat. Wenn ich an Loups Stelle wäre, würde ich von Norden angreifen, denn da sind die Mauern so gut wie nicht mehr vorhanden, und weiter unten würde ich die Dragoner postieren, um die Überlebenden niederzumetzeln.« Sharpe nickte zu der steilen Zugangsstraße und lachte leise. »Stellen Sie sich nur einmal vor, wie es ist, von einem Rudel grauer Dragoner da runtergejagt zu werden, und jeder Einzelne von ihnen hat ein Kastriermesser in der Säbeltasche. Loup kennt keine Gnade, wissen Sie? Er ist nicht dafür bekannt, Gefangene zu

machen, General. Er nimmt einfach sein Messer, reißt Ihnen die Hose runter und schneidet Ihnen dann …«

»Sharpe! Bitte! Bitte!« Ein kreidebleicher Runciman starrte auf Sharpes Klinge. »Müssen Sie so deutlich sein?«

»General! Die Sache ist ernst! Mit meiner Hand voll Riflemen kann ich keine französische Brigade aufhalten. Ich könnte vielleicht ein wenig Schaden anrichten, wenn die Iren Musketen hätten, aber ohne Musketen, Bajonette und Munition?« Sharpe schüttelte den Kopf und klappte das Messer wieder zu. »Es ist Ihre Entscheidung, General, aber wenn ich der ranghöchste britische Offizier in diesem Fort wäre, dann würde ich so schnell wie möglich ein paar ordentliche Waffen besorgen. Es sei denn natürlich, es wäre schon immer mein Wunsch gewesen, daheim in Hampshire im Knabenchor zu singen.«

Runciman starrte Sharpe offenen Mundes an. Der Colonel schwitzte. Er war geradezu überwältigt von der Vorstellung von alles und jeden kastrierenden Franzosen, die im Fort Amok liefen. »Aber sie werden uns die Musketen nicht geben, Sharpe. Wir haben es versucht! Kiely und ich, wir haben es gemeinsam versucht! Und dieser seltsame Mann, General Valverde, hat sich ebenfalls für uns verwandt, aber der Quartiermeister hat gesagt, es herrsche gerade ein Mangel an Waffen, aber vielleicht könne General Valverde ja in Cadiz um ein paar spanische Musketen nachsuchen.«

Runcimans Verzweiflung ließ Sharpe den Kopf schütteln. »Dann müssen wir uns eben ein paar Musketen borgen, General, bis die spanischen kommen. Und dafür müssen wir nur mit diesen Siegeln, die Sie ja noch haben, ein, zwei Wagen umleiten.«

»Aber ich kann dem Tross keine Befehle mehr erteilen, Sharpe! Nicht mehr! Ich habe neue Pflichten, neue Verantwortung.«

»Sie haben so viel Verantwortung, General«, sagte Sharpe, »weil Sie so wertvoll sind. Aber wirklich, Sir, Sie sollten sich über solche Einzelheiten nicht den Kopf zerbrechen. Ihre

Aufgabe sind die großen Entscheidungen. Überlassen Sie mir die kleinen.« Sharpe warf das Messer in die Luft und fing es wieder auf. »Und überlassen Sie mir auch die Franzosen, Sir. Sie haben Besseres zu tun.«

Runciman lehnte sich auf seinem Klappstuhl zurück, der daraufhin gefährlich knarrte. »Da haben Sie nicht ganz unrecht, Sharpe. Da haben Sie nicht ganz unrecht.« Er schauderte noch einmal bei der Vorstellung, was für ein Verbrechen er da beging. »Aber glauben Sie wirklich, ich greife damit nur einem Befehl voraus? Dass ich nicht in Wahrheit einen breche?«

Sharpe schaute den Colonel mit gespielter Bewunderung an. »Ich wünschte, ich hätte Ihren Verstand, Colonel. Wirklich. Es ist einfach brillant, das so zu sehen. ›Einem Befehl vorausgreifen.‹ Ich wünschte, das wäre mir eingefallen.«

Runciman fühlte sich angemessen geschmeichelt. »Meine liebe Mutter hat immer gesagt, aus mir wäre ein guter Advokat geworden«, sagte er stolz, »vielleicht sogar Justizminister! Aber mein Vater wollte, dass ich einen ehrlichen Beruf ergreife.« Er nahm sich ein paar leere Blatt Papier und begann, Befehle zu schreiben. Von Zeit zu Zeit ließ das Schreckliche seines Tuns ihn innehalten, doch jedes Mal klappte Sharpe dann das kleine Messer auf und zu, und das Geräusch ließ den Colonel sofort wieder die Feder in die Tinte tunken.

Und am nächsten Tag trafen vier Ochsenkarren voller Waffen, Munition und Proviant im Fort von San Isidro ein.

Und die Real Compañía Irlandesa wurde endlich bewaffnet.

Und sie dachte an Meuterei.

KAPITEL VIER

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, fand eine Abordnung der Iren Sharpe am verlassenen nördlichen Ende des Forts. Die frühe Sonne ließ den Nebel über dem kleinen Fluss golden schimmern. Sharpe beobachtete gerade eine Weihe, die sich auf der leichten Brise treiben ließ, die von den Hügeln herunterwehte.

Die acht Männer, aus denen die Abordnung bestand, blieben verlegen hinter Sharpe stehen, der nach einem kurzen Blick in ihre ernsten Gesichter wieder ins Tal hinunterschaute. »Da unten gibt es ein paar Hasen«, sagte Sharpe zu niemandem im Besondern, »und der dumme Vogel da verliert sie immer wieder im Nebel.«

»Aber er wird nicht lange hungrig bleiben«, sagte Harper. »Ich habe noch nie eine Weihe gesehen, die dümmer ist als ein Hase.« Der Grünrock-Sergeant war das einzige Mitglied der Abordnung aus Sharpes Kompanie. Alle anderen gehörten zur Real Compañía Irlandesa. »Ein schöner Morgen«, bemerkte Harper. Er wirkte ungewöhnlich nervös. Offenbar glaubte er, dass entweder Vater Sarsfield, Captain Donaju oder Captain Lacy das delikate Thema ansprechen sollten, weshalb sie hier waren, doch der Kaplan und die beiden verlegenen Offiziere blieben stumm. »Ja, ein wirklich schöner Morgen«, brach Harper noch einmal das Schweigen.

»Ach, wirklich?«, erwiderte Sharpe. Er stand auf einer Zinne neben einer Geschützstellung, doch jetzt sprang er in den flachen Graben hinunter. Durch jahrelange Erosion war der Graben so gut wie gefüllt, während Frost die Mauern zerstört hatte. »Ich habe schon Hütten gesehen, die stabiler gebaut waren als das hier«, sagte Sharpe. Er trat gegen den

Fuß der Mauer, und einer der größeren Steine wackelte. »Da ist überhaupt kein Mörtel mehr!«

»Die haben nicht genug Wasser in den Mörtel gerührt«, erklärte Harper. Dann erkannte er, dass seine Gefährten nichts sagen würden. Also atmete er tief durch und wagte selbst den Sprung ins kalte Wasser. »Wir wollten mit Ihnen reden, Sir. Es ist wichtig.«

Sharpe kletterte wieder auf die Mauer und rieb sich die Hände. »Geht es um die neuen Musketen?«

»Nein, Sir. Die Musketen sind einfach großartig, Sir.«

»Dann um die Ausbildung?«

»Nein, Sir.«

»Dann solltet ihr vermutlich nicht mit mir, sondern mit Colonel Runciman sprechen«, sagte Sharpe gereizt. »Und vergesst nicht, ihn ›General‹ zu nennen. Dann gibt er euch alles, was ihr wollt.«

Sharpe versuchte, die Männer abzuwimmeln. Er wusste ganz genau, warum sie hier waren, nur hatte er keine Lust, sich um ihre Sorgen zu kümmern. »Redet aber erst nach dem Frühstück mit Runciman. Dann ist er gut gelaunt«, sagte er.

»Wir haben schon mit dem Colonel gesprochen«, meldete sich endlich Captain Donaju zu Wort, »und der Colonel hat gesagt, wir sollten mit Ihnen reden.«

Vater Sarsfield lächelte. »Ich denke, wir wussten alle, dass er das sagen würde, als wir zu ihm gegangen sind, Captain. Ich glaube, Irland und seine Bewohner kümmern Colonel Runciman nicht sonderlich.«

Sharpe schaute von Sarsfield zu Donaju, von Donaju zu Lacy und dann zu den traurig-ernsten Gesichtern der vier einfachen Gardisten. »Es geht also um Irland, ja?«, sagte Sharpe. »Dann reden Sie, meine Herren. Ich habe ja sonst nichts zu tun.«

Der Kaplan ignorierte den Sarkasmus und hielt Sharpe stattdessen eine zusammengefaltete Zeitung hin. »Es geht

hier drum, Captain Sharpe«, sagte der Kaplan in respektvollem Ton.

Sharpe nahm die Zeitung, die zu seiner Überraschung aus Philadelphia stammte. Die erste Seite war dicht bedruckt: Schiffslisten, Neuigkeiten aus Europa und Berichte über Kongressdebatten und Grausamkeiten der Indianer.

»Es steht ganz unten«, sagte Donaju.

»Die Melancholische Wirkung von Zügellosigkeit?«, las Sharpe laut eine Schlagzeile vor.

»Nein, Sharpe. Ein Artikel davor«, sagte Donaju, und Sharpe seufzte und las: *»Neue Massaker in Irland.«* Was folgte, war eine reißerische Version dessen, was Runciman Sharpe bereits erzählt hatte. Es war ein Katalog von Vergewaltigungen und Gemetzeln, von unschuldigen Kindern, die von englischen Dragonern abgeschlachtet wurden, und von betenden Frauen, die von trunkenen Grenadieren aus ihren Häusern gezerrt wurden. Die Zeitung behauptete, Cromwells Geist sei wieder nach Irland zurückgekehrt, um das Land erneut in blutdurchtränktes Elend zu stürzen. Irland, so hatte die englische Regierung verkündet, würde nun ein für alle Mal befriedet werden, und in einem Kommentar hob der Verfasser des Artikels noch einmal nachdrücklich hervor, dass England diese Befriedung ausgerechnet zu einem Zeitpunkt durchführe, da so viele Iren in Portugal für den König gegen die Franzosen kämpften.

Sharpe las den Artikel zweimal. »Was hat Lord Kiely dazu gesagt?«, fragte er Vater Sarsfield, doch nicht weil ihn Kielys Meinung auch nur einen Dreck interessierte, sondern weil er Zeit schinden wollte. Außerdem wollte er Vater Sarsfield ermutigen, für die Abordnung zu reden, denn der Kaplan der Real Compañía Irlandesa war Sharpe bisher immer als freundlich, einfühlsam und besonnen erschienen. Wenn es ihm gelang, den Priester auf seine Seite zu ziehen, so schätzte er, dann würde der Rest der Kompanie ihm folgen.

»Seine Lordschaft hat die Zeitung noch nicht gesehen«, antwortete Sarsfield. »Er ist mit Doña Juanita auf die Jagd gegangen.«

Sharpe gab dem Priester die Zeitung wieder zurück. »Nun, ich habe die Zeitung aber gesehen«, sagte er, »und ich kann Ihnen sagen, dass da nur Mist drinsteht.« Einer der Gardisten schnaubte entrüstet, nahm aber sofort Haltung an, als Sharpe ihm einen drohenden Blick zuwarf. »Das ist ein Märchen für Narren«, erklärte Sharpe provokativ. »Reine Fantasie.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, verlangte Donaju gekränkt zu wissen.

»Wenn es wirklich Ärger in Irland geben würde, Captain, dann hätten wir vor den Amerikanern davon gehört. Außerdem schreiben die Amerikaner doch eh über die Briten, was sie wollen.«

»Aber wir haben davon gehört«, warf Captain Lacy ein. Lacy war ein kräftiger junger Mann mit einer streitlustigen Ader und vernarbten Knöcheln zum Beweis dafür. »Es hat Gerüchte gegeben«, fügte er hinzu.

»Ja, das stimmt«, bestätigte Harper.

Sharpe schaute zu seinem Freund. »O Gott«, seufzte er, als er erkannte, wie verletzt Harper war. Aber er wusste auch, dass Harper in der Hoffnung zu ihm gekommen war, dass die Geschichten nicht stimmten. Wenn Harper Streit wollte, dann hätte er sich nicht ausgerechnet Sharpe ausgesucht, sondern irgendeinen anderen Vertreter seines Volkes. »O Gott«, fluchte Sharpe erneut. Dabei hatte er doch schon genug Sorgen. Man hatte der Real Compañía Irlandesa ihren Sold versprochen, doch gesehen hatte sie ihn nicht. Bei jedem Regen lief in den Baracken das Wasser von den Wänden, das Essen im Fort war furchtbar, und der einzige Brunnen enthielt nur eine Pfütze bitteren Wassers, ganz zu schweigen von der Bedrohung durch Loup. Und jetzt drohte auch noch eine Meuterei der Iren. »Geben Sie mir die Zeitung noch mal, Vater«, sagte Sharpe zu dem Kaplan.

Dann stieß er mit dem schmutzigen Fingernagel auf das Datum des Blattes. »Wann ist das veröffentlicht worden?« Er zeigte Sarsfield das Datum.

»Vor einem Monat«, antwortete der Priester.

»Und?«, verlangte Lacy angriffslustig zu wissen.

»Und wie viele verdammte Rekruten sind letzten Monat aus Irland gekommen?«, fragte Sharpe. Seine Stimme klang ebenso verächtlich wie kräftig. »Zehn? Fünfzehn? Und nicht einer dieser Männer hat irgendetwas davon erzählt, dass seine Schwester vergewaltigt oder seine Mutter von Dragonern belästigt worden sei. Aber dieses verdammte amerikanische Blatt weiß alles darüber.« Sharpe richtete diese Worte mehr an Harper als an die anderen, denn nur Harper wusste, wie häufig Entsatz aus Irland eintraf. »Komm schon, Pat! Das ergibt verdammt noch mal keinen Sinn, und wenn du mir nicht glaubst, dann schreibe ich dir einen Passierschein, und du kannst ins Hauptlager runtergehen, dir ein paar neu eingetroffene Iren suchen und sie nach Neuigkeiten von Zuhause fragen. Vielleicht glaubst du denen ja, wenn du mir schon nicht traust.«

Harper schaute auf das Datum, dachte über Sharpes Worte nach und nickte dann zögernd. »Das ergibt wirklich keinen Sinn, Sir. Sie haben recht. Aber in dieser Welt muss auch nicht alles einen Sinn ergeben.«

»Natürlich muss es das, verdammt«, schnappte Sharpe. »So leben wir, du und ich. Wir denken praktisch, Pat. Wir sind keine verdammten Träumer! Wir glauben an die Baker Rifle, das Salvengewehr und das Schwertbajonett. Aberglauben ist etwas für Frauen und Kinder, und das hier …«, er schlug auf die Zeitung, »… das ist schlimmer als Aberglaube. Das sind schlicht und ergreifend Lügen!« Er schaute zu Donaju. »Captain, es ist Ihre Aufgabe, zu Ihren Männern zu gehen und ihnen zu sagen, dass das gelogen ist. Und wenn Sie mir nicht glauben, dann reiten Sie zur Armee runter. Gehen Sie zu den Connaught Rangern und fragen Sie deren neue Rekruten. Gehen Sie zu den

Inniskillings. Gehen Sie, wohin auch immer Sie gehen wollen, aber seien Sie bei Sonnenuntergang wieder zurück. Aber vorher, Captain, sagen Sie Ihren Männern, dass Sie ein ganzer Tag Waffentraining erwartet. Sie werden laden und feuern, bis ihre Schultern wund sind. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Die Männer der Real Compañía Irlandesa nickten widerwillig. Sharpe hatte den Streit gewonnen – zumindest bis zum Abend, wenn Donaju zurückkam. Vater Sarsfield nahm Sharpe die Zeitung wieder ab. »Wollen Sie damit etwa sagen, diese Zeitung hier sei gefälscht?«, fragte der Priester.

»Woher soll ich das wissen, Vater? Ich sage nur, dass das, was da drinsteht, nicht stimmt. Wo haben Sie die überhaupt her?«

Sarsfield zuckte mit den Schultern. »Die sind in der ganzen Armee verteilt worden, Sharpe.«

»Wann haben wir schon mal eine amerikanische Zeitung gesehen, Pat?«, fragte Sharpe seinen Sergeant. »Und kommt es dir nicht auch seltsam vor, dass die erste, die wir sehen, sich ausgerechnet mit Blutbädern in Irland beschäftigt? Also für mich stinkt das.«

Vater Sarsfield faltete die Zeitung. »Ich glaube, da haben Sie vermutlich recht, Sharpe. Gott sei Dank, möchte ich sagen. Aber es macht Ihnen doch sicher nichts aus, wenn ich mit Captain Donaju reite, oder?«

»Es ist nicht an mir, Ihnen zu sagen, was Sie tun und lassen sollen, Vater«, antwortete Sharpe. »Aber was den Rest von euch betrifft: an die Arbeit!«

Sharpe wartete, bis die Männer gegangen waren. Nur Harper winkte er zu bleiben, aber Vater Sarsfield wollte auch noch mit ihm reden. »Es tut mir leid, Sharpe«, sagte der Priester.

»Warum?«

Sharpes harscher Ton ließ den Priester unwillkürlich zusammenzucken. »Ich nehme an, Sie können jetzt nicht auch noch das irische Problem gebrauchen.«

»Ich kann überhaupt kein Problem gebrauchen, Vater. Ich habe hier eine Aufgabe zu erledigen, und diese Aufgabe ist es, Ihre Jungs in Soldaten zu verwandeln und zwar in gute.«

Sarsfield lächelte. »Ich glaube, Sie sind wirklich eine Seltenheit, Sharpe, ein grundehrlicher Mann.«

»Das ist doch Unsinn«, erwiderte Sharpe, und fast wäre er rot angelaufen bei dem Gedanken an das, was El Castrador den drei Deserteuren auf seine Bitte hin angetan hatte. »Ich bin kein verdammter Heiliger, Vater, aber ich mag es, wenn etwas funktioniert. Ich träume nicht, sondern handele. Hätte ich mein ganzes Leben lang geträumt, wäre ich immer noch ein einfacher Soldat. Träume können sich nur die Reichen und Privilegierten leisten.« Letzteres sagte er mit einem giftigen Unterton.

»Sie sprechen von Kiely«, erkannte Sarsfield und ging langsam neben Sharpe über die Mauer. Der Saum seiner Soutane war feucht vom Tau auf dem Unkraut, das im Fort wuchs. »Lord Kiely ist ein sehr schwacher Mensch, Captain«, fuhr Sarsfield fort. »Er hatte allerdings eine sehr starke Mutter.« Bei der Erinnerung an sie verzog der Priester das Gesicht. »Und, Captain, Sie wissen gar nicht, was für eine Prüfung solch eine starke Frau für die Kirche sein kann. Aber ich glaube, für ihre Söhne ist es sogar noch schlimmer. Lady Kiely wollte immer, dass ihr Sohn ein großer, katholischer Krieger wird, ein irischer Krieger! Er sollte der katholische Kriegsherr sein, der siegte, wo der protestantische Advokat Wolfe Tone gescheitert war, doch stattdessen hat sie ihn zu einem Trunkenbold und Hurenbock gemacht. Ich habe sie letztes Jahr beerdigt.« Er bekreuzigte sich rasch. »Und ich fürchte, ihr Sohn hat sie nicht so betrauert, wie es einem Sohn gebührt, und er wird auch nie der Christ sein, zu dem sie ihn hat machen wollen. Letzte Nacht hat er mir erzählt, dass er beabsichtige, Lady Juanita zu seiner Frau zu machen, und ich glaube, seine Mutter weint bei dieser Vorstellung im Fegefeuer.« Der Priester seufzte. »Aber wie auch immer – ich wollte nicht mit Ihnen über Lord Kiely reden. Stattdessen

möchte ich Sie bitten, ein wenig Geduld mit uns zu haben, Captain.«

»Ich dachte, ich wäre geduldig mit Ihnen«, erwiderte Sharpe.

»Ich meine mit uns Iren«, erklärte Sarsfield. »Sie haben ein eigenes Land, Captain, und deshalb wissen Sie auch nicht, was es heißt, im Exil zu leben. Sie wissen nicht, was es heißt, den Harfen an den Flüssen von Babylon zu lauschen.« Sarsfield lächelte ob dieser Phrase und zuckte dann mit den Schultern. »Es ist wie eine Wunde, Captain Sharpe, eine Wunde, die nie verheilt, und ich bete zu Gott, dass Sie nie solch eine Wunde erleiden werden.«

Sharpe empfand einen peinlichen Anflug von Mitleid, als er in das freundliche Gesicht des Priesters schaute. »Waren Sie noch nie in Irland, Vater?«

»Einmal, mein Sohn, vor Jahren. Aber auch wenn ich noch tausend Jahre leben sollte, so wird mir dieser kurze Besuch stets wie gestern vorkommen.« Er lächelte reumütig und hob dann seine nasse Soutane. »So. Ich muss dann mal zu Donaju. Denken Sie über meine Worte nach, Captain.« Der Priester eilte davon, und sein weißes Haar flatterte in der Brise.

Harper trat neben Sharpe. »Netter Mann«, bemerkte Harper und nickte in Sarsfields Richtung. »Er hat mir erzählt, dass er mal in Donegal war. Oben in Lough Swilly. Ich hatte da mal eine Tante – Gott schenke ihrer Seele Frieden. Sie hat in Rathmullen gelebt.«

»Ich war noch nie in Donegal«, sagte Sharpe, »und ich werde vermutlich auch nie dorthin kommen, und offen gesagt, Sergeant, ist mir das im Augenblick auch so ziemlich egal. Wir brauchen Decken, Proviant und Geld, und das wiederum heißt, dass ich Runciman irgendwie dazu bringen muss, noch einen seiner magischen Befehle zu schreiben. Aber das wird nicht leicht sein, denn der fette Kerl hat eine Heidenangst, vor dem Kriegsgericht zu landen. Und der verdammte Lord Kiely ist mir auch keine Hilfe. Der schüttet

sich den ganzen Tag nur Brandy in den Hals, träumt von Ruhm und Ehre und scharwenzelt seiner schwarzhaarigen Hure hinterher.« Obwohl der Priester ihn gerade noch zur Geduld ermahnt hatte, drohte Sharpe die Beherrschung zu verlieren. »Der Priester sagt, ich solle Mitleid mit euch haben. Hogan will diesen Jungs in die Fresse treten, und dann ist da noch ein fetter Spanier mit einem Kastriermesser, der glaubt, ich würde Loup für ihn festhalten, während er ihm die Eier abschneidet. Alle erwarten sie von mir, dass ich ihre verdammten Probleme löse. Aber helfen sie mir auch nur ein wenig dabei? Nein!«

»Ich helfe immer«, erklärte Harper ein wenig beleidigt.

»Ja, das tust du, Pat. Tut mir leid.«

»Und wenn die Geschichten wahr wären …«, begann Harper.

»Sind sie aber nicht!«, brüllte Sharpe.

»Ist ja schon gut! Schon gut! Gott schütze Irland.« Harper atmete tief durch, und ein unbehagliches Schweigen breitete sich zwischen den beiden aus. Sharpe starrte in Richtung Norden, und Harper kletterte in eine Geschützstellung hinunter und trat einen losen Stein über die Mauer. »Gott allein weiß, warum sie hier oben ein Fort gebaut haben«, sagte er schließlich.

»Das da unten war einmal die Hauptstraße über die Grenze.« Sharpe nickte zu dem Pass im Norden. »Auf diese Weise konnte man Ciudad Rodrigo und Almeida umgehen, aber inzwischen ist die halbe Straße weggespült, und über das, was davon übrig ist, kann man keine modernen Geschütze transportieren. Aber die Straße nach Osten ist noch intakt, Pat, und Loups verdammte Brigade kann sie benutzen. Da unten …«, er deutete zu der Straße, »… den Hang da rauf, über diese Mauern und direkt runter von hier, und wir haben nichts, aber auch gar nichts, was ihn aufhalten könnte.«

»Aber warum sollte Loup hierherkommen?«, fragte Harper.

»Weil er ein irrer, tapferer und gnadenloser Scheißkerl ist, deshalb. Und weil er mich hasst und es ein leichter Sieg für den Bastard wäre, uns das Licht auszublasen.«

Inzwischen war Sharpe geradezu besessen von der Möglichkeit eines Nachtangriffs durch Loups Brigade. Zuerst hatte Sharpe das nur erwähnt, um Colonel Runciman genug Angst einzujagen, damit der seine falschen Befehle schrieb, doch je mehr Sharpe darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher erschien ihm so ein Angriff. Und das Fort von San Isidro war auf solch einen Angriff denkbar schlecht vorbereitet. Tausend Mann wären vielleicht in der Lage gewesen, die zerfallenen Mauern zu halten, aber die Real Compañía Irlandesa war viel zu klein, um ernsthaft Widerstand zu leisten. Sie säßen in dem verfallenen Fort in der Falle wie Ratten in einem Terrierkäfig. »Und das ist genau, was Hogan und Wellington wollen«, sagte Sharpe laut.

»Was ist genau, was Hogan und Wellington wollen, Sir?«

»Sie vertrauen den verdammten Iren nicht. Sie wollen sie aus dem Weg haben, und ich soll ihnen dabei helfen, die Kerle loszuwerden. Doch das Problem ist, dass ich sie mag. Verdammt noch mal, Pat! Wenn Loup kommt, sind wir alle tot.«

»Sie glauben wirklich, dass er kommt, nicht wahr?«

»Ich *weiß*, dass er kommt«, erwiderte Sharpe voller Leidenschaft, und plötzlich wandelte sich ein vager Verdacht in absolute Sicherheit. Auch wenn er immer wieder seine Sachlichkeit betonte, so verließ er sich in Wahrheit doch zumeist auf seinen Instinkt. Manchmal, das wusste Sharpe, sollte der kluge Soldat lieber auf seinen Bauch und seine Angst hören, denn die waren häufig ein besserer Ratgeber als die nackten Fakten. Dabei wäre es absolut unvernünftig für Loup gewesen, Ressourcen auf die Eroberung von San Isidro zu verschwenden, doch Sharpes Instinkt sagte ihm, dass Loup trotzdem kommen würde.

»Ich weiß nicht, wann oder wie er angreifen wird«, sagte er zu Harper, »aber ich traue einer Palastwache nicht, wenn es um Sicherungsaufgaben geht. Ich will unsere Jungs da oben sehen.« Damit meinte er, dass die Riflemen die Nordseite des Forts bewachen sollten. »Und ich will sie auch nachts da oben haben. Also sorg dafür, dass sie gut schlafen.«

Harper schaute den langen Hang im Norden hinunter. »Glauben Sie, dass sie da angreifen werden?«

»Das wäre zumindest am leichtesten. Im Westen und Osten ist das Gelände zu steil, und im Süden sind die Mauern noch recht gut. Aber über den Trümmerhaufen hier kann selbst ein Krüppel klettern. Himmel!« Erst jetzt wurde Sharpe so richtig bewusst, wie verwundbar das Fort wirklich war. Er starrte nach Osten. »Ich wette, der Bastard beobachtet uns jetzt schon.« Von den entfernten Gipfeln konnte ein Franzose mit einem guten Fernrohr vermutlich die Knöpfe auf Sharpes Uniform zählen.

»Sie glauben wirklich, dass er kommen wird?« Harper wollte sich vergewissern.

»Ich glaube, wir können von Glück sagen, wenn er nicht schon längst hier ist. Ich glaube, wir können von Glück sagen, dass wir überhaupt noch leben.« Sharpe sprang von der Mauer hinunter und auf das Gras im Fort. Die Baracken waren hundert Yards entfernt, und zwischen ihnen und der Mauer war nur freies Feld. Insgesamt gab es acht längliche Baracken, und die Real Compañía Irlandesa hatte sich in den beiden besten einquartiert, während Sharpes Riflemen in einem der Magazine nicht weit von den Tortürmen lagerten. Und diese Türme waren der Schlüssel zur Verteidigung, sinnierte Sharpe, denn wer auch immer die Türme hielt, kontrollierte den Kampf.

»Wir brauchen nur drei, vier Minuten Vorwarnzeit«, sagte Sharpe. »Dann wird der Bastard sich wünschen, er wäre lieber im Bett geblieben.«

»Sie können ihn schlagen?«, fragte Harper.

»Er glaubt, dass er uns überraschen kann. Er glaubt, dass er in die Baracken einbrechen und uns im Schlaf erschlagen kann, Pat, aber wenn wir ein wenig Vorwarnzeit haben, dann können wir das Torhaus mit den Türmen in eine Festung verwandeln, und ohne Artillerie kann Loup nichts dagegen tun.« Sharpe war voller Leidenschaft. »Du sagst doch immer, ein guter Kampf sei für einen Iren das reinste Vergnügen.«

»Nur wenn ich betrunken bin, Sir«, erwiderte Harper.

»Lass uns trotzdem für einen Kampf beten«, sagte Sharpe, »und für einen Sieg. Mein Gott, dann werden diese Gardisten endlich Selbstvertrauen bekommen!«

Doch dann, bei Sonnenuntergang, just als das letzte rotgoldene Licht der Sonne hinter den Hügeln im Westen versank, änderte sich alles.

Das portugiesische Bataillon kam unangekündigt. Es waren *Caçadores,* Plänkler wie die Grünröcke, nur dass diese Männer blutbraune Jacken und graue britische Hosen trugen. Sie hatten Baker Rifles und sahen so aus, als wüssten sie auch damit umzugehen. Sie marschierten mit dem leichten, gelassenen Schritt von Veteranen ins Fort, und hinter ihnen folgten drei Ochsenkarren voller Proviant, Feuerholz und Munition. Das Bataillon hatte etwas mehr als seine halbe Stärke, also insgesamt gut vierhundert Mann, die voller Stolz ins Fort marschierten.

Ihr Colonel war ein schmalgesichtiger Mann mit Namen Oliveira. »Ein paar Tage jedes Jahr«, erklärte er Lord Kiely leichthin, »besetzen wir San Isidro, um uns daran zu erinnern, dass das Fort existiert, und um jeden zu entmutigen, der sich hier einnisten will. Aber nein, Sie müssen Ihre Männer nicht aus den Baracken vertreiben. Meine Leute brauchen kein Dach über dem Kopf. Und wir werden Ihnen auch nicht im Weg sein, Colonel. Ich werde meine Gauner die nächsten paar Tage jenseits der Grenze üben lassen.«

Hinter dem letzten Trosswagen schloss sich knarrend das große Tor. Dann wuchtete einer von Kielys Männern den schweren Riegel davor. Colonel Runciman kam aus dem Torhaus gelaufen, um Colonel Oliveira zu begrüßen und den Portugiesen zum Abendessen einzuladen, doch Oliveira lehnte ab. »Ich esse mit meinen Männern, Colonel. Aber bitte, fühlen Sie sich nicht beleidigt. Das halte ich immer so.«

Oliveira sprach gut Englisch, und fast die Hälfte seiner Offiziere waren Briten, das Ergebnis der Bemühungen, die portugiesischen Truppen in Wellingtons Armee zu integrieren. Zu Sharpes Freude war einer der Plänkleroffiziere Thomas Garrard, ein Mann, der mit Sharpe beim 33rd gedient hatte. Damals war er noch Sergeant gewesen, doch dann hatten er und viele andere das Angebot angenommen, als Offizier in die portugiesische Armee einzutreten. Die beiden Männer hatten sich zum letzten Mal in Almeida gesehen, als die große Festung von einer gewaltigen Explosion zerstört worden war, woraufhin die Garnison kapituliert hatte. Garrard war einer der Männer gewesen, die ihre Waffen hatten niederlegen müssen.

»Diese verdammten Froschfresser«, knurrte er. »Sie haben uns in Burgos festgehalten und uns so gut wie nichts zu essen gegeben, und das, was sie uns gegeben haben, war verfault. Himmel, Dick, wir beide haben ja schon viel Dreck in unserem Leben gegessen, aber ich sage dir, das war richtig übel. Und all das nur, weil die verdammte Kathedrale in die Luft geflogen ist. Ich würde gerne mal den französischen Kanonier kennenlernen, der den Treffer gelandet hat. Dann kann ich ihm endlich den Hals umdrehen.«

Tatsächlich war Sharpe für die Explosion verantwortlich gewesen, doch er hielt es nicht für klug, das zuzugeben. »Ja, das war schlimm«, sagte er nur.

»Du bist am nächsten Morgen doch rausgekommen, oder?«, fragte Garrard. »Cox wollte uns nicht gehen lassen.

Wir wollten uns den Weg freikämpfen, aber er hat gesagt, das sei nicht ›anständig‹, und wir sollten uns ergeben.« Angewidert schüttelte er den Kopf. »Aber das ist jetzt auch egal«, fuhr er fort. »Die Froschfresser haben mich ausgetauscht, und Oliveira hat mich gefragt, ob ich mich nicht seinem Regiment anschließen will, und jetzt bin ich ein Captain genau wie du.«

»Gut gemacht.«

»Und es sind gute Jungs«, sagte Garrard liebevoll von seiner Kompanie, die auf dem freien Feld hinter der Nordmauer biwakierte. Die Feuer der Portugiesen brannten hell in der Dämmerung. Oliveiras Wachen standen auf jeder Mauer mit Ausnahme des Torhauses, und solch effektive Wachen bedeuteten, dass Sharpe seine Riflemen nicht mehr dafür abstellen musste. Aber er war noch immer nervös, und er erzählte Garrard von seinen Befürchtungen, während sie über die Mauer schlenderten.

»Ich habe schon von Loup gehört«, sagte Garrard. »Ein richtiger Bastard.«

»Die Pest.«

»Und du glaubst, dass er herkommt?«

»Das ist nur ein Instinkt, Tom.«

»Nur? Wenn du deinen Instinkt ignorierst, kannst du dir gleich dein eigenes Grab schaufeln. Komm. Lass uns mal zum Colonel gehen.«

Doch Oliveira ließ sich nicht so leicht von Sharpe und dessen Instinkten überzeugen, und Juanita de Elia war Sharpe auch nicht gerade eine Hilfe. Juanita und Lord Kiely waren von ihren Jagdausflügen wieder zurückgekehrt und nun zusammen mit Vater Sarsfield, Colonel Runciman und einem halben Dutzend irischer Offiziere Gast der Portugiesen. Juanita hatte für Sharpes Warnung nur Verachtung übrig. »Glauben Sie wirklich, ein einfacher englischer Captain kümmert einen französischer Brigadier?«, fragte sie spöttisch.

Sharpe musste seine Wut hinunterschlucken. Er hatte mit Oliveira gesprochen und nicht mit Kielys Hure, aber das hier war weder die richtige Zeit noch der richtige Ort, um einen Streit vom Zaun zu brechen. Außerdem erkannte er, dass die gegenseitige Abneigung, die er und Juanita füreinander empfanden, auf irgendeine obskure Art tief in ihnen verwurzelt und vermutlich unvermeidlich war. Sie sprach mit jedem Offizier im Fort, sogar mit Runciman, aber sobald Sharpe auch nur auftauchte, ging sie lieber weg, als ihn höflich zu begrüßen. »Oh, ich glaube schon, dass ich ihn kümmere, Ma'am«, erwiderte Sharpe in sanftem Ton.

»Warum?«, verlangte Oliveira zu wissen.

»Los, Mann! Antworten Sie«, sagte Kiely, als Sharpe zögerte.

»Was ist, Captain?«, verspottete Juanita Sharpe. »Hat es Ihnen die Sprache verschlagen?«

»Ich glaube, dass ich ihn kümmere, Ma'am«, sagte Sharpe schließlich, »weil ich zwei seiner Männer getötet habe.«

»O mein Gott!« Doña Juanita spielte die Schockierte. »Da könnte man ja fast glauben, wir hätten Krieg!«

Kiely und einige der portugiesischen Offiziere lächelten, doch Colonel Oliveira starrte Sharpe nur an, als wiege er die Worte sorgfältig ab. Schließlich zuckte er mit den Schultern. »Warum sollte es ihn kümmern, dass Sie zwei seiner Männer getötet haben?«, fragte er.

Sharpe zögerte, das zu gestehen, von dem er wusste, dass es ein Verstoß gegen die Militärgesetze war, aber jetzt konnte er keinen Rückzieher mehr machen. Die Sicherheit des Forts und aller Männer hier hing davon ab, dass er Oliveira davon überzeugte, dass eine tatsächliche Gefahr bestand, und so erzählte er widerwillig von den vergewaltigten und massakrierten Dörflern und wie er zwei von Loups Männern gefangen und an die Wand gestellt hatte.

»Hatten Sie Befehl, sie zu erschießen?«, fragte Oliveira.

»Nein, Sir«, antwortete Sharpe, der sich nur allzu bewusst war, dass alle ihn anstarrten. Er wusste, dass es sich als furchtbarer Fehler herausstellen könnte, die Exekutionen zugegeben zu haben, aber er musste Oliveira unbedingt von der Gefahr überzeugen, und so erzählte er, wie Loup zum Dorf geritten war und um das Leben seiner Männer gefleht hatte, und wie er, Sharpe, sie trotzdem hatte erschießen lassen.

Colonel Runciman schüttelte ungläubig den Kopf.

»Sie haben die Männer vor Loups Augen an die Wand gestellt?«, fragte Oliveira überrascht.

»Ja, Sir.«

»Dann ist diese Rivalität zwischen Ihnen und Loup also eine persönliche Vendetta, korrekt, Captain Sharpe?«, hakte der portugiesische Colonel nach.

»In gewissem Sinne schon, Sir.«

»Entweder Ja oder Nein!«, schnappte Oliveira. Er war ein energischer, leicht erregbarer Mann, der Sharpe stark an General Crauford erinnerte, den kommandierenden Offizier der Leichten Division. Oliveira zeigte die gleiche Ungeduld, wenn jemand um den heißen Brei herumredete.

»Ich glaube, Brigadier Loup wird bald angreifen, Sir«, erklärte Sharpe noch einmal mit Nachdruck.

»Beweise?«

»Unsere Verwundbarkeit«, sagte Sharpe, »und weil er einen Preis auf meinen Kopf ausgesetzt hat, Sir.« Er wusste, wie lahm das klang, und er errötete, als Doña Juanita lauthals lachte. Sie trug ihre Uniform der Real Compañía Irlandesa. Allerdings hatte sie die Jacke geöffnet, und das Licht der Flammen ließ ihren langen Hals glühen. Jeder Offizier am Feuer schien fasziniert von ihr zu sein, und das war auch kein Wunder, denn sie war eine extravagante, exotische Kreatur an diesem Ort der Waffen und des Steins. Sie saß neben Lord Kiely. Einen Arm hatte sie ihm aufs Knie gelegt, und Sharpe fragte sich, ob sie vielleicht gerade ihre Verlobung bekannt gegeben hatten. In jedem Fall hatte

irgendetwas die Gäste in Feierlaune versetzt. »Und wie hoch ist dieser Preis, Captain?«, fragte sie spöttisch.

Sharpe verkniff es sich zu erwidern, dass der Betrag hoch genug sei, um sie für eine Nacht zu bezahlen. »Ich weiß es nicht«, log er stattdessen.

»Viel kann das nicht sein«, erklärte Kiely. »Ein viel zu alter Captain wie Sie, Sharpe? Ein paar spanische Dollar vielleicht? Oder ein Sack Salz?«

Oliveira schaute missbilligend zu Kiely. Die trunkenen Scherze des irischen Peers gefielen ihm nicht. Colonel Oliveira zog an seiner Zigarre und blies den Rauch ins Feuer. »Ich habe die Wachen verdoppelt, Captain«, sagte er zu Sharpe, »und wenn dieser Loup sich Ihren Kopf holen will, dann werden wir ihm einen guten Kampf liefern.«

»Für diesen Fall, Sir«, sagte Sharpe, »darf ich dann respektvoll vorschlagen, dass Sie Ihre Männer ins Torhaus verlegen?«

»Sie geben einfach nicht auf, nicht wahr, Sharpe?«, mischte sich Kiely wieder ein. Vor der Ankunft des portugiesischen Bataillons hatte Sharpe Kiely gebeten, die gesamte Real Compañía Irlandesa ins Torhaus zu verlegen – eine Bitte, die Kiely umgehend abgelehnt hatte. »Hier wird uns niemand angreifen, Sharpe«, sagte Kiely jetzt und wiederholte damit sein altes Argument, »und außerdem, falls doch, dann werden wir die Bastarde von den Mauern aus bekämpfen, nicht vom Torhaus.«

»Wir können nicht von den Mauern kämpfen …«, begann Sharpe.

»Sagen Sie mir nicht, wo ich kämpfen kann und wo nicht, gottverdammt noch mal!«, schrie Kiely und erschreckte damit Doña Juanita. »Sie sind ein Emporkömmling, Sharpe, ein ehemaliger Corporal, kein verdammter General! Wenn die Franzosen kommen, dann werde ich sie besiegen, wo und wie ich will. Und Ihre Hilfe brauche ich nicht dazu!«

Der Ausbruch brachte die anderen Offiziere in Verlegenheit. Vater Sarsfield legte die Stirn in Falten, als

suche er nach Worten, um die Situation wieder zu entspannen, doch es war Oliveira, der schließlich das Schweigen brach. »Wenn sie kommen, Captain Sharpe«, sagte er ernst, »dann werde ich Ihrem Vorschlag folgen. Vielen Dank für den Rat.« Dann nickte er zum Zeichen, dass Sharpe entlassen war.

»Gute Nacht, Sir«, sagte Sharpe und ging.

»Ich lege noch zehn Guineas auf den Preis drauf, der auf Ihren Kopf ausgesetzt ist, Sharpe, und ich wette, dass Loup nicht kommt!«, rief Kiely dem Rifleman hinterher. »Was ist? Haben Sie den Mut verloren? Wollen Sie etwa nicht wetten wie ein Gentleman?« Kiely und Juanita lachten. Sharpe versuchte, sie zu ignorieren.

Tom Garrard war Sharpe gefolgt. »Tut mir leid, Dick«, sagte er, und dann: »Hast du wirklich zwei Froschfresser an die Wand gestellt?«

»Aye.«

»Gut! Aber ich würde das nicht herumerzählen.«

»Ich weiß, ich weiß«, seufzte Sharpe und schüttelte den Kopf. »Dieser verdammte Kiely.«

»Seine Frau ist aber wirklich was Besonderes«, bemerkte Garrard. »Sie erinnert mich an das Mädchen, mit dem du dich in Gawilgarh eingelassen hast. Weißt du noch?«

»Ja, aber es gibt da einen wesentlichen Unterschied: Die hier ist eine Hexe«, sagte Sharpe. O Gott, dachte er, aber allmählich war er wirklich bis aufs Blut gereizt. »Tut mir leid, Tom«, sagte er. »Ich habe einfach nur das Gefühl, als würde ich mit nassem Pulver kämpfen. Dieser Kiely und seine Bagage haben keinen Funken Verstand.«

»Schließ dich den Portugiesen an, Dick«, sagte Garrard. »Es sind gute Leute, und bei ihnen gibt es auch nicht so hochwohlgeborene Arschlöcher wie Kiely, die einem das Leben schwer machen.« Er bot Sharpe eine Zigarre an. Die beiden Männer beugten sich über Garrards Zunderkästchen, und als das verkohlte Leinen Feuer fing, sah Sharpe ein Bild auf der Innenseite des Deckels.

»Moment mal, Tom«, sagte er und hielt seinen Freund davon ab, das Kästchen wieder zu schließen. Ein paar Sekunden lang starrte er das Bild an. »Ich hatte diese Kästchen ganz vergessen«, sagte Sharpe. Zunderkästchen wie dieses bestanden aus billigem Metall, das man mit Waffenöl vor Rost bewahren musste. Sie gingen schnell kaputt, doch Garrard hatte seins schon seit zwölf Jahren. Einst hatte es Dutzende davon gegeben, und alle stammten sie von demselben Blechschmied in Seringapatam. Und in jedes dieser Kästchen waren krude, explizierte Bilder in die Deckel graviert. Garrards Kästchen zeigte einen englischen Soldaten auf einem langbeinigen Mädchen, das in offensichtlicher Ekstase den Rücken gekrümmt hatte. »Der Kerl hätte wenigstens den Hut abnehmen können«, sagte Sharpe.

Garrard lachte und klappte das Kästchen wieder zu. »Hast du deins noch?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Es ist mir schon vor Jahren gestohlen worden. Ich nehme an, das war dieser Bastard Hakeswill. Erinnerst du dich an ihn? Die diebische Sau.«

»Himmel«, sagte Garrard, »das Arschloch hatte ich schon fast vergessen.« Er zog an seiner Zigarre und schüttelte dann den Kopf. »Wer hätte das je gedacht, Dick? Wir beide – Captains! Und ich erinnere mich noch gut daran, wie man dich vom Corporal zum einfachen Soldaten degradiert hat, weil du bei einer Kirchenprozession gefurzt hast.«

»Ja, die gute alte Zeit«, seufzte Sharpe.

»Gut ist die wohl nur, weil sie schon so weit zurückliegt. Im Nachhinein ist alles schöner, Dick.«

Sharpe behielt kurz den Rauch im Mund und blies ihn dann genüsslich aus. »Lass uns auf ein langes Leben hoffen, Tom. Lass uns hoffen, dass Loup nicht schon auf dem Weg hierher ist. Es wäre eine verdammte Schande, wenn ihr hier von Loup abgeschlachtet werden würdet, nur weil ihr eine Feldübung machen wolltet.«

»Wir sind nicht wirklich zur Übung hier«, sagte Garrard. Es folgte ein langes, verlegenes Schweigen. »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«, fragte Garrard schließlich. Die beiden Männer hatten einen offenen, dunklen Bereich erreicht und befanden sich nun außer Hörweite der *Caçadores.* »Wir sind nicht zufällig hier, Richard«, gab Garrard zu. »Wir sind geschickt worden.«

Sharpe hörte Schritte auf der Mauer, wo ein portugiesischer Offizier seine Runden machte. Eine Wache rief ihn an, und der Mann nannte die Parole. Es war überaus tröstlich, solch eine militärische Effizienz zu hören. »Von Wellington?«, fragte Sharpe.

Garrard zuckte mit den Schultern. »Ich nehme an. Seine Lordschaft redet nicht mit mir, aber in dieser Armee geschieht nicht viel, ohne dass die alte Hakennase davon weiß.«

»Und warum hat er euch geschickt?«

»Weil er deinen spanischen Iren nicht traut, darum. In den letzten Tagen haben seltsame Gerüchte in der Armee die Runde gemacht. Gerüchte über englische Soldaten, die irische Priester verbrennen und irische Frauen vergewaltigen, und …«

»Ich habe die Geschichten gehört«, unterbrach ihn Sharpe, »und sie sind falsch. Himmel, ich habe heute sogar einen Captain ins Hauptlager geschickt, um sich selbst davon zu überzeugen.« Nachdem er mit Vater Sarsfield wieder zurückgekehrt war, hatte Captain Donaju sogar den Anstand besessen, sich bei Sharpe zu entschuldigen. Wo auch immer Donaju und der Priester hingegangen waren, egal wen sie auch gefragt hatten, einschließlich der frischen Rekruten aus Irland, nirgends hatten sie die Geschichten aus der amerikanischen Zeitung bestätigt gefunden. »Diese Geschichten kann doch niemand ernsthaft glauben!«, protestierte Sharpe.

»Egal ob wahr oder nicht«, sagte Garrard, »die Geschichten bereiten einigen Leuten ganz weit oben

Kopfzerbrechen, und sie glauben, dass sie von deinen Männern stammen. Deshalb hat man uns geschickt. Wir sollen euch im Auge behalten.«

»Du meinst, ihr sollt uns bewachen«, knurrte Sharpe verbittert.

»Wir sollen euch im Auge behalten«, wiederholte Garrard. »Niemand weiß wirklich, was wir hier tun sollen, solange Seine Lordschaft keine Entscheidung getroffen hat. Oliveira glaubt, dass man deine Jungs vermutlich nach Cadiz schicken wird. Aber dich natürlich nicht, Dick«, fügte Garrard rasch hinzu. »Du bist doch kein Ire, oder? Wir sollen nur sicherstellen, dass die Iren keinen Unsinn machen, solange sie hier sind.«

»Ich mag diese Iren«, erklärte Sharpe rundheraus, »und sie machen keinen Unsinn. Dafür garantiere ich.«

»Ich bin nicht derjenige, den du davon überzeugen musst, Dick.«

Das war entweder Hogan oder Wellington, nahm Sharpe an. Und wie clever von den beiden, ein portugiesisches Regiment die Drecksarbeit machen zu lassen. So konnte sich General Valverde nicht beschweren, dass ein britisches Regiment die Leibwache des spanischen Königs drangsaliert hatte. Sharpe zog wieder an der Zigarre. »Dann halten diese Wachen auf den Mauern also nicht Ausschau nach Loup«, sagte er, »sondern haben uns im Auge.«

»Sie schauen in beide Richtungen, Dick.«

»Wie auch immer – sorge einfach dafür, dass sie auch nach draußen schauen, denn wenn Loup kommt, Tom, dann bricht hier die Hölle los.«

»Sie werden schon ihre Pflicht tun«, erklärte Garrard.

Und das taten sie auch. Die gewissenhaften portugiesischen Wachen spähten ins Tal hinunter, wo ein geisterhafter Nebel den Fluss heraufkroch. Sie beobachteten die langen Hänge und achteten auf jede noch so kleine Bewegung in der Dunkelheit, während im Fort die Kinder der Real Compañía Irlandesa im Schlaf nach ihren Müttern

schrien und kurz ein Hund bellte. Zwei Stunden nach Mitternacht wechselten die Wachen, und die neuen Männer machten es sich auf ihren Posten bequem und starrten in die Dunkelheit.

Um drei Uhr morgens kehrte die Eule zu ihrem Nest in der zerstörten Kapelle zurück. Mit ihren breiten weißen Schwingen flatterte sie über die glühenden Überreste der portugiesischen Feuer hinweg. Sharpe hatte die Wachen kontrolliert und immer wieder in der Dunkelheit nach Zeichen von Gefahr gesucht. Kiely und seine Hure lagen im Bett wie auch Runciman, doch Sharpe war wach geblieben. Er hatte alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die er treffen konnte, und einen Großteil der Munition der Real Compañía Irlandesa in Runcimans Salon schaffen lassen. Den Rest hatte er an die Männer verteilt. Und er hatte lange mit Donaju geredet und immer wieder mit ihm durchgesprochen, was im Falle eines Angriffs zu tun war. Jetzt folgte Sharpe der Eule und ging ins Bett. In weniger als drei Stunden würde die Sonne wieder aufgehen, und jetzt würde Loup wohl kaum noch kommen, dachte Sharpe. Er legte sich hin und schlief rasch ein.

Und zehn Minuten später wurde er von Schüssen wieder geweckt.

Der Wolf griff an.

Das Erste, was Sharpe von dem Angriff mitbekam, war Miranda, das Mädchen, das sie aus dem Dorf gerettet hatten. Sie schrie wie eine Banshee. Eine Sekunde lang glaubte Sharpe, er träume, doch dann erinnerte er sich an den Schuss, der dem Schrei den Bruchteil einer Sekunde vorausgegangen war, und als er die Augen öffnete, sah er, dass Rifleman Thompson im Sterben lag. Er war am Kopf getroffen worden und blutete wie ein abgestochenes Schwein. Thompson war die zehn Stufen der Treppe hinuntergeworfen worden, die vom Eingang des Magazins

hinabführten, und jetzt zuckte er inmitten von Blut und Hirn. Er hatte sein Gewehr dabei gehabt, als er erschossen worden war, doch nun lag die Waffe auf dem Boden neben Sharpe.

Oben an der Treppe waren Schatten zu sehen. Der Haupteingang des Magazins führte in einen kleinen Tunnel, der mit zwei Türen verschlossen gewesen wäre, wenn es noch eine ständige Garnison im Fort gegeben hätte und das Magazin mit Pulver gefüllt gewesen wäre. Dort, wo die zweite Tür hätte sein sollen, bog der Tunnel scharf ab und führte schließlich wieder zur Treppe zurück. Diese krumme Tunnelführung war ursprünglich dazu gedacht, gegnerische Geschosse von der Munition im Magazin abzulenken, und jetzt hatte sie Thompsons Mörder ausgebremst, die plötzlich in die schwach beleuchtete, große Untergrundkammer stürmten.

Graue Uniformen. Das war kein Traum, sondern ein Albtraum, denn die grauen Mörder waren hier.

Sharpe schnappte sich Thompsons Gewehr, richtete den Lauf aus und drückte ab.

Eine Explosion krachte durch den Keller, als Flammen durch eine Rauchwolke in Richtung der Franzosen oben an der Treppe schossen. Patrick Harper hatte sein Salvengewehr abgefeuert, und die Kugeln schleuderten die Angreifer in den Gang zurück, wo sie sich in Blut und Schmerzen wälzten. Zwei weitere Riflemen schossen. Das Magazin hallte von ihren Schüssen wider, und die Luft stank nach Rauch. Man konnte kaum noch atmen. Ein Mann schrie wie auch das Mädchen.

»Zurück! Zurück!«, brüllte Sharpe. »Und stopf dem verdammten Gör das Maul, Perkins!« Er packte sein eigenes Gewehr und schoss die Treppe hinauf. Inzwischen konnte er nichts mehr sehen außer den winzigen Flammen der kleinen Binsenlichter. Die Franzosen schienen verschwunden zu sein, doch in Wahrheit versuchten sie nur, über die Barrikade aus schreienden, blutenden und zuckenden

Männern zu klettern, die von Harpers Salve und den Gewehrkugeln zu Boden geworfen worden waren.

Am anderen Ende des Magazins gab es noch eine zweite Treppe, die zu den Mauern hinaufführte und einst dazu gedient hatte, Munition direkt zu den Geschützen zu bringen, anstatt sie zuerst durch den Hof schleppen zu müssen.

»Sergeant Latimer!«, rief Sharpe. »Alle Mann rauf! Thompson ist erledigt. Und jetzt los! Los!« Wenn die Franzosen bereits die Mauern hielten, dachte Sharpe, dann saßen er und seine Männer wie Ratten in der Falle und waren so gut wie tot, doch noch wollte er die Hoffnung nicht aufgeben. »Los!«, schrie er seine Männer an. »Raus hier! Raus!« Er hatte in Stiefeln geschlafen, also musste er sich jetzt nur seinen Gürtel über die Schulter werfen. Dann lud er sein Gewehr. Seine Augen brannten vom Rauch. Und oben an der Treppe spie eine französische Muskete noch mehr Rauch ins Magazin, doch die Kugel schlug harmlos in die Wand.

»Jetzt sind nur noch Sie und Harps da unten, Sir!«, rief Latimer von der hinteren Treppe.

»Los, Pat!«, sagte Sharpe.

Stiefel waren auf der Treppe zu hören. Sharpe gab den Versuch auf, seine Waffe nachzuladen. Stattdessen drehte er sie um und drosch mit dem Kolben auf den Schatten, der im Rauch erschien. Der Mann sackte stumm in sich zusammen. Harper, der sein Gewehr inzwischen nachgeladen hatte, schoss blind die Treppe rauf und packte Sharpe dann am Ellbogen. »Um der Liebe Gottes willen, Sir. Kommen Sie!«

Graue Angreifer strömten die Treppe hinab und in die verrauchte Dunkelheit. Eine Pistole wurde abgefeuert. Ein Mann brüllte auf Französisch, und ein anderer stolperte über Thompsons Leiche. Der feuchte, höhlenartige Raum stank nach Urin, verfaulten Eiern und Schweiß. Harper zog Sharpe durch den Rauch zur Hintertreppe, wo Latimer hockte. »Gehen Sie, Sir!« Latimer hatte sein Gewehr wieder

geladen, um den Franzosen damit einen Abschiedsgruß zu geben.

Sharpe sprang der kühlen, sauberen Nachtluft entgegen. Latimer schoss ins Chaos und folgte Harper dann die gewundene Treppe hinauf. Cresacre und Hagman warteten oben und hatte die Gewehre nach unten gerichtet. »Nicht schießen!«, rief Sharpe, als er sich dem obersten Treppenabsatz näherte. Dann schob er sich an den beiden Riflemen vorbei und rannte zum inneren Mauerrand, um den ganzen Schrecken der Nacht überblicken zu können.

Harper lief zur Tür des Torhauses, doch nur, um festzustellen, dass sie von innen verriegelt war. Er schlug mit dem Kolben seines Salvengewehrs gegen das Holz. »Aufmachen!«, schrie er. »Macht auf!«

Hagman schoss die Treppe runter, und ein Schrei hallte die Stufen herauf.

»Hinter uns, Sir!«, rief Perkins. Er beschützte Miranda. »Und da sind noch mehr auf der Straße, Sir!«

Sharpe fluchte. Das Torhaus, von dem er geglaubt hatte, dass es sie in dieser Nacht retten würde, war bereits erobert. Er sah, dass das Tor weit offen stand und von grauuniformierten Soldaten bewacht wurde. Sharpe nahm an, dass zwei Kompanien von Loups Voltigeuren, die man an ihren roten Epauletten erkennen konnte, die Angriffsspitze gebildet hatten und nun im Fort waren. Eine Kompanie war geradewegs zum Magazin gelaufen, wo Sharpe und seine Männer lagerten, während der größte Teil der zweiten Kompanie eine Plänklerformation gebildet hatte und nun rasch auf die Baracken vorrückte. Ein weiterer Trupp grauer Infanterie lief eine der Rampen hinauf, die zu den alten Geschützstellungen führte.

Harper versuchte weiter, die Tür aufzubrechen, doch im Torhaus reagierte niemand darauf. Sharpe warf sich sein halb geladenes Gewehr über die Schulter und zog seinen Säbel. »Lass das, Pat!«, rief er. »Rifles! Zu mir!«

Die größte Gefahr ging nun von den Männern aus, die die Mauer hinaufstürmten. Wenn es diesen Männern gelang, sich in einer der Geschützbastionen festzusetzen, dann saßen Sharpes Männer in der Falle, während immer mehr von Loups Wölfen nach San Isidro strömten. Und diese Hauptstreitmacht des Feindes lief nun die Zugangsstraße hinauf, und einem kurzen Blick in Richtung Süden nach zu urteilen warf Loup seine gesamte Brigade gegen das alte Fort. Die Leichte Infanterie war nur die Speerspitze gewesen. Gottverdammt noch mal, dachte Sharpe, er hatte sich geirrt. Die Franzosen hatten nicht von Norden angegriffen, sondern von Süden, und dadurch hatten sie den stärksten Punkt des Forts bereits erobert, den Ort, den Sharpe in eine unbezwingbare Feste hatte verwandeln wollen. Er nahm an, dass die beiden Elitekompanien die Straße hinaufgeschlichen waren und die Brücke gestürmt hatten, bevor irgendjemand hatte Alarm schlagen können. Und ohne Zweifel war das Tor von genau derselben Person von innen geöffnet worden, die Loup verraten hatte, wo er Sharpe, seinen Erzfeind, finden konnte. Nur so war zu erklären, warum Loup eine ganze Kompanie direkt zum Magazin geschickt hatte.

Doch jetzt war nicht die Zeit, um Loups Taktik zu analysieren. Die Franzosen, die drohten, Sharpes Riflemen von den anderen abzuschneiden, mussten wieder von der Mauer runter.

»Bajonette pflanzt auf!«, befahl Sharpe und wartete, während seine Männer die langen Schwertbajonette an den Läufen befestigten. »Bleibt ruhig, Jungs«, sagte er. Er wusste, dass seine Männer Angst hatten, nachdem ein kluger Feind sie aus dem Schlaf gerissen hatte, doch jetzt war nicht die Zeit für Panik. Jetzt galt es, einen kühlen Kopf zu bewahren und zu kämpfen. »Schnappen wir uns diese Bastarde! Vorwärts!«, rief Sharpe und führte seine Männer über die vom Mond erhellte Mauer. Die ersten Franzosen, die die Geschützstellung erreichten, knieten sich hin und

zielten. Aber sie waren in der Unterzahl. Es war dunkel, und sie waren nervös, und so schossen sie zu früh, und ihre Kugeln verfehlten ihr Ziel. Dann machten die Voltigeure kehrt aus Angst, von der dunklen Masse der Riflemen überrannt zu werden. Sie liefen die Rampe wieder runter und schlossen sich der Plänklerformation an, die sich auf die Baracken mit Oliveiras *Caçadores* zu bewegte.

Die Portugiesen, entschied Sharpe, würden sich um sich selbst kümmern müssen. Seine Verantwortung war die Real Compañía Irlandesa, deren zwei Baracken bereits von französischen Plänklern umzingelt waren. Die Voltigeure feuerten aus dem Schutz anderer Gebäude auf die Baracken, doch sie wagten es nicht anzugreifen, denn die irischen Gardisten erwiderten das Feuer. Sharpe nahm an, dass die Offiziere der Real Compañía Irlandesa entweder gefangen oder tot waren. Aber vielleicht waren einige von ihnen ja auch aus dem Torhaus auf die Mauern geflohen, als die Franzosen die unteren Räume eingenommen hatten.

»Hört zu, Jungs!« Sharpe hob seine Stimme, sodass ihn all seine Riflemen hören konnten. »Wir können hier nicht bleiben. Die Bastarde werden bald durch das Magazin raufkommen. Also müssen wir zu den Iren. Wir werden uns in den Baracken verbarrikadieren und schießen, was die Gewehre hergeben.«

Am liebsten hätte er seine Männer in zwei Gruppen aufgeteilt, eine für jede Baracke, aber er bezweifelte, dass irgendjemand die hintere erreichen konnte. Die nähere war weniger von Voltigeuren umschwärmt, aber es war auch die, wo die Frauen und Kinder untergebracht waren, und deshalb konnte man dort wohl jedes Gewehr brauchen.

»Seid ihr bereit?«, rief Sharpe. »Vorwärts!«

Sie rannten die Rampe im selben Augenblick hinunter, als Oliveiras Plänkler von rechts angriffen. Das Auftauchen der *Caçadores* lenkte die Voltigeure ab und gab Sharpes Männern die Gelegenheit, zu den Baracken zu laufen, ohne sich durch eine ganze Leichte Kompanie kämpfen zu

müssen. Doch die Zeit war knapp, denn im selben Augenblick, da Harper den spanischen Iren auf Gälisch zurief, sie sollten die Tür öffnen, ertönte ein Triumphschrei vom Torhaus.

Loups Hauptstreitmacht war eingetroffen. Sharpe war genau zwischen den beiden Baracken, wo sich die Voltigeure gerade vor den angreifenden Portugiesen zurückzogen. Dabei kreuzte sich ihr Weg mit Sharpes, und Loups Männer bemerkten die Gefahr zu spät. Ein Sergeant schrie eine Warnung, dann bekam er den Kolben von Harpers Salvengewehr zu spüren und wurde zu Boden geschleudert. Der Franzose wollte wieder aufstehen, doch nach einem zweiten Schlag brach sein Schädel mit einem Übelkeit erregenden Krachen. Ein anderer Franzose versuchte, in die entgegengesetzte Richtung zu entkommen. Dann erkannte er voller Panik, dass er genau auf die Portugiesen zulief, und so drehte er sich wieder um, doch nur um sich plötzlich Rifleman Harris' Schwertbajonett gegenüberzusehen. *»Non, Monsieur!«,* schrie der Franzose, warf seine Muskete weg und hob die Hände.

»Ich spreche diese Scheißfroschsprache doch nicht, oder?«, log Harris und drückte ab. Sharpe sprang um den fallenden Franzosen herum, parierte einen ungeschickten Stoß mit dem Bajonett und drosch derart hart mit dem Säbel auf den Angreifer, dass der zu Boden sackte. Der Mann versuchte noch einmal, von unten mit dem Bajonett nach Sharpe zu stechen, doch der hieb nun gleich mehrmals mit dem schweren Säbel auf ihn ein, und der Mann blieb blutend und schreiend liegen. Sharpe schlug nach einem weiteren französischen Plänkler und lief dann in den Schatten der nächstbesten Baracke, wo eine Gruppe Riflemen Miranda beschützte. Harper brüllte noch immer auf Gälisch. Das war eine der Vorsichtsmaßnahmen, auf die Sharpe sich mit Donaju geeinigt hatte, für den Fall, dass Franzosen den Feind mit einem Englischsprecher verwirren wollten. Dann zeigte das Brüllen endlich Wirkung, und die Tür der Baracke

wurde einen Spalt breit geöffnet. Ein Gewehr krachte dicht neben Sharpe, und hinter ihm schrie jemand. Hagman war bereits an der Barackentür. Dort hockte er sich hin und zählte die Riflemen, die hineinliefen. »Komm schon, Perks!«, rief er, und Perkins und Miranda rannten über die offene Fläche, gefolgt von den restlichen Riflemen. »Alle in Sicherheit, Sir!«, rief der Cheshireman Sharpe zu. »Jetzt nur noch Sie und Harps!«

»Geh, Pat«, sagte Sharpe, und kaum war der Ire losgelaufen, da kam ein Voltigeur um die Ecke des Gebäudes, sah den großen Sergeant weglaufen und kniete sich hin, um besser zielen zu können. Sharpe sah er erst eine Sekunde später, doch da war es schon zu spät. Sharpe sprang mit erhobenem Säbel aus dem Schatten. Die Klinge traf den Voltigeur direkt über den Augen, und in dem Schlag lag solche Wut und solche Kraft, dass die Schädeldecke des Franzosen wegflog wie bei einem geköpften Ei.

»Gott schütze England«, sagte Hagman, der den Schlag von der Tür aus sah. »Komm rein, Harps! Kommen Sie, Sir! Schnell!«

Der Gegenangriff der Portugiesen hatte die Voltigeure in Panik versetzt, und das wiederum hatte den Riflemen bei ihrer Flucht geholfen, doch diese Panik verflog rasch wieder, als Loups Hauptstreitmacht durch das offene Tor strömte. Und dank dieser Streitmacht würden Sharpes Männer schon bald in der Baracke in der Falle sitzen.

»Matratzen! Rucksäcke!«, schrie Sharpe. »Stapelt sie hinter den Türen! Pat! Ans Fenster! Beweg dich, Weib!«, knurrte er eine schreiende Frau an, die versuchte, aus der Baracke zu fliehen. Ohne viel Federlesen stieß Sharpe sie beiseite. Kugeln schlugen in die Wände und zersplitterten die Tür. Es gab zwei kleine Fenster auf beiden Seiten des langen Raums, und die stopfte Harper nun mit Decken zu. Rifleman Cresacre schob das Gewehr durch eines der halb blockierten Fenster und schoss in Richtung Torhaus.

Sharpe und Donaju hatten früher am Abend besprochen, was geschehen würde, wenn die Franzosen angriffen, und dabei hatten sie widerwillig auch die Möglichkeit diskutiert, dass die Real Compañía Irlandesa in die Baracken zurückgedrängt werden könnte. Deshalb hatte Donaju seinen Männern auch befohlen, Schießscharten in die Wände zu hauen. Zwar waren die Iren nur halbherzig an die Arbeit gegangen, doch immerhin waren die Schießscharten jetzt da, und die Verteidiger konnten das Feuer erwidern. Die Frauen und Kinder schrien, die Gardisten waren nervös und die Barrikaden hinter den beiden Türen alles andere als stabil.

»Ihr wisst alle, was zu tun ist!«, rief Sharpe den Gardisten zu. »Die Franzosen können nicht hier rein. Sie können die Wände nicht einreißen, und sie können auch nicht durch Stein schießen. Erwidert das Feuer, dann werdet ihr die Bastarde schon vertreiben.« Er war sich nicht sicher, ob das alles stimmte, aber er musste sein Bestes tun, um die Moral der Männer zu heben.

Insgesamt gab es zehn Schießscharten, fünf auf jeder Seite, und jede Öffnung war von mindestens acht Mann besetzt. Nur wenige der Männer konnten eine Muskete so schnell laden, wie Sharpe es sich gewünscht hätte, doch da sich so viele eine Schießscharte teilten, feuerten sie fast ununterbrochen. Er hoffte nur, dass die Männer in der zweiten Baracke die gleichen Vorbereitungen trafen, denn die Franzosen würden jeden Moment angreifen.

»Irgendjemand hat ihnen das verdammte Tor geöffnet«, sagte Sharpe zu Harper. Harper hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn ein lautes Heulen kündigte den Vormarsch von Loups Hauptstreitmacht an. Sharpe spähte durch einen Spalt in einem der verbarrikadierten Fenster und sah eine Flut von grauen Uniformen, die an den Baracken vorbeiströmte. Hinter ihnen ritten im Mondlicht blass Loups Dragoner unter dem Wolfsbanner. »Das ist meine Schuld«, sagte Sharpe reumütig.

»Ihre? Warum?« Harper lud gerade den letzten Lauf seines Salvengewehrs.

»Was tut ein guter Soldat, Pat? Er versucht, den Feind zu überraschen. Es war so offensichtlich, dass Loup von Norden angreifen musste, dass ich vergessen habe, nach Süden zu sehen. Verdammt!« Sharpe schob sein Gewehr durch die Lücke und suchte nach dem einäugigen Loup. Wenn er Loup tötete, überlegte er, dann würde der Angriff ins Wanken geraten. Aber er sah den Brigadier nicht in der Masse grauer Uniformen, und so schoss er einfach mitten hinein. Die feindlichen Kugeln schlugen harmlos in die Wände, während innen die Musketen an den Schießscharten knallten und die Kinder schrien.

»Sorgt endlich dafür, dass diese verdammten Bälger die Mäuler halten!«, schnappte Sharpe. Der dunkle, kühle Raum stank mehr und mehr nach Pulverdampf, und das machte den Kindern fast genauso viel Angst wie die ohrenbetäubenden Schüsse. »Ruhe!«, brüllte Sharpe, und plötzlich kehrte eine erschrockene Stille ein, abgesehen von einem Baby, das einfach nicht aufhören wollte zu schreien. »Stopf dem verdammten Ding das Maul!«, fuhr Sharpe die Mutter an. »Zieh ihm eins über, wenn du musst!« Doch anstatt zuzuschlagen, drückte die Mutter dem Baby die Brust in den Mund, und das reichte, um es zum Schweigen zu bringen. Einige der Frauen und der älteren Kinder machten sich nützlich, luden überschüssige Musketen und stapelten sie neben den Fenstern.

»Ich kann dieses verdammte Kindergeschrei einfach nicht ertragen«, grummelte Sharpe, als er sein Gewehr wieder lud. »Das konnte ich noch nie, und das werde ich auch nie.«

»Sie waren doch auch mal ein Baby, Sir«, bemerkte Daniel Hagman tadelnd. Der ehemalige Wilderer hatte einen Hang zu solch moralisierendem Gerede.

»Ich war auch schon mal krank, verdammt, und deshalb muss ich Krankheiten ja auch nicht mögen, oder? Hat irgendwer den Bastard Loup gesehen?«

Das hatte niemand, und inzwischen war die große Masse von Loups Brigade an den Baracken vorbei und jagte den Portugiesen hinterher, die sich in zwei Linien aufgestellt hatten, um Salven mit ihren Gegnern auszutauschen. Der Kampf wurde vom Licht des Halbmonds und den Resten der Lagerfeuer erhellt.

Als der Kampf immer härter wurde, stellten die Franzosen ihr Wolfsgeheul ein, doch das Gefecht verlief noch immer einseitig. Die Portugiesen waren deutlich in der Unterzahl und standen Männern mit schnell zu ladenden Musketen gegenüber, während sie mit nur langsam zu ladenden Baker Rifles ausgerüstet waren. Selbst wenn sie auf die Lederflicken verzichteten, die für Halt an den Zügen sorgten, konnten sie nicht mit der Geschwindigkeit der gut ausgebildeten Franzosen mithalten. Außerdem waren Oliveiras *Caçadores* dafür ausgebildet, im offenen Gelände zu kämpfen. Sie waren es gewohnt zuzuschlagen, sich zu verstecken, wieder hinzulaufen und zu schießen. Den Schlagabtausch in geschlossener Formation kannten sie nicht.

Trotzdem ließen sich die *Caçadores* nicht so einfach besiegen. Der französischen Infanterie fiel es schwer, die Portugiesen im Halbdunkel zu sehen, und als sie dann doch die gegnerische Linie entdeckten, dauerte es seine Zeit, bis die verstreuten Einheiten zusammengezogen und in drei Reihen aufgestellt waren. Doch als es schließlich so weit war und die beiden französischen Bataillone Linienformation eingenommen hatten, da war ihre Linie länger als die der Portugiesen, und sie rückten an den Flanken vor. Und die Portugiesen kämpften hart. Mündungsfeuer zuckte durch die Nacht. Die Sergeants schrien ihre Männer an, die Linie im Zentrum zu schließen, als immer mehr von ihnen von schweren französischen Musketenkugeln zurückgeworfen wurden. Ein Mann fiel in die Glut eines Lagerfeuers und schrie furchtbar, als seine Patronentasche explodierte und

ihm ein riesiges Loch in den Rücken riss. Sein Blut zischte und blubberte in der glühenden Asche, als er starb.

Colonel Oliveira ging hinter seinen Männern auf und ab, analysierte den Kampfverlauf und kam zu dem Schluss, dass die Schlacht verloren war. Dieser verdammte englische Rifleman hatte recht gehabt. Er hätte Zuflucht in den Baracken suchen sollen, doch jetzt standen die Franzosen zwischen ihm und dieser Rettung, und Oliveira wusste, was jetzt kam, und es gab so gut wie nichts, was er dagegen tun konnte. Und seine Möglichkeiten verringerten sich noch mehr, als er plötzlich Hufe hörte. Die Franzosen hatten Kavallerie im Fort.

Der Colonel schickte seine Fahnenträger zur Nordmauer zurück. »Sucht euch einen Platz, wo ihr euch verstecken könnt«, befahl er ihnen. In den Bastionen dort gab es alte Magazine, und durch eingestürzte Wände waren dunkle Höhlen inmitten der Ruinen entstanden. Also war es durchaus möglich, dass die Regimentsfahnen nicht erbeutet wurden, wenn sie nur tief genug versteckt wurden.

Oliveira wartete, bis seine stark unter Druck stehenden Männer noch zwei Salven abgefeuert hatten, dann gab er den Befehl zum Rückzug.

»Ruhig!«, rief er. »Ruhig! Zurück zur Mauer!« Er war gezwungen, seine Verwundeten zurückzulassen, doch einige der Verletzten versuchten, hinter der sich zurückziehenden Linie her zu humpeln oder gar zu kriechen. Die Franzosen rückten immer näher ran, und dann kam der Augenblick, vor dem sich Oliveira am meisten gefürchtet hatte: Eine Trompete blies in der Dunkelheit, und deutlich war zu hören, wie Säbel aus ihren Scheiden gerissen wurden. »Lauft!«, schrie Oliveira seine Männer an. »Lauft!«

Seine Männer lösten die Formation auf und rannten so schnell sie konnten zur Mauer. Dann griff die Kavallerie an, und die *Caçadores* waren ein Traumziel für jeden Reiter: eine gebrochene Einheit verstreuter Männer. Die grauen Dragoner hieben mit ihren schweren Säbeln auf die

Fliehenden ein. Loup führte die Attacke persönlich an, und absichtlich machte er einen weiten Bogen, um die Fliehenden zur vorrückenden Infanterie zurückzutreiben.

Einige der Kompanien von Oliveiras linker Flanke erreichten die Sicherheit der Mauer. Loup sah, wie dunkle Uniformen eine Geschützrampe hinaufströmten, und er ließ sie ziehen. Wenn sie über die Mauer und ins Tal hinuntersprangen, dann würden seine restlichen Dragoner sie wie Ungeziefer niedertrampeln, und wenn sie auf der Mauer blieben, dann würden seine Männer in San Isidro das Gleiche tun. Loups vorderste Sorge waren die Männer, die sich ergeben wollten. Dutzende von portugiesischen Soldaten warfen die Waffen weg und hoben die Hände. Loup ritt auf einen solchen Mann zu, lächelte und schlug dann zu. Fast hätte er dem Mann den Kopf gespalten.

»Keine Gefangenen!«, rief Loup. »Keine Gefangenen!« Beim Rückzug aus dem Fort würde er sich nicht von Gefangenen aufhalten lassen, und außerdem würde das Niedermetzeln eines ganzen Bataillons Wellington daran erinnern, dass er hier an der spanischen Grenze einem anderen Feind gegenüberstand als dem, den er aus Lissabon vertrieben hatte. »Tötet sie!«, schrie Loup. »Tötet sie alle!«

Ein Portugiese zielte auf Loup, schoss, und die Kugel zischte nur wenige Zoll an Loups grauem Bart vorbei. Loup lachte, gab seinem Pferd die Sporen und bahnte sich einen Weg durch die panische Infanterie, um den armen Kerl niederzustrecken, der es gewagt hatte, auf ihn zu schießen. Der Mann lief verzweifelt, doch Loup trabte hinter ihm her und zog ihm von unten den Säbel über den Rücken, bis sein Rückgrat offen lag. Der Mann fiel, wand sich und schrie.

»Lass ihn!«, rief Loup einem französischen Infanteristen zu, der dem Portugiesen den Gnadenstoß versetzen wollte. »Lass ihn leiden«, sagte Loup. »Er hat es verdient.«

Einige der Überlebenden aus Oliveiras Bataillon eröffneten mit ihren Gewehren das Feuer von der Mauer, und Loup wendete sein Pferd. »Dragoner! Sitzt ab!« Er würde die

trotzigen Überlebenden von seiner abgesessenen Kavallerie jagen lassen, während seine Infanterie sich um die Real Compañía Irlandesa und die Riflemen kümmerte, die sich in den Baracken verschanzt hatten. Das war schade. Loup hatte gehofft, dass seine Vorhut Sharpe und die verdammten Grünröcke im Magazin festnageln würde, damit er jetzt die Gelegenheit gehabt hätte, süße Rache an Sharpe für die beiden Männer zu nehmen, die er ermordet hatte, doch stattdessen war der Rifleman erst einmal entkommen. Sie würden ihn aus seinem Bau graben müssen wie einen Fuchs nach einer guten Jagd. Loup nahm seine Uhr aus der Tasche und hielt sie ins Mondlicht. Er wollte wissen, wie viel Zeit ihm noch blieb, die Baracken aufzubrechen.

»Monsieur!«, rief eine Stimme, als der Brigadier seine Uhr wieder zuklappte und aus dem Sattel glitt. *»Monsieur!«*

Loup drehte sich um und sah einen schmalgesichtigen und wütenden portugiesischen Offizier, den ein Corporal am Arm gepackt hatte. *»Monsieur?«*, erwiderte Loup höflich.

»Mein Name ist Colonel Oliveira, und ich muss protestieren, *Monsieur!* Meine Männer ergeben sich, und Ihre Männer töten einfach weiter! Wir sind Ihre Gefangenen!«

Loup fischte eine Zigarre aus seiner Säbeltasche und beugte sich über ein fast erloschenes Feuer auf der Suche nach einem Stück Glut, um den Tabak zu entzünden. »Gute Soldaten ergeben sich nicht«, sagte er zu Oliveira. »Sie sterben einfach.«

»Aber wir kapitulieren«, erklärte Oliveira verbittert. »Nehmen Sie meinen Säbel.«

Loup richtete sich wieder auf, zog an seiner Zigarre und nickte dem Corporal zu. »Lass ihn los, Jean.«

Oliveira riss sich von dem Franzosen los. »Ich muss protestieren, *Monsieur*«, sagte er noch einmal. »Ihre Soldaten töten meine Männer, obwohl sie die Hände gehoben haben.«

Loup zuckte mit den Schultern. »Im Krieg geschehen schreckliche Dinge. Und jetzt geben Sie mir Ihren Säbel.«

Oliveira zog seinen Säbel, drehte das Heft nach vorne und streckte ihn dem Dragonergeneral entgegen. »Ich bin Ihr Gefangener, *Monsieur*«, sagte er mit einer Stimme voller Scham und Wut.

»Habt ihr das gehört?«, schrie Loup, sodass ihn all seine Männer hören konnten. »Sie haben sich ergeben! Sie sind unsere Gefangenen! Seht ihr? Ich habe den Säbel ihres Colonels!« Er nahm den Säbel von Oliveira und schlug ein paar Mal damit durch die verräucherte Luft. Die Regeln des Krieges verlangten nun von ihm, dass er seinem besiegten Feind den Säbel wieder zurückgab, doch stattdessen packte Loup die Waffe mit fester Hand, als wolle er sie abschätzen. »Eine recht passable Klinge«, bemerkte er widerwillig und schaute Oliveira dann in die Augen. »Wo sind Ihre Regimentsfahnen, Colonel?«

»Wir haben sie vernichtet«, antwortete Oliveira trotzig. »Wir haben sie verbrannt.«

Der Säbel blitzte silbern im Mondlicht auf, und Blut sickerte über Oliveiras Gesicht, wo die Klinge ihm die Haut vom linken Auge abwärts aufgeschlitzt hatte. »Das glaube ich Ihnen nicht«, sagte Loup und wartete, bis sich der schockierte und blutende Colonel wieder gefasst hatte. »Wo sind Ihre Regimentsfahnen, Colonel?«, fragte Loup noch einmal.

»Fahren Sie zur Hölle«, knurrte Oliveira. »Sie und Ihr ganzes gottverdammtes Land.« Er drückte eine Hand auf sein Auge.

Loup warf dem Corporal den Säbel zu. »Finde heraus, wo die Fahnen sind, Jean. Dann bring den Narren um. Schneid ihm ruhig die Eier ab, wenn er nicht reden will. Die meisten reden schnell, wenn sie ihre Männlichkeit in Gefahr sehen. Und was den Rest von euch betrifft«, rief er seinen Männern zu, die in ihrem Tun innegehalten hatten, um die Konfrontation der beiden Offiziere zu beobachten, »das hier ist kein Erntefest! Das ist eine Schlacht! Also macht eure Arbeit! Bringt die Bastarde um!«

Das Schreien begann erneut. Loup zog an seiner Zigarre, wischte sich die Hände an der Hose ab und ging zu den Baracken.

Doña Juanitas Hunde heulten. Das Geräusch ließ noch mehr Kinder weinen, doch ein Blick von Sharpe genügte, und die Mütter sorgten dafür, dass sie wieder verstummten. Ein Pferd wieherte. Durch eine der Schießscharten sah Sharpe, wie die Franzosen die Pferde der portugiesischen Offiziere wegführten. Er nahm an, dass die Pferde der Iren bereits weg waren. In den Baracken war es still geworden. Die meisten französischen Angreifer hatten die Portugiesen verfolgt. Es waren gerade genug Infanteristen zurückgeblieben, um die Iren und Engländer in den Baracken festzuhalten. Alle paar Sekunden schlug eine Musketenkugel in den Stein, eine Erinnerung für Sharpe und seine Männer, dass die Franzosen noch immer jedes Fenster und jede verbarrikadierte Tür im Auge hatten.

»Die Bastarde werden sich auch den armen Ranzigmann geschnappt haben«, sagte Hagman. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie der General von Gefangenenrationen überleben will.«

»Runciman ist ein Offizier, Dan«, sagte Cooper. Cooper zielte mit dem Gewehr durch eine der Schießscharten und verfolgte ein Ziel. »Er wird keine Rationen bekommen. Er wird sein Ehrenwort geben, und dann wird man ihn mit ordentlichem Froschproviant vollstopfen. Er wird sogar noch fetter werden. Hab dich, du Bastard.« Er drückte ab und machte Platz für den nächsten Schützen. Der ehemalige Generalfeldzeugmeister konnte von Glück sagen, wenn man ihn gefangen genommen hatte, dachte Sharpe, denn Loup machte seinem Ruf alle Ehre. Wahrscheinlicher war jedoch, dass Runciman tot in seinem Bett lag, das Flanellnachthemd genauso blutdurchtränkt wie die Schlafmütze.

»Captain Sharpe, Sir!«, rief Harper vom anderen Ende des Raums. »Hier, Sir!«

Sharpe bahnte sich einen Weg zwischen den Strohmatratzen hindurch, die auf der nackten Erde lagen. Die Luft in der Baracke war schlecht, und die wenigen Binsenlichter flackerten nur noch. Eine Frau spie aus, als Sharpe an ihr vorüberging, und der Rifleman drehte sich zu ihr um. »Wärst du lieber draußen und würdest dich vergewaltigen lassen, du dumme Schlampe? Ich kann dich gern rauswerfen, wenn es das ist, was du willst.«

»Nein, *Señor*.« Sie wich vor seinem Zorn zurück.

Der Mann der Frau, der an einer Schießscharte kauerte, versuchte, sich für seine Frau zu entschuldigen. »Die Frauen haben einfach Angst, Sir.«

»Das haben wir auch«, erwiderte Sharpe. »Nur ein Narr hätte jetzt keine Angst, aber das rechtfertigt noch lange keine schlechten Manieren.« Sharpe lief zu Harper, der auf einem Haufen Strohsäcke kniete, die ursprünglich als Matratzen gedient hatten und nun die Tür blockierten.

»Da ruft ein Mann nach Ihnen, Sir«, sagte Harper. »Ich glaube, das ist Captain Donaju.«

Sharpe kauerte sich neben die Schießscharte, die der Tür am nächsten war. »Donaju? Sind Sie das?«

»Ich bin hier in der Männerbaracke, Sharpe. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass wir alle in Ordnung sind.«

»Wie sind Sie aus dem Torhaus entkommen?«

»Durch die Tür, die auf die Mauer führt. Hier sind ein halbes Dutzend Offiziere.«

»Ist Kiely bei Ihnen?«

»Nein. Ich weiß nicht, was mit ihm ist.«

Und Sharpe kümmerte das auch nicht. »Was ist mit Sarsfield?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Donaju.

»Geben Sie nicht die Hoffnung auf, Donaju!«, rief Sharpe. »Diese Bastarde werden bei Sonnenaufgang verschwunden sein!« Er war seltsam erleichtert, dass Donaju die

Verteidigung der anderen Baracke übernommen hatte, denn Donaju mochte ja zurückhaltend, ja sogar schüchtern in seinem Auftreten sein, aber er erwies sich mehr und mehr als guter Soldat. »Schade um Vater Sarsfield«, sagte Sharpe zu Harper.

»Der ist bestimmt direkt in den Himmel gekommen, Sir«, sagte Harper. »Es gibt nicht viele Priester, von denen man das sagen kann. Die meisten sind die reinsten Teufel. Das Einzige, was sie interessiert, sind Whiskey, Weiber oder Jungen, aber Sarsfield – Sarsfield war ein wirklich guter Mann.« Das Schießen am Nordende des Forts wurde immer weniger, und Harper bekreuzigte sich. »Und es ist auch schade um diese armen portugiesischen Bastarde«, sagte er, als ihm klar wurde, was die plötzliche Stille zu bedeuten hatte.

Der arme Tom Garrard, dachte Sharpe. Es sei denn, Garrard hatte überlebt. Er war nicht leicht zu töten. Er und Sharpe hatten im feuerroten Staub in der Bresche von Gawilgarh gekauert, während das Blut ihrer Kameraden in Rinnsalen an ihnen vorbeigeflossen war. Sergeant Hakeswill war ebenfalls dort gewesen. Er hatte wie ein Affe geschnattert und versucht, sich unter der Leiche eines Trommeljungen zu verstecken. Der verdammte Obadiah Hakeswill, der dem Tod irgendwie immer von der Schippe gesprungen war, obwohl Sharpe inzwischen nicht mehr glaubte, dass der Bastard noch lebte. Sicher war er entweder an den Pocken verreckt, oder wenn es auch nur noch einen Funken Gerechtigkeit in dieser Welt gab, dann hatte ihn ein Erschießungskommando in Stücke geschossen.

»Achte aufs Dach«, sagte Sharpe zu Harper. Das gewölbte Dach der Baracke war ganz aus Stein gemauert, um feindlichen Mörsergranaten zu widerstehen, doch all die Jahre der Vernachlässigung hatten die einst massive Konstruktion geschwächt. »Sie werden eine Schwachstelle finden«, fuhr Sharpe fort, »und versuchen, zu uns durchzubrechen.« Und das würde nicht mehr lange dauern,

dachte er bei sich, denn die Stille im Fort verriet, dass Loup Oliveira erledigt hatte und sich jetzt voll und ganz seinem eigentlichen Ziel widmen konnte: Sharpe. Die nächste Stunde würde hart werden.

Sharpe hob die Stimme, als er wieder zum anderen Ende des Raums ging. »Wenn der Angriff beginnt, schießt einfach immer weiter! Zielt nicht, wartet nicht, schießt einfach, und macht Platz an der Schießscharte für den, der hinter euch steht. Sie werden die Mauern der Baracken erreichen. Das können wir nicht verhindern. Und sie werden versuchen, das Dach aufzubrechen, also lauscht nach oben. Sobald ihr Sternenlicht seht, schießt. Und vergesst nicht: Die Sonne wird bald aufgehen, und dann werden sie nicht länger bleiben. Sie werden fürchten, dass unsere Kavallerie ihnen den Rückzug abschneidet. Und jetzt: viel Glück, Jungs.«

»Und Gott segne euch alle«, fügte Harper aus dem Zwielicht am anderen Ende des Raums hinzu.

Der Angriff kam mit einem Grollen wie heranbrausendes Wasser aus einem offenen Schleusentor. Loup hatte seine Männer im Schutz einiger der leeren Baracken gesammelt und sie dann zu einem Angriff gegen die Nordwände der beiden besetzten Baracken geschickt. Die französische Infanterie sollte so schnell wie möglich die gefährliche freie Fläche überqueren, die von Sharpes Gewehren und Musketen abgedeckt wurde.

Das Krachen der Waffen schwoll zu einem ohrenbetäubenden Lärm in den Barackenräumen an, die sich mehr und mehr mit Rauch füllten, und plötzlich knallte es an einer Schießscharte ungewöhnlich laut, und der Schütze wurde fluchend vom Rückstoß seiner Muskete zurückgeworfen. »Sie verstopfen die Schießscharten!«, rief ein anderer Mann.

Sharpe rannte zur nächstbesten Schießscharte an der Nordwand und rammte sein Gewehr in das Loch. Die Mündung traf auf Stein. Die Franzosen drückten Ziegelsteine von außen in die Löcher und bereiteten Sharpes Feuer damit

effektiv ein Ende. Weitere Franzosen kletterten aufs Dach, wo ihre Stiefel ein gedämpftes Scharren verursachten wie Ratten auf einem Speicher.

»Himmel« Ein Mann starrte bleich nach oben. »Heilige Muttergottes …«, begann er in jammerndem Ton zu beten.

»Halts Maul!«, schnappte Sharpe. Er hörte das Geräusch von Metall auf Stein. Wie lange würde es wohl dauern, bis die Franzosen das Dach zum Einsturz brachten und hindurchströmten? Hundert bleiche Gesichter starrten Sharpe in der Baracke an und wollten eine Antwort von ihm erzwingen, die er nicht kannte.

Stattdessen war es Harper, dem die Lösung einfiel. Er kletterte auf den riesigen Haufen Strohsäcke neben der Tür, um das obere Ende der Wand dort erreichen zu können, wo ein kleines Loch als Kamin und Lüftung diente. Das Loch war zu hoch für die Franzosen. Sie konnten es nicht versperren. Und es war hoch genug für Harper, um quer über das Dach von Donajus Baracke schießen zu können. Wenn es ihm gelang, genügend Kugeln abzufeuern, dann würde er den Angriff der Franzosen auf Donajus Dach wenigstens verlangsamen, und er betete, dass Donaju ihm diesen Gefallen mit gleicher Münze vergelten würde.

Harper eröffnete das Feuer mit seinem siebenläufigen Salvengewehr. Der Knall hallte so laut durch die Baracke, als hätte der große Ire mit einem Zweiunddreißigpfünder geschossen. Dann folgten Schreie dem Knall, als die Kugeln wie Schrapnell über das gegenüberliegende Dach rasten.

Musketen und Gewehre wurden Harper hinaufgereicht, und er schoss immer wieder und wieder. Dabei machte er sich gar nicht erst die Mühe, groß zu zielen, sondern jagte einfach nur eine Kugel nach der anderen in die graue Masse auf dem Nachbardach. Nach gut einem halben Dutzend Schüssen löste sich die Masse auf, als die Männer auf dem Boden Schutz suchten. Das Gegenfeuer schlug überall um Harpers Loch herum ein, doch es erzeugte mehr Staub als Gefahr. Perkins hatte das Salvengewehr wieder geladen, und

Harper feuerte es im selben Augenblick wieder ab, als eine Muskete im gegenüberliegenden Lüftungsloch aufblitzte. Sharpe hörte ein Kratzen über sich, als ein Franzose sich vom Dach heruntergleiten ließ.

Ein Mann schrie in der Baracke, als er von einer Musketenkugel zurückgeworfen wurde. Willkürlich öffneten die Franzosen Löcher im Dach und schossen blind in den Raum, wo die Frauen und Kinder kauerten und wimmerten. Die Belagerten krochen aus der Schusslinie. Das war der einzige Schutz, der ihnen blieb. Harper schoss weiter, während eine Gruppe von Männern und Frauen für ihn lud, doch die meisten Bewohner der Baracken konnten nur in dem verrauchten Zwielicht warten und beten.

Der Lärm war höllisch. Eine Kakophonie der unterschiedlichsten Geräusche, untermalt vom Wolfsgeheul der grauen Franzosen. Es war wie ein Versprechen auf den furchtbaren Tod, der die Eingesperrten ereilen würde, wenn sie aufgaben.

Staub rieselte von einer Stelle an der Decke herunter. Sharpe trieb alle aus dem gefährdeten Bereich und ließ ihn dann von Bewaffneten umstellen. »Wenn ein Stein fällt«, sagte er zu ihnen, »dann schießt wie der Teufel, und hört auch nicht auf damit.« Man konnte die Luft kaum noch atmen. Sie war voller Staub und Rauch, und sie stank nach Urin. Die billigen Binsenlichter flackerten. Kinder schrien jetzt in der ganzen Baracke, und Sharpe konnte sie auch nicht mehr davon abhalten. Und die Frauen schrien auch, während die Franzosen ihre Opfer mit gedämpften Stimmen verspotteten. Ohne Zweifel versprachen sie den Frauen etwas anderes, worüber sie würden weinen können, als Rauch und Gestank.

Hagman hustete und spie aus. »Das ist ja wie in einer Kohlenmine«, sagte er.

»Warst du schon mal in einer Kohlenmine, Dan?«, fragte Sharpe.

»Ein Jahr lang war ich in einer Mine in Derbyshire«, antwortete Hagman und zuckte unwillkürlich zurück, als eine Muskete durch ein Loch in der Nähe schoss. Die Kugel zerplatzte harmlos an der gegenüberliegenden Wand. »Ich war noch ganz klein«, fuhr Hagman fort. »Und wäre mein Dad nicht gestorben und meine Mum zu ihrer Schwester nach Handbridge gezogen, dann wäre ich immer noch da. Oder vermutlich wäre ich schon längst tot. Unten in den Minen kann man von Glück sagen, wenn man seinen dreißigsten Geburtstag erlebt.« Er schauderte, als ein lautes, rhythmisches Krachen durch die tunnelartige Baracke hallte. Entweder hatten die Franzosen sich irgendwo einen Vorschlaghammer besorgt, oder sie setzten Felsbrocken als Rammböcke ein. »Wir sind wie die drei kleinen Schweinchen«, sagte Hagman im Dunkeln, »und draußen hustet und prustet der böse Wolf.«

Sharpe packte sein Gewehr. Er schwitzte, und der Lauf seiner Waffe fühlte sich glitschig an. »Als ich noch ein Kind war«, sagte er, »habe ich nie geglaubt, dass die drei kleinen Schweinchen den Wolf wirklich haben besiegen können.«

»Das tun Schweine für gewöhnlich auch nicht«, knurrte Hagman. »Wenn die Bastarde weiter so hämmern, bekomme ich noch Kopfschmerzen.«

»Es wird bestimmt bald dämmern«, sagte Sharpe, doch ob Loup sich bei Sonnenaufgang tatsächlich zurückziehen würde, das wusste er nicht. Er hatte seinen Männern nur gesagt, dass sich die Franzosen am Morgen wieder zurückziehen würden, um ihnen Mut zu machen, aber vielleicht bestand ja wirklich keine Hoffnung mehr. Vielleicht waren sie alle dazu verdammt, inmitten der Ruinen einer verlassenen Baracke zu verrecken, wo eine französische Elitebrigade sie abstechen oder erschießen würde. In jedem Fall waren die Franzosen fest entschlossen, diesen armseligen Haufen unglücklicher Iren ein für alle Mal zu vernichten.

»Aufpassen!«, rief ein Mann. Weiterer Staub rieselte von der Decke. Bis jetzt hatten die alten Baracken dem Angriff bemerkenswert gut standgehalten, aber schon bald würde die erste Bresche geschlagen sein.

»Nicht schießen!«, befahl Sharpe. »Wartet, bis sie durchgebrochen sind!«

Ein Häuflein kniender Frauen ließ die Rosenkränze durch die Finger gleiten und betete das Ave Maria. Nicht weit von ihnen zielten im Kreis aufgestellte Männer mit ihren Musketen nach oben, und hinter ihnen warteten weitere mit geladenen Waffen.

»Ich habe die Kohlenmine gehasst«, sagte Hagman. »Ich hatte schon in dem Moment Angst, als ich das erste Mal in den Schacht gefahren bin. Dort sind Männer ohne jeden Grund einfach verreckt. Wenn wir die Toten gefunden haben, schienen sie oft nur zu schlafen. Ich habe mir immer vorgestellt, wie Teufel aus den Tiefen der Erde sich ihre Seelen geholt haben.«

Eine Frau schrie, als sich ein Steinblock in der Decke bewegte und herabzufallen drohte. »Wenigstens hattet ihr keine schreienden Weiber in den Minen«, sagte Sharpe zu Hagman.

»O doch, Sir, die hatten wir. Einige haben mit uns gearbeitet, und andere Ladys arbeiteten für sich selbst, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich kann mich da an eine erinnern, die wir Dwarf Babs nannten. Sie hat einen Penny für einmal genommen. Und jeden Sonntag hat sie für uns gesungen. Einen Psalm oder eine von Mister Wesleys Hymnen. *›Hide me, O my Saviour, hide, till the storm of life be past‹.«* Hagman grinste in der stinkenden Dunkelheit. »Vielleicht hatte Mister Wesley ja auch so seine Probleme mit den Froschfressern, Sir. Zumindest hört es sich so an. Kennen Sie Mister Wesleys Hymnen, Sir?«, fragte er Sharpe.

»Ich konnte noch nie viel mit der Kirche anfangen, Dan.«

»Dwarf Babs eigentlich auch nicht, Sir.«

»War sie deine erste Frau?«, riet Sharpe.

Hagman lief im Dunkeln rot an. »Und sie hat noch nicht einmal Geld von mir genommen.«

»Das war ja richtig nett von Dwarf Babs«, sagte Sharpe und hob dann sein Gewehr, als ein Teil des Dachs nachgab und inmitten von Staub und Schreien zu Boden stürzte. Das zerfranste Loch war zwei, drei Fuß breit, und hinter der Staubwolke ragten die Schatten der französischen Soldaten wie Riesen auf. »Feuer!«, brüllte Sharpe.

Die Musketen flammten auf, eine Sekunde später gefolgt von einer zweiten Salve, als mehr Männer in das Loch schossen. Die Reaktion der Franzosen war seltsam zurückhaltend, fast als wären sie von dem heftigen Musketenfeuer überrascht worden, das aus dem neu geöffneten Kamin kam.

Männer und Frauen luden hektisch nach und gaben die geladenen Waffen nach vorne weiter, und die Franzosen, die von den Kugeln vom Rand des Loches vertrieben worden waren, warfen Steine in die Baracke. Die Steine fielen harmlos zu Boden.

»Versperrt die Schießscharten!«, befahl Sharpe, und die Männer schnappten sich die Steine der Franzosen und blockierten damit nun ihrerseits die Löcher, damit die Franzosen nicht auf die Idee kamen, von draußen hereinzuschießen. Einen Vorteil hatte das neue Loch jedoch: Die Luft wurde frischer. Selbst die Binsenlichter erwachten zu neuem Leben und erhellten nun auch die dunkleren Ecken der zum Bersten vollen Baracke.

»Sharpe!«, rief eine Stimme draußen. »Sharpe!«

Die Franzosen hatten das Feuer kurz eingestellt, und Sharpe befahl seinen Männern, ebenfalls nicht zu schießen. »Nachladen, Jungs!« Er klang regelrecht fröhlich. »Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn die Bastarde reden statt kämpfen wollen.« Er trat näher an das Loch im Dach heran. »Loup?«, rief er.

»Kommen Sie raus, Sharpe«, verlangte der Brigadier. »Dann werden wir Ihre Männer verschonen.« Es war ein

gerissenes Angebot, obwohl Loup natürlich wissen musste, dass Sharpe es nicht annehmen würde, aber das erwartete er auch nicht. Er wollte einfach nur erreichen, dass seine Kameraden Sharpe auslieferten, so wie Jonas von seinen Kameraden ins Meer geworfen worden war.

»Loup?«, rief Sharpe. »Zur Hölle mit Ihnen! Pat? Feuer!«

Harper war wieder zu dem Lüftungsloch über der Tür hinaufgeklettert und schoss mit seinem Salvengewehr auf das Dach der Nachbarbaracke. Donajus Männer lebten ebenfalls noch und kämpften, und jetzt fingen auch Loups Wölfe wieder damit an. Eine Musketensalve schlug in die Wand um Harpers Guckloch. Eine der Kugeln kam sogar durch und traf Harpers Gewehrkolben. Er fluchte, denn der Schlag schmerzte. Dann schoss er mit dem Gewehr auf das gegenüberliegende Dach.

Schnelle Schritte auf dem Dach kündigten einen weiteren Angriff an. Die Männer unter dem Loch feuerten nach oben, doch dann flogen auch Kugeln von oben nach unten. Loup hatte so viele Männer wie möglich auf das Dach geschickt, und nun waren die Angreifer in der Lage, dem heftigen Abwehrfeuer etwas entgegenzusetzen. Die Gardisten der Real Compañía Irlandesa wichen vor den Salven zurück.

»Die Bastarde sind überall!«, sagte Harper und duckte sich dann unwillkürlich, als direkt über seinem Kopf etwas krachte. Die Franzosen versuchten nun, unmittelbar über Harpers Guckloch durchzubrechen. Frauen schrien und bedeckten ihre Augen. Ein Kind blutete von einem Querschläger.

Der Kampf, das wusste Sharpe, neigte sich seinem Ende zu. Er roch die Niederlage förmlich schon. Er nahm an, dass sie schon unvermeidlich gewesen war, als Loup die Verteidiger von San Isidro mit seiner Leichten Infanterie ausmanövriert hatte. Jede Sekunde würde ein Schwarm Franzosen durch das Loch in der Decke strömen, und auch wenn die ersten Feinde vermutlich sterben würden, die zweite Welle würde auf den Leichen ihrer Kameraden kämpfen und aller

Wahrscheinlichkeit nach den Sieg davontragen. Und was dann? Sharpe zuckte bei dem Gedanken an Loups Rache unwillkürlich zusammen. Er spürte förmlich schon das Messer in seinem Schritt und dann den Schmerz, den unerträglichen Schmerz …

Sharpe beobachtete das Loch in der Decke und spannte den Hahn für einen letzten Schuss, und er fragte sich, ob es wohl besser wäre, wenn er sich mit der letzten Kugel selbst das Hirn rausblasen würde.

Und dann bebte die Welt. Staub rieselte aus jedem Spalt an der Decke, und ein Blitz zuckte über das Loch im Dach. Eine Sekunde später zog das Donnern einer mächtigen Explosion über die Baracken hinweg, sodass noch nicht einmal die französischen Musketen draußen und die schluchzenden Kinder drinnen zu hören waren. Der gewaltige Lärm hallte im Inneren des Forts wider, während Holzsplitter auf das Dach der Baracke regneten.

Dann kehrte eine unheimliche Stille ein. Die Franzosen hatten das Feuer eingestellt. Irgendwo in der Nähe der Baracken keuchte und wimmerte ein Mann. Der Himmel wirkte deutlich heller, doch das Licht war grell und rot. Ein Stück Stein oder Holz rollte vom Dach herunter. Männer stöhnten und schrien, und weiter weg knisterten Flammen.

Daniel Hagman räumte ein paar der Strohmatratzen weg, mit denen die Tür verbarrikadiert war, und lugte durch ein Einschussloch nach draußen. »Das war die Munition der Portugiesen«, sagte er. »Da drüben standen zwei Wagen von dem Zeug, Sir, und irgendein dämlicher Frosch hat wohl mit dem Feuer gespielt.«

Sharpe räumte eine Schießscharte frei. Auch auf der anderen Seite war sie offen. Ein Franzose mit brennender grauer Uniform wankte durch Sharpes Sichtfeld. Jetzt hörte er auch weitere Männer schreien und stöhnen.

»Die Explosion hat die Scheißkerle einfach vom Dach gefegt, Sir!«, rief Harper.

Sharpe rannte zu dem Loch im Dach und befahl einem Mann, sich zu bücken. Dann kletterte er auf den Rücken des Mannes, sprang hoch und klammerte sich an den Rand des Lochs. »Hebt mich hoch!«, befahl er.

Irgendjemand packte ihn an den Beinen und schob, und unbeholfen zog sich Sharpe aufs Dach. Das gesamte Innere des Forts war verkohlt und qualmte. Von den beiden Munitionskarren war nichts mehr übrig, und die Explosion hatte die siegreichen Franzosen ins Chaos gestürzt. Das Dach war blutverschmiert, und auf dem Boden neben den Baracken stapelten sich die Leichen, während die Überlebenden benommen durch die Gegend taumelten. Ein nackter Mann, schwarz verbrannt und blutend, drehte sich inmitten der unter Schock stehenden Franzosen im Kreis. Dann sah einer der verwirrten Infanteristen Sharpe auf dem Dach, doch er hatte nicht die Kraft, seine Muskete zu heben – oder vielleicht fehlte es ihm auch an Verstand dazu.

Insgesamt schienen gut dreißig oder vierzig Mann tot zu sein und mindestens genauso viele schwer verletzt. Die Verluste waren zwar nicht allzu groß für die tausend Mann starke Brigade, die Loup nach San Isidro geführt hatte, aber die Explosion hatte der Wolfsbrigade ihr Selbstvertrauen genommen.

Und Sharpe sah, dass es sogar noch besser stand, denn durch all den Rauch und den Staub war ein silberner Streifen am östlichen Horizont zu sehen. Es dämmerte, und mit dem Licht der Morgensonne würde auch eine alliierte Kavalleriepatrouille kommen, die wissen wollte, was da in San Isidro so rauchte.

»Wir haben gewonnen, Jungs«, verkündete Sharpe, nachdem er zurück in die Baracke gesprungen war. Allerdings stimmte das nicht ganz. Sie hatten nicht wirklich gewonnen, sondern nur überlebt, doch dieses Überleben fühlte sich tatsächlich wie ein Sieg an, zumal Loups Männer eine halbe Stunde später abzogen. Zweimal hatten sie die Baracken noch angegriffen, doch halbherzig. Es war einfach

nur eine letzte trotzige Geste gewesen. Die Explosion und der Sonnenaufgang hatten der Wolfsbrigade ihres Kampfgeistes beraubt. Und so zogen die Franzosen ab und nahmen ihre Verwundeten mit.

Sharpe half, die Barrikade vor der Barackentür wegzuräumen. Dann trat er vorsichtig in den kühlen, verräucherten Morgen hinaus. Es stank nach Blut und Feuer. Sharpe hatte sein geladenes Gewehr dabei für den Fall, dass Loup ein paar Scharfschützen zurückgelassen hatte, doch nicht ein Schuss traf ihn in dem perlenweißen Licht.

Hinter Sharpe wagten sich nun auch die Gardisten in die Morgendämmerung hinaus. Sie sahen aus wie Männer, die man gerade aus einem Albtraum befreit hatte. Schließlich kam auch Donaju, und er bestand darauf, Sharpe die Hand zu schütteln, fast als hätte der Rifleman tatsächlich einen großen Sieg errungen. Das hatte er aber nicht. Tatsächlich hatte Sharpe kurz vor der totalen Niederlage gestanden.

Aber stattdessen lebte er, und der Feind war weg.

Und das wiederum hieß, dass der Ärger jetzt erst richtig begann.

KAPITEL FÜNF

Den ganzen Morgen über kamen immer wieder *Caçadores* ins Fort. Ein paar waren entkommen, indem sie sich in den Ruinen an der Nordmauer versteckt hatten, doch die meisten Überlebenden hatten Zuflucht in dem Dornengestrüpp am Fuß des Hanges jenseits der Mauer gefunden. Entsetzt hatten diese Glücklichen aus ihren Verstecken zusehen müssen, wie ihre Kameraden von den grauen Dragonern gejagt und zur Strecke gebracht worden waren.

Oliveira hatte mehr als vierhundert Männer ins Fort gebracht. Jetzt waren über hundertfünfzig davon tot, siebzig waren verwundet, und mindestens genauso viele wurden vermisst. Gut ein Viertel des portugiesischen Regiments trat dann am Mittag an. Sie hatten eine furchtbare Niederlage erlitten, nachdem sie von einem vierfach überlegenen Feind in einem begrenzten Raum niedergemetzelt worden waren, doch sie waren nicht vernichtet, und ihre Regimentsfahnen flatterten nach wie vor im Wind. Diese Flaggen waren die ganze Nacht versteckt geblieben, obwohl Loup Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um sie zu finden. Colonel Oliveira war jedoch tot, und seine Leiche verriet, auf welch grausame Art er gestorben war. Die meisten anderen Offiziere lebten ebenfalls nicht mehr.

Die Real Compañía Irlandesa hingegen hatte keinen Offizier verloren, nicht einen einzigen. Offenbar hatten sich die Franzosen nicht die Mühe gemacht, das gesamte Torhaus zu erobern. Loups Männer waren einfach durch das Tor geströmt und hatten das Fort verwüstet, doch nicht einer von ihnen hatte versucht, sich die imposanten Türme hinaufzukämpfen. Tatsächlich hatte der Feind noch nicht

einmal die Pferde der Offiziere mitgenommen, die im Stall neben dem Torhaus angebunden waren. »Wir hatten die Türen verbarrikadiert«, erklärte Lord Kiely lahm sein Überleben und das der anderen.

»Und die Froschfresser haben nicht versucht, sie aufzubrechen?«, fragte Sharpe. Er versuchte gar nicht erst, seine Skepsis zu verbergen.

»Passen Sie auf, was Sie sagen, Captain«, warnte Kiely ihn in arrogantem Ton.

Sharpe reagierte darauf wie ein Hund, der Blut gerochen hatte. »Jetzt hören Sie mir mal zu, Sie Bastard«, knurrte er und staunte über sich selbst, dass er das sagte. »Ich habe mich aus der Gosse hochgekämpft, und mir ist scheißegal, ob ich mich noch eine blutige Stufe raufkämpfen muss. Ich werde Sie aufschlitzen, Sie versoffenes Schwein, und Ihre Eingeweide an die Hunde Ihrer Hure verfüttern.« Er trat einen Schritt auf Kiely zu, und der wich erschrocken zurück. »Was ich damit sagen will«, fuhr Sharpe fort, »ist, dass einer Ihrer verdammten Freunde den verdammten Franzosen das verdammte Tor geöffnet hat, und Loup hat Sie nicht angegriffen, *Mylord …*«, er sprach den Ehrentitel so verächtlich aus, wie er konnte, »… weil er ja nur seine Feinde vernichten wollte und nicht seine Freunde. Und sagen Sie mir jetzt nicht, dass ich mich irre!«

Inzwischen lief er Kiely hinterher, der verzweifelt versuchte, Sharpes Tirade zu entkommen. Einige Gardisten und Riflemen drehten sich neugierig zu den beiden um. »Letzte Nacht haben Sie damit geprahlt, dass Sie den Feind auch ohne meine Hilfe schlagen würden.« Sharpe packte Kiely an der Schulter und riss ihn so brutal herum, dass der irische Lord fast das Gleichgewicht verloren hätte. »Aber Sie haben noch nicht einmal gekämpft, Sie Bastard«, fuhr Sharpe fort. »Sie haben sich da drin verkrochen, während Ihre Männer für Sie gekämpft haben.«

Kielys Hand wanderte zu seinem Säbel. »Wollen Sie ein Duell, Sharpe?«, fragte er und lief vor Verlegenheit rot an. Er

wurde vor den Augen seiner Männer gedemütigt, und schlimmer noch: Er wusste, dass er Ihre Verachtung verdient hatte. Doch sein Stolz machte es Lord Kiely unmöglich, das auch zuzugeben. Eine Sekunde lang sah es so aus, als würde er die Hand gegen Sharpe heben, doch dann ließ er es bei Worten bewenden. »Ich werde Ihnen meinen Sekundanten schicken.«

»Nein!«, sagte Sharpe. »Zur Hölle mit Ihrem verdammten Sekundanten, Mylord. Wenn Sie mit mir kämpfen wollen, dann hier und jetzt. Hier! Jetzt! Und mir ist scheißegal, was für Waffen wir benutzen. Säbel, Pistolen, Musketen, Gewehre, Bajonette, Fäuste, Füße.« Wieder trat er auf Kiely zu, und wieder wich der zurück. »Ich werde Sie in Grund und Boden stampfen, Mylord, und ich werde Ihnen die Eingeweide aus dem feigen Leib reißen, aber nur hier und jetzt. Hier! Jetzt!«

Eigentlich hatte Sharpe sich beherrschen wollen, doch nun war er froh, dass er das nicht getan hatte. Kiely war völlig hilflos angesichts einer Wut, wie er sie sich bis jetzt noch nicht einmal hatte vorstellen können.

»Ich werde nicht wie ein Tier kämpfen«, erklärte er hilflos.

»Sie werden überhaupt nicht kämpfen«, knurrte Sharpe und lachte dem Edelmann dann ins Gesicht. »Laufen Sie weg, Mylord. Los! Ich bin fertig mit Ihnen.«

Am Boden zerstört versuchte Kiely, einen letzten Rest Würde zu bewahren, als er ging, doch als einige seiner Männer ihm spöttisch hinterhergrölten, lief er knallrot an. Sharpe brüllte sie an, sie sollten das Maul halten. Dann drehte er sich zu Harper um.

»Die verdammten Froschfresser haben noch nicht einmal versucht, ins Torhaus einzudringen«, sagte er, »weil sie wussten, dass da ihre verdammten Freunde sind. Und deshalb haben sie auch nicht ihre verdammten Gäule gestohlen.«

»Das klingt nachvollziehbar, Sir«, stimmte Harper ihm zu. Er schaute Kiely hinterher. »Er ist wirklich ein feiges

Schwein, nicht wahr?«

»Aber so was von«, knurrte Sharpe.

»Aber Captain Lacy hat gesagt, dass gestern Nacht nicht Seine Lordschaft den Befehl gegeben habe, nicht zu kämpfen«, fuhr Harper fort, »sondern seine Frau. Sie hat gesagt, die Franzosen wüssten nicht, dass jemand im Torhaus ist, also sollten sich alle still verhalten.«

»Eine Frau, die Befehle gibt?«, fragte Sharpe angewidert.

Harper zuckte mit den Schultern. »Die ist wirklich anders, Sir, knallhart. Captain Lacy sagt, die habe die Kämpfe vom Fenster aus beobachtet und jeden Augenblick davon genossen.«

»Eins kann ich dir sagen: Irgendwann bringe ich diese verdammte Hexe auf den Scheiterhaufen«, sagte Sharpe. »Himmelherrgott verdammt noch mal!«

»Himmelherrgott verdammt was, Sharpe?« Die Frage kam von Colonel Runciman, doch er wartete nicht auf die Antwort. Stattdessen beschrieb Runciman, der erstmals wirklich eine Kriegsgeschichte zu erzählen hatte, Sharpe in allen Einzelheiten, wie er den Angriff überlebt hatte. Offenbar hatte der Colonel seine Tür verriegelt und sich unter dem großen Haufen Munition versteckt, den Sharpe in seinem Salon eingelagert hatte. Allerdings führte der Colonel jetzt, im Licht des Tages, seine wundersame Rettung eher auf eine göttliche Fügung als auf ein glückliches Versteck zurück. »Vielleicht bin ich ja doch für Höheres bestimmt, Sharpe. Meine Mutter hat das schon immer geglaubt. Anders kann man mein Überleben nicht erklären.«

Sharpe neigte eher dazu zu glauben, dass der Colonel nur überlebt hatte, weil die Franzosen den Befehl gehabt hatten, das gesamte Torhaus in Ruhe zu lassen, doch er hielt es nicht gerade für höflich, das auch laut zu sagen.

»Ich bin einfach nur froh, dass Sie noch leben, General«, sagte Sharpe stattdessen.

»Ich hätte mein Leben teuer verkauft, Sharpe! Ich hatte beide Pistolen doppelt geladen! Ein paar von ihnen hätte ich

sicher mitgenommen. Niemand hätte sagen können, dass ein Runciman allein in die Ewigkeit gegangen ist!« Der Colonel schauderte bei der Erinnerung an die Schrecken der Nacht. »Haben Sie irgendwo schon Frühstück gesehen, Sharpe?«, fragte er in dem Versuch, seine Laune wieder zu heben.

»Versuchen Sie es einmal bei Lord Kielys Koch, General. Vor zehn Minuten hat er Schinken gebraten, und ich nehme an, Seiner Lordschaft ist der Appetit vergangen. Ich habe den feigen Bastard gerade zu einem Kampf herausgefordert.«

Runciman riss schockiert die Augen auf. »Sie haben *was*, Sharpe? Ein Duell? Wissen Sie nicht, dass Duelle in unserer Armee verboten sind?«

»Ich habe nicht von einem Duell gesprochen, General. Ich habe schlicht angeboten, ihm hier und jetzt die Seele aus dem Leib zu prügeln, doch er schien keine Zeit dafür zu haben.«

Runciman schüttelte den Kopf. »Grundgütiger, Sharpe, Grundgütiger. Mit Ihnen wird es wahrlich kein gutes Ende nehmen, aber wenn es so weit ist, dann werde ich schon ein wenig traurig sein. Was sind Sie doch für ein Gauner! Schinken, haben Sie gesagt? Lord Kielys Koch?«

Runciman watschelte davon, und Sharpe schaute ihm hinterher. »In zehn Jahren, Pat«, sagte er, »wird aus der Geschichte von letzter Nacht die große Sage von General Runciman werden, der das Fort gerettet und eigenhändig die gesamte Wolfsbrigade besiegt hat.«

»Ach, Ranzigmann ist harmlos«, sagte Harper.

»Ja, er ist harmlos, Pat«, stimmte Sharpe ihm zu, »solange man den armen Kerl nicht in Gefahr bringt. Aber genau das wäre mir fast passiert.«

»Ihnen, Sir? Sie haben letzte Nacht nicht versagt.«

»O doch, Pat, das habe ich. Ich habe sogar schwer versagt. Ich habe nicht daran gedacht, dass Loup mich austricksen könnte. Ich habe Oliveira die Wahrheit nicht eingehämmert, und ich habe nicht erkannt, wie gefährlich ein Rückzug in

die Baracken wirklich werden würde.« Er zuckte unwillkürlich zusammen, als er sich an den Übelkeit erregenden Schwefelgestank in der stauberfüllten Dunkelheit erinnerte und an das Geräusch, als die Franzosen versucht hatten, durchzubrechen. »Wir haben nur überlebt, weil irgendein armer Narr die Munitionswagen in Brand gesteckt hat«, gab Sharpe zu, »nicht weil wir Loup besiegt haben. Das haben wir nämlich nicht. Er hat gewonnen, und wir sind übel verdroschen worden.«

»Aber wir leben noch, Sir.«

»Loup auch, Pat, Loup auch. Verdammt soll er sein.«

Doch Tom Garrard lebte nicht mehr. Tom Garrard war gestorben. Zuerst erkannte Sharpe seinen Freund nicht, so verkohlt und verstümmelt war die Leiche. Garrard lag mit dem Gesicht nach unten mitten in dem verbrannten Fleck, wo einer der Munitionswagen gestanden hatte, und das Einzige, was seine Identität verriet, war ein verzogenes, verkohltes Stück Metall in seiner zur Klaue entstellten Hand. Sharpe sah das Metall funkeln und ging durch die noch immer heiße Asche, um das Kästchen aus den brüchigen Fingern zu befreien. Zwei Finger brachen ab, doch schließlich hielt Sharpe das Zunderkästchen in der Hand. Er strich die Asche weg, klappte das Kästchen auf und sah, dass alles Leinen verbraucht war, doch das Bild des Rotrocks war noch immer gut zu sehen. Sharpe säuberte es mit einer Hand und wischte sich dann eine Träne aus dem Auge. »Es war Tom Garrard, der uns letzte Nacht das Leben gerettet hat, Pat.«

»Wirklich?«

»Er hat die Munitionswagen absichtlich in die Luft gejagt und ist dabei selbst ums Leben gekommen.« Das war die einzige Erklärung für das Zunderkästchen an diesem Ort. Nach der Niederlage seines Bataillons musste es Tom Garrard irgendwie gelungen sein, zu den Munitionswagen zu kommen und ein Feuer zu entzünden, von dem er gewusst hatte, dass es ihn selbst gen Himmel schicken würde. »O

Gott«, sagte Sharpe und schwieg dann kurz, als er sich an ihre jahrelange Freundschaft erinnerte. »Er war mit mir in Assaye«, fuhr er nach einer Weile fort, »und auch in Gawilgarh. Er war aus Ripon, ein Bauernjunge. Aber sein Vater war nur ein Pächter, und der Gutsherr hat ihn rausgeworfen, als er die Pacht mal drei Tage zu spät gezahlt hatte. Tom wollte seinen Leuten nicht zur Last fallen, und ist zum 33rd gegangen. Einen Teil seines Solds hat er stets nach Hause geschickt. Gott allein weiß, wie er das als einfacher Soldat geschafft hat. In zwei Jahren, Pat, hätte er es bei den Portugiesen bis zum Colonel gebracht, und dann wollte er nach Ripon zurück und dem Gutsherr die Seele aus dem Leib prügeln, der ihn einst zur Armee gejagt hat. Das hat er mir gestern Nacht erzählt.«

»Jetzt werden Sie das für ihn tun müssen«, sagte Harper.

»Aye. Der Kerl kann sich in seinen schlimmsten Träumen nicht vorstellen, was da auf ihn zukommt«, sagte Sharpe. Er versuchte, das Zunderkästchen wieder zu schließen, doch das Metall war in der Hitze verzogen. Also sah er sich zum letzten Mal das Bild an und warf das Kästchen wieder in die Asche. Dann stiegen er und Harper auf die Mauer, denn von dort hatte man einen guten Überblick über das Fort und die Schäden der letzten Nacht. San Isidro war nur noch ein rauchender, verkohlter Trümmerhaufen voller Leichen. Es stank nach Blut. Rifleman Thompson, der einzige Grünrock, der letzte Nacht gefallen war, wurde auf einer Decke zu einem rasch ausgehobenen Grab neben der zerstörten Fortkapelle getragen.

»Der arme Thompson«, sagte Harper. »Ich habe ihm die Hölle heiß gemacht, weil er mich letzte Nacht geweckt hat. Dabei wollte er nur rasch raus zum Pissen und ist über mich gestolpert.«

»Und das war unser Glück«, sagte Sharpe.

Harper ging zu der Turmtür, auf der noch immer die Dellen vom Kolben seines Salvengewehrs zu sehen waren. Reumütig strich der große Ire mit den Fingern über die

Dellen. »Diese Bastarde müssen gewusst haben, dass wir versuchen würden, im Turm Schutz zu suchen, Sir«, sagte er.

»Und mindestens einer dieser Bastarde wollte uns tot sehen, Pat. Wenn ich je herausfinde, wer das war, dann gnade ihm Gott«, sagte Sharpe. Ihm fiel auf, dass bis jetzt niemand daran gedacht hatte, ihre Flagge wieder zu hissen.

»Rifleman Cooper!«, rief er.

»Sir?«

»Flagge hissen!«

Die ersten Neuankömmlinge, die in San Isidro eintrafen, waren ein starker Kavallerietrupp der King's German Legion, die erst einmal das Tal auskundschafteten, bevor sie zum Fort hinaufritten. Ihr Captain berichtete von über einem Dutzend Toten am Fuß des Hangs. Dann sah er, dass im Fort noch weit mehr lagen. »Mein Gott! Was ist denn hier passiert?«

»Fragen Sie das Lord Kiely«, antwortete Sharpe und deutete mit dem Daumen zu Kiely, der auf dem Turm des Torhauses zu sehen war. Die anderen Offiziere der Real Compañía Irlandesa überwachten die Arbeitstrupps, die die toten Portugiesen einsammelten, während Vater Sarsfield das Kommando über ein Dutzend Männer und ihre Frauen übernommen hatte, die sich um die Verwundeten kümmerten. Ohne Feldscher konnten sie allerdings nur wenig tun, außer die Wunden zu verbinden, zu beten und Wasser zu holen. Die Verwundeten starben einer nach dem anderen. Einige schrien im Delirium, doch die meisten blieben ruhig, wenn der Priester ihre Hände nahm, sie nach ihren Namen fragte und ihnen die letzte Ölung gab.

Als Nächstes kam eine Gruppe von Stabsoffizieren, größtenteils Briten, aber auch Portugiesen und ein Spanier, General Valverde. Hogan führte die Gruppe an, und eine düstere halbe Stunde lang wanderte der irische Major mit einem angewiderten Gesichtsausdruck durch die Schrecken. Doch als er sich schließlich von den anderen Stabsoffizieren löste und sich zu Sharpe gesellte, grinste er unangemessen

fröhlich. »Was für eine Tragödie, Richard!«, rief Hogan glücklich.

Sharpe fühlte sich von der Fröhlichkeit seines Freundes beleidigt. »Es war eine verdammt harte Nacht, Sir.«

»Dessen bin ich mir sicher, Richard, dessen bin ich mir sicher«, sagte Hogan und versuchte, mitfühlend zu klingen. Er scheiterte. »Das mit Oliveiras *Caçadores* ist jedoch eine Schande. Er war ein guter Mann, und er hatte ein gutes Bataillon.«

»Ich habe ihn gewarnt.«

»Da bin ich mir sicher, Richard. Das haben Sie. Aber im Krieg ist es stets dasselbe, nicht wahr? Es trifft immer die Falschen. Wenn doch nur die Real Compañía Irlandesa so dezimiert worden wäre, Richard, dann wäre das sehr angenehm für uns, wirklich sehr angenehm. Aber wie auch immer, das hier ist auch nicht schlecht. Das muss reichen.«

»Das muss für was reichen?«, hakte Sharpe wütend nach. »Wissen Sie eigentlich, was hier letzte Nacht passiert ist, Sir? Wir sind verraten worden. Irgendein Bastard hat Loup das Tor geöffnet.«

»Natürlich hat er das, Richard«, erwiderte Hogan in sanftem Ton. »Ich habe doch schon immer gesagt, dass man ihnen nicht vertrauen darf. Die Real Compañía Irlandesa ist nicht hier, um uns zu helfen, Richard, sondern den Franzosen.« Er deutete auf die Toten. »Brauchen Sie etwa noch mehr Beweise dafür? Aber natürlich sind das auch gute Neuigkeiten. Bis heute Morgen war es unmöglich, die Bastarde wieder wegzuschicken, denn damit hätten wir sowohl London als auch den spanischen Hof beleidigt. Aber jetzt können wir uns beim spanischen König für die hochgeschätzte Hilfe seiner Leibwache bei der Verteidigung des Forts bedanken und die verräterischen Bastarde mit allen Ehren nach Cadiz schicken. Da können sie dann meinetwegen verrotten.« Hogan frohlockte. »Wir sind vom Haken, Richard. Das französische Übel ist besiegt und das nur wegen letzter Nacht. Die Franzosen haben einen Fehler

gemacht. Sie hätten Sie in Ruhe lassen sollen, aber offenbar konnte Monsieur Loup dem Köder einfach nicht widerstehen. Das ist so clever, Richard, dass ich wünschte, es wäre mir selbst eingefallen, ist es aber nicht. Aber egal: Jetzt heißt es Lebewohl für unsere galanten Verbündeten, und all die Gerüchte über Irland haben damit wohl auch ein Ende.«

»Meine Männer haben diese Gerüchte nicht verbreitet«, erklärte Sharpe im Brustton der Überzeugung.

»Ihre Männer?«, spottete Hogan. »Das sind nicht *Ihre* Männer, Richard. Das sind Kielys – oder eher Bonapartes –, aber sie sind definitiv nicht *Ihre* Männer.«

»Es sind gute Männer, Sir, und sie haben gut gekämpft.«

Hogan schüttelte den Kopf ob der Wut in Sharpes Stimme. Dann nahm er seinen Freund am Ellbogen und führte ihn über die Ostmauer. »Ich muss Ihnen mal was erklären, Richard«, sagte Hogan. »Ein Drittel dieser Armee sind Iren. Es gibt nicht ein Bataillon, in dem meine Landsleute nicht dienen, und die meisten dieser Iren sind nicht gerade große Verehrer von König George. Warum sollten sie auch? Aber sie sind hier, weil es daheim keine Arbeit gibt und kein Essen. Und sie sind hier, weil die Armee – Gott segne sie – genug Verstand besitzt, die Iren gut zu behandeln. Aber nehmen wir einmal an, Richard, wir könnten all diese braven Männer aus dem County Cork und dem County Offaly in Aufruhr versetzen, all die tapferen Seelen aus Inniskilling und Ballybofey, und nehmen wir einmal an, wir könnten sie so sehr in Aufruhr versetzen, dass sie meutern. Wie lange wird diese Armee dann noch zusammenhalten? Eine Woche? Zwei Tage? Eine Stunde? Die Franzosen, Richard, hätten diese Armee fast entzweigerissen, und glauben Sie ja nicht, dass sie das nicht noch einmal versuchen werden, denn das werden sie. Das nächste Gerücht wird einfach nur subtiler sein, und diesem Gerücht können wir nur vorbeugen, indem wir die Real Compañía Irlandesa so rasch wie möglich loswerden, denn selbst wenn Sie recht haben und die Männer die Gerüchte von Vergewaltigungen und Mord nicht

verbreitet haben, dann war das zumindest jemand in ihrer Nähe. Deshalb, Richard, werden Sie diese Bastarde morgen früh zum Hauptquartier bringen, wo sie diese schönen, neuen Musketen wieder abgeben werden, die Sie für sie geklaut haben, und dann werden sie Proviant für einen langen Marsch aufnehmen. Um es klar und deutlich zu sagen, Richard, diese Männer stehen unter Arrest, bis wir ein Schiff gefunden haben, das sie nach Cadiz bringen kann, und Sie können nichts dagegen tun. Die Befehle sind bereits erteilt.« Hogan holte ein Blatt Papier aus seiner Tasche und gab es dem Rifleman. »Und die Befehle kommen nicht von mir, Richard, sondern vom Peer.«

Sharpe entfaltete das Papier. Das, was er als Ungerechtigkeit empfand, machte ihn traurig. Männer wie Captain Donaju wollten einfach nur gegen die Franzosen kämpfen, doch stattdessen stieß man sie beiseite. Die Männer sollten ins Hauptquartier gebracht und dort wie ein Bataillon Überläufer entwaffnet werden. Sharpe war versucht, Wellingtons schriftlichen Befehl zu zerknüllen, doch glücklicherweise widerstand er der Versuchung. »Wenn Sie die Unruhestifter loswerden wollen«, sagte er stattdessen, »dann fangen Sie lieber mit Kiely und seiner verdammten Hure an. Fangen Sie an …«

»Sagen Sie mir nicht, wie ich meine Arbeit machen soll«, unterbrach Hogan ihn gereizt. »Ich kann nichts gegen Kiely und seine Hure unternehmen, weil sie nicht zur britischen Armee gehören. Valverde könnte sie zum Teufel jagen, aber das wird er nicht tun. Also ist es am einfachsten, am *politischsten*, sie mit dem ganzen verdammten Haufen loszuwerden. Und morgen früh, Richard, werden Sie genau das tun.«

Sharpe atmete tief durch, um seine Wut im Zaum zu halten. »Warum ausgerechnet morgen?«, fragte er, als er glaubte, sich wieder im Griff zu haben. »Warum nicht jetzt gleich?«

»Weil es den ganzen restlichen Tag dauern wird, die Toten zu bestatten.«

»Und warum befehlen Sie ausgerechnet mir das?«, verlangte Sharpe zu wissen. »Warum nicht Runciman oder Kiely?«

»Weil diese beiden Gentlemen mit mir zurückkehren werden, um Bericht zu erstatten«, antwortete Hogan. »Es wird eine Untersuchungskommission geben, und ich muss verdammt noch mal sicherstellen, dass diese Kommission nur herausfindet, was ich sie herausfinden lassen will.«

»Was sollen wir denn mit einer Untersuchungskommission?«, fragte Sharpe säuerlich. »Wir wissen doch, was passiert ist. Die Franzosen haben uns den Arsch aufgerissen.«

Hogan seufzte. »Wir brauchen eine Untersuchungskommission, Richard, weil ein gutes portugiesisches Bataillon in Stücke gehackt worden ist, und der portugiesischen Regierung wird das nicht gefallen. Schlimmer noch: Unsere Feinde in der spanischen Junta werden das lieben. Sie werden sagen, die Ereignisse von letzter Nacht seien Beweis genug dafür, dass man fremden Truppen unter britischem Kommando nicht vertrauen dürfe, und im Augenblick, Richard, wollen wir vor allem eines: dass der Peer zum Generalissimus von Spanien ernannt wird. Andernfalls können wir nicht gewinnen. Deshalb müssen wir jetzt vor allem sicherstellen, dass der verdammte Valverde nicht allzu viel Rückenwind bekommt, und dafür brauchen wir eine Untersuchungskommission und einen britischen Offizier, dem wir die Schuld in die Schuhe schieben können. Wir brauchen – Gott schütze den armen Bastard – einen Sündenbock.«

Sharpe sah förmlich schon, wie sich die Katastrophe über ihm zusammenbraute. Die Portugiesen und Spanier wollten einen Sündenbock, und Richard Sharpe war die Idealbesetzung dafür. Hogan würde ihn in seinem Bericht in der Luft zerreißen. »Ich habe versucht, Oliveira vor Loups

Angriff zu warnen«, sagte Sharpe, »aber er wollte mir nicht glauben, und …«

»Richard! Richard!«, unterbrach Hogan ihn in mitleidigem Ton. »Sie sind nicht der Sündenbock! Grundgütiger, Mann, Sie sind doch nur ein Captain, und das auch nur, weil Sie als Captain geduldet werden. Sind Sie auf der Stammliste nicht nur Lieutenant? Glauben Sie etwa, wir könnten den Portugiesen einen Grünrock-Lieutenant für ein erstklassiges Regiment *Caçadores* anbieten? Nein, nein, Richard. So einfach geht das nicht. Das Mindeste, was wir tun können, ist, ihnen ein großes, fettes Biest zum Fraß vorzuwerfen, an dem sie sich gütlich tun können.«

»Runciman«, sagte Sharpe.

Hogan lächelte verschlagen. »Genau. Unser braver Generalfeldzeugmeister wird geopfert, um die Portugiesen glücklich zu machen und die Spanier davon zu überzeugen, dass sie Wellington ihre geliebten Soldaten anvertrauen können. Kiely kann ich nicht opfern, obwohl ich das gern täte, denn das würde die Spanier verprellen, und Sie kann ich nicht opfern, weil Sie zu unbedeutend sind, und außerdem brauche ich Sie noch für die nächste Selbstmordmission. Aber Colonel Claud Runciman ist dafür geboren, Richard. Das ist Clauds stolzer und einziger Zweck im Leben: seine Ehre zu opfern, seinen Rang und seinen Ruf, um Lissabon und Cadiz glücklich zu stimmen.« Hogan hielt kurz inne und dachte nach. »Vielleicht werden wir ihn sogar erschießen. Aber nur *pour encourager les autres.*«

Sharpe nahm an, dass er die französische Phrase hätte verstehen sollen, doch das tat er nicht, und er war viel zu deprimiert, als dass er um eine Übersetzung gebeten hätte. Auch tat ihm Runciman unendlich leid. »Was auch immer Sie tun, Sir«, sagte er, »erschießen Sie ihn nicht. Es war nicht seine Schuld, sondern meine.«

»Wenn es überhaupt jemandes Schuld war«, erwiderte Hogan brüsk, »dann die von Oliveira. Er war ein guter Mann, aber er hätte auf Sie hören sollen. Oliveira kann ich jedoch

keine Schuld geben. Die Portugiesen brauchen ihn als Helden, genau wie die Spanier Kiely brauchen. Also werden wir uns stattdessen Runciman vorknöpfen. Das ist keine Gerechtigkeit, Richard, sondern Politik, und wie alles, was mit Politik zu tun hat, ist es nicht schön, aber wenn sie gut gemacht ist, dann kann sie Wunder wirken. Ich werde Sie jetzt die Toten begraben lassen, und morgen früh werden Sie sich mit all Ihren entwaffneten Iren im Hauptquartier melden. Wir suchen noch nach einer Unterkunft für sie, wo sie keinen Schaden anrichten können. Was Sie betrifft, Richard, so können Sie danach natürlich wieder mit Ihrer normalen Arbeit weitermachen.«

Sharpe fühlte sich nach wie vor unwohl ob der Ungerechtigkeit des Ganzen. »Nehmen wir einmal an, Runciman führt mich als Zeugen an. Was dann?«, fragte er. »Ich werde nämlich nicht lügen. Ich mag den Mann.«

»Sie haben wirklich einen perversen Geschmack, Richard. Runciman wird Sie nicht als Zeugen aufrufen lassen. Das wird niemand. Diese Untersuchungskommission dient nicht dazu, die Wahrheit herauszufinden, Richard. Sie soll Wellington und mich von dem schmerzhaften Haken befreien, der gegenwärtig tief in unserem Gaumen steckt.« Hogan grinste, drehte sich um und ging. »Ich werde Ihnen ein paar Hacken und Schaufeln schicken, damit Sie die Toten begraben können!«, rief er zum Abschied.

»Sie konnten uns nicht schicken, was wir brauchten«, rief Sharpe dem Major verbittert hinterher, »aber ein paar verdammte Schaufeln, die haben Sie sofort!«

»Ich kann eben Wunder wirken! Kommen Sie morgen bei mir vorbei! Dann essen wir zusammen!«

Der Gestank der Toten lag schwer auf dem Fort. Aasvögel kreisten am Himmel oder hockten auf den zerbröckelnden Mauern. Ein paar neue Grabwerkzeuge waren bereits im Fort eingetroffen, und Sharpe befahl der Real Compañía Irlandesa, einen langen Graben als Massengrab auszuheben. Seine Riflemen sollten sich den Iren anschließen. Die

Grünröcke grummelten, denn als Elitesoldaten erachteten sie solch eine Arbeit als unter ihrer Würde, doch Sharpe bestand darauf. »Wir tun es, weil sie es tun«, sagte er seinen unglücklichen Männern und deutete mit dem Daumen auf die irischen Gardisten. Sharpe legte sogar selbst Hand an. Er machte den Oberkörper frei und schwang seine Spitzhacke wie ein Werkzeug der Rache. Wieder und wieder schlug er die Hacke in den harten, felsigen Boden, riss ihn auf, und Schweiß lief ihm über den Leib.

»Sharpe?« Ein trauriger Colonel Runciman schaute von seinem großen Pferd zu dem schwitzenden, halb nackten Rifleman hinunter. »Sind Sie das wirklich, Sharpe?«

Sharpe richtete sich auf und wischte sich die Haare aus den Augen. »Ja, General. Ich bin's.«

»Sind Sie mal ausgepeitscht worden?« Runciman starrte entsetzt auf die dicken Narben auf Sharpes Rücken.

»In Indien, General, für etwas, das ich nicht getan habe.«

»Sie sollten hier nicht graben! Das ist unter Ihrer Würde als Offizier, Sharpe. Sie müssen endlich lernen, sich wie einer zu benehmen.«

Sharpe wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Ich mag das Graben, General. Es ist ehrliche Arbeit. Ich habe immer davon geträumt, eines Tages eine eigene Farm zu haben. Nur eine kleine, aber groß genug, um von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang ehrlich zu arbeiten. Wollen Sie sich verabschieden?«

Runciman nickte. »Haben Sie schon gehört, dass es eine Untersuchungskommission geben wird?«

»Ja, Sir.«

»Ich nehme an, sie brauchen jemanden, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben können«, sagte Runciman. »General Valverde sagt, dass jemand dafür hängen solle.« Nervös spielte Runciman an den Zügeln herum. Dann drehte er sich im Sattel um und schaute zu dem spanischen General, der gerade gut hundert Schritt entfernt mit Lord Kiely sprach. Kiely gestikulierte wild und deutete alle paar

Sekunden zu Sharpe. »Glauben Sie, dass Sie mich hängen werden, Sharpe?«, fragte Runciman. Er schien den Tränen nah zu sein.

»Sie werden Sie nicht hängen, General«, antwortete Sharpe.

»Aber die Schande …«, schluchzte Runciman. Er war am Boden zerstört.

»Dann kämpfen Sie«, sagte Sharpe.

»Wie?«

»Sagen Sie ihnen, Sie hätten mir befohlen, Oliveira zu warnen, und das habe ich ja auch getan.«

Runciman legte die Stirn in Falten. »Aber das habe ich Ihnen nicht befohlen, Sharpe.«

»Und? Das wissen diese Leute doch nicht, Sir.«

»Ich kann doch nicht lügen!«, erklärte Runciman schockiert.

»Ihre Ehre steht auf dem Spiel, Sir, und da werden genug Bastarde sein, die lügen, dass sich die Balken biegen.«

»Das ist mir egal. Ich werde das jedenfalls nicht!«, beharrte Runciman auf seiner Einstellung.

»Dann verbiegen Sie eben nur die Wahrheit ein wenig, Sir. Erzählen Sie Ihnen, wie Sie tricksen mussten, um ein paar ordentliche Musketen zu bekommen, und wären diese Musketen nicht gewesen, dann hätte keiner von uns die letzte Nacht überlebt. Spielen Sie den Helden, Sir. Machen Sie diesen Bastarden ein schlechtes Gewissen.«

Runciman schüttelte langsam den Kopf. »Ich bin aber kein Held, Sharpe. Ja, ich rede mir gerne ein, dass ich meinen Beitrag für die Armee leisten kann, so wie es mein lieber Vater für die Kirche getan hat, doch in Wahrheit bin ich mir nicht sicher, ob ich meine wahre Berufung schon gefunden habe. Aber wie auch immer, ich kann nicht so tun, als wäre ich etwas, das ich nicht bin.« Er nahm den Hut ab und wischte sich über die Stirn. »Ich wollte mich nur verabschieden.«

»Viel Glück, Sir.«

Runciman lächelte resigniert. »Das hatte ich nie, Sharpe, nie. Glück, meine ich. Außer was meine Eltern betrifft. Mit meinen Eltern hatte ich Glück, und ich bin mit einem gesunden Appetit gesegnet. Aber ansonsten …?« Er zuckte mit den Schultern, als könne man diese Frage nicht beantworten. Dann setzte er seinen Hut wieder auf, winkte noch ein letztes Mal und ritt zu Hogan.

Inzwischen waren zwei Ochsenkarren mit Schaufeln und Hacken im Fort eingetroffen, und kaum waren die Werkzeuge entladen, da requirierte Vater Sarsfield die beiden Fahrzeuge, um die Verwundeten ins Lazarett zu bringen.

Hogan winkte Sharpe zum Abschied zu und führte die Wagen aus dem Fort. Die überlebenden *Caçadores* folgten ihm mit ihren Fahnen. Lord Kiely sagte kein Wort zu seinen Männern. Er ritt einfach nach Süden. Dona Juanita, die sich den ganzen Morgen über außerhalb des Torhauses nicht hatte blicken lassen, ritt neben ihm, gefolgt von ihren Hunden. General Valverde legte die Finger an den Hut, um Dona Juanita zu begrüßen, dann riss er sein Pferd herum und galoppierte über das versengte Gras im Hof zu Sharpe.

»Captain Sharpe?«, sagte er.

»General.« Zum Schutz vor der Sonne musste Sharpe die Hand an die Stirn legen, damit er den großen, dünnen Mann in seiner gelben Uniform erkennen konnte.

»Aus welchem Grund hat General Loup letzte Nacht angegriffen?«

»Da müssen Sie ihn schon fragen«, antwortete Sharpe.

Valverde lächelte. »Vielleicht werde ich das. Jetzt graben Sie ruhig weiter, Captain. Oder sollte ich lieber Lieutenant sagen?« Valverde wartete auf eine Antwort, doch als er keine erhielt, wendete er sein Pferd wieder und gab ihm die Sporen.

»Was sollte das denn?«, fragte Harper.

»Das weiß Gott allein«, sagte Sharpe und schaute dem eleganten Spanier hinterher, der rasch zu den anderen

aufschloss. Tatsächlich wusste er ganz genau, was das zu bedeuten hatte: Ärger. Er fluchte, riss die Spitzhacke aus der Erde und schlug wieder zu. Ein Funke stob von einem Stein empor, als die Spitze darauf traf. Sharpe ließ den Griff los. »Aber ich will dir sagen, was ich weiß, Pat. Alle haben letzte Nacht verloren mit Ausnahme von diesem gottverdammten Loup, und Loup ist noch immer da draußen, und das bereitet mir Bauchschmerzen.«

»Und was können wir dagegen tun, Sir?«

»Im Augenblick? Nichts, Pat. Ich weiß noch nicht einmal, wo ich den Bastard finden kann.« Dann kam El Castrador.

»El Lobo ist in San Cristóbal, Señ*or*«, sagte El Castrador. Der Guerillero war mit fünf seiner Männer gekommen, um die Musketen abzuholen, die Sharpe ihm versprochen hatte. Der Spanier behauptete, er brauche hundert Waffen, doch Sharpe bezweifelte, dass ihm noch mehr als ein Dutzend Mann geblieben waren. Ohne Zweifel wollte er die übrigen Waffen schlicht verkaufen. Sharpe gab El Castrador dreißig Musketen, die er über Nacht in Runcimans Quartier gelagert hatte.

»Mehr kann ich nicht entbehren«, hatte er zu El Castrador gesagt, und der Spanier hatte schulterzuckend akzeptiert. Offenbar war der Guerillero Enttäuschungen gewohnt.

Jetzt durchsuchte El Castrador die toten Portugiesen. Er fand ein Pulverhorn, drehte es um und sah, dass es ein Einschussloch hatte. Also riss er einfach den Metallverschluss ab und ließ ihn in einer der riesigen Taschen seiner blutverschmierten Schürze verschwinden. »El Lobo ist in San Cristóbal«, sagte er noch einmal.

»Woher wissen Sie das?«, fragte Sharpe.

»Ich bin El Castrador!«, prahlte der widerliche Mann und hockte sich neben eine verkohlte Leiche. Mit seinen dicken Fingern zwang er die Kiefer des Toten auseinander. »Stimmt es, *Señor*, dass man die Zähne von Toten verkaufen kann?«

»In London, ja.«

»Für Gold?«

»Man zahlt Gold dafür, ja. Oder Silber«, sagte Sharpe. Aus den so erworbenen Zähnen machte man künstliche Gebisse für die Reichen, die mit Knochen oder Elfenbein nicht zufrieden waren.

El Castrador schälte die Lippen weg, und darunter kam ein gutes Paar Schneidezähne zum Vorschein. »Wenn ich die Zähne raushole, *Señor*, kaufen Sie sie mir dann ab? Sie können Sie in London ja wieder verkaufen und machen dann Gewinn. Das ist doch ein gutes Geschäft, oder?«

»Ich habe keine Zeit für Geschäfte«, sagte Sharpe und versuchte, sich seinen Ekel nicht anmerken zu lassen. »Außerdem nehmen wir nur französische Zähne.«

»Und die Franzosen verkaufen britische Zähne in Paris, ja? Also kauen die Franzosen mit Ihren Zähnen und Sie mit denen der Franzosen, und keiner von Ihnen beißt mit den eigenen.« El Castrador lachte und stand wieder auf. »Vielleicht kaufen sie die Zähne ja in Madrid«, spekulierte er.

»Wo ist San Cristóbal?«, wechselte Sharpe das Thema.

»Hinter den Hügeln«, antwortete El Castrador vage.

»Zeigen Sie es mir.« Sharpe zog den großen Mann zur Ostmauer. »Zeigen Sie es mir«, sagte er erneut, als sie oben angekommen waren.

El Castrador deutete auf einen Pfad, der sich auf der anderen Seite des Tals den Hang hinaufwand. Es war derselbe Pfad, über den Doña Juanita vor den Dragonern geflohen war. »Wenn Sie diesem Pfad fünf Meilen folgen«, sagte El Castrador, »dann kommen Sie nach San Cristóbal. Es ist nicht groß, aber es ist der einzige Ort, den man über diesen Pfad erreichen kann.«

»Und woher wissen Sie, dass Loup dort ist?«, fragte Sharpe.

»Weil mein Vetter ihn heute Morgen hat ankommen sehen. Mein Vetter sagt, er hätte Verwundete dabei gehabt.«

Sharpe schaute nach Osten. Fünf Meilen. Das waren zwei Stunden bei Mondlicht oder sechs, wenn es stockdunkel war.

»Was hat Ihr Vetter da gemacht?«, fragte er.

»Er hat einmal dort gewohnt, *Señor*, und von Zeit zu Zeit will er es einfach noch mal sehen.«

Schade nur, dachte Sharpe, dass gestern Abend niemand Loup beobachtet hatte. »Erzählen Sie mir von San Cristóbal«, forderte er den Riesen auf.

San Cristóbal liege hoch in den Hügeln, erzählte der Spanier. Es sei kein großes Dorf, aber wohlhabend und mit einer schönen Kirche, einem Dorfplatz und einer Reihe stabiler Steinhäuser. Einst war der Ort berühmt für seine Stiere gewesen, die man an die Arenen in den Grenzstädten verkauft hatte. »Doch heute nicht mehr«, sagte El Castrador. »Die Franzosen haben den letzten Stier geschlachtet.«

»Liegt es auf einer Hügelkuppe?«, fragte Sharpe.

El Castrador schüttelte den Kopf. »Es liegt in einem Tal wie dem hier …«, er deutete auf das Tal im Osten, »… aber nicht ganz so tief. Dort wachsen keine Bäume mehr, *Señor*. Deshalb kann man sich auch nicht anschleichen, ohne gesehen zu werden. Und El Lobo hat Mauern in den Lücken zwischen den Häusern errichten lassen, und im Kirchturm sind ständig Wachen postiert. Man kommt einfach nicht heran«, erklärte El Castrador mit besorgter Stimme. »Denken Sie etwa darüber nach, dorthin zu gehen?«

Sharpe antwortete ihm zunächst nicht. Natürlich dachte er darüber nach, dorthin zu gehen, aber warum? Loup hatte eine ganze Brigade, während Sharpe nur über eine halbe Kompanie verfügte. »Wie nah kommt man heran, ohne gesehen zu werden?«, fragte er.

El Castrador zuckte mit den Schultern. »Eine halbe Meile vielleicht. Aber es gibt dort auch einen Hohlweg, ein Tal, durch das die Straße verläuft. Ich habe schon oft gedacht, dass man El Lobo dort in die Falle locken könnte. Früher hat er immer Kundschafter in das Tal geschickt, bevor er hindurchgeritten ist, heute aber nicht mehr. Heute fühlt er sich zu sicher.«

Also mussten sie zu dem Hohlweg, dachte Sharpe, und die Augen offen halten. Einfach nur beobachten. Sonst nichts. Kein Angriff, kein Hinterhalt, kein Ungehorsam und keine Heldentaten, nur Aufklärung. Und Wellington hatte ihm zwar befohlen, die Real Compañía Irlandesa ins Hauptquartier zu bringen, dachte er, aber er hatte ihm nicht gesagt, welchen Weg er nehmen sollte. Nichts und niemand hatte Sharpe verboten, einen Umweg über San Cristóbal zu machen, auch wenn dieser Gedankengang recht fadenscheinig war. Tatsächlich wäre es auch vernünftig gewesen, Loup schlicht zu vergessen, doch es widersprach Sharpes Naturell, einfach den Schwanz einzuziehen, wenn er geschlagen worden war. »Hat Loup Artillerie in San Cristóbal?«, fragte er den Guerillero.

»Nein, *Señor*.«

Sharpe fragte sich, ob Loup vielleicht dafür gesorgt hatte, dass er diese Informationen bekam. Wollte Loup Sharpe in eine Falle locken? »Würden Sie uns begleiten, *Señor?*«, fragte er El Castrador. Er nahm an, dass der Guerillero ihn niemals begleiten würde, wenn Loup seine Informationsquelle war.

»Um Loup zu beobachten«, fragte der Spanier misstrauisch, »oder um gegen ihn zu kämpfen?«

»Um ihn zu beobachten«, antwortete Sharpe. Dabei wusste er selbst nicht, ob das die ehrliche Antwort war.

Dabei sah Sharpe das eigentlich genauso. Er hatte nicht genug Männer, es sei denn, es gelang ihm, Loup in dem Hohlweg eine Falle zu stellen. Eine gut gezielte Gewehrkugel würde den Mann genauso sicher töten wie der Angriff eines ganzen Bataillons, und wenn Sharpe an Oliveiras geschundenen und gefolterten Leib dachte, dann hatte Loup diese Kugel auch mehr als verdient. Also, dachte Sharpe, würde er seine Riflemen nach San Cristóbal führen, und vielleicht würde sich dort ja die Gelegenheit für einen Hinterhalt ergeben, sodass er Rache nehmen konnte. »Wir

würden Ihre Hilfe sehr begrüßen«, schmeichelte Sharpe El Castrador.

»In einer Woche, *Señor*«, sagte El Castrador, »kann ich eine respektable Truppe aufstellen.«

»Wir gehen noch heute Nacht«, erklärte Sharpe.

»Heute Nacht?« Der Spanier war entsetzt.

»Ich habe einmal einen Stierkampf gesehen«, erzählte Sharpe, »und der Matador hat dem Stier den Todesstoß versetzt, den in den Nacken und durch die Schulter, und der Stier wankte und sank auf die Knie. Der Mann zog den Degen wieder raus, hob triumphierend die Arme und kehrte dem Tier den Rücken zu. Sie können sich sicher vorstellen, was dann passiert ist.«

El Castrador nickte. »Der Stier ist wieder aufgestanden.«

»Ein Horn traf den Mann unten am Rücken«, bestätigte Sharpe. »Jetzt bin ich dieser Stier, *Señor*, und ich muss gestehen, dass ich verwundet bin, aber Loup hat mir den Rücken zugekehrt. Deshalb hält er uns heute auch für schwach, und deshalb werden wir marschieren.«

»Aber nur, um ihn zu beobachten«, sagte der Guerillero vorsichtig. Er hatte sich an Loup schon viel zu oft die Finger verbrannt, als dass er einen Kampf riskieren wollte.

»Nur, um ihn zu beobachten«, log Sharpe. »Nur, um ihn zu beobachten.«

Harper gegenüber war er ehrlicher. Er führte seinen Freund oben auf den Torhausturm, von wo aus die beiden Riflemen über das Tal hinweg zu den Hügeln blickten, hinter denen sich San Cristóbal verbarg. »Ich weiß wirklich nicht, warum ich gehe«, gestand Sharpe. »Und wir haben nicht den Befehl zu gehen, und ich weiß noch nicht einmal, ob wir irgendetwas werden tun können, wenn wir da sind. Aber es gibt einen Grund dafür, dorthin zu gehen.« Verlegen hielt er kurz inne. Sharpe war es schon immer schwergefallen, seine privaten Gedanken in Worte zu fassen. Das ging allen Soldaten so. Und was er sagen wollte, war, dass ein Soldat nur so gut war wie die letzte Schlacht, die er geschlagen

hatte, und Sharpes letzte Schlacht war eine einzige blutige Katastrophe gewesen. Und es gab genug arrogante Narren in der Armee, die nur darauf warteten, dass so ein Emporkömmling wie Sharpe seine wohlverdiente Strafe erhielt, und das wiederum hieß, dass Sharpe gegen Loup zurückschlagen musste, wenn er seinen Ruf als glücklicher und siegreicher Soldat nicht verlieren wollte.

»Sie müssen Loup einfach den Arsch aufreißen, nicht wahr?«, brach Harper das Schweigen.

»Aber dafür habe ich nicht genug Männer«, sagte Sharpe. »Die Riflemen werden mich begleiten, aber Donajus Männer kann ich nicht nach San Cristóbal befehlen. Vermutlich ist die ganze Idee nur Zeitverschwendung, Pat, aber es besteht durchaus die Möglichkeit, die kleine Möglichkeit, dass ich den einäugigen Bastard ins Visier bekomme.«

»Sie werden überrascht sein, Sir«, sagte Harper. »Nicht wenige von der Real Compañía Irlandesa würden uns nur allzu gern begleiten. Für die Offiziere kann ich zwar nicht sprechen, aber Sergeant Major Noonan wird mitkommen und auch Rourke. Und da ist noch so ein wilder Bastard mit Namen Leon O'Reilly, der einfach nur Froschfresser töten will, und es gibt noch jede Menge mehr von ihnen. Sie haben etwas zu beweisen, wissen Sie? Und sie sind bei Weitem nicht so feige Schweine wie Kiely.«

Sharpe lächelte und zuckte dann mit den Schultern. »Das ist alles vermutlich nur Zeitverschwendung, Pat«, wiederholte er.

»Was wollen Sie denn sonst heute Nacht tun?«

»Nichts«, antwortete Sharpe. »Absolut gar nichts.« Er wusste, wenn er einer weiteren Niederlage entgegenmarschierte, dann könnte er alles verlieren, was er sich je verdient hatte. Aber er wusste auch, wenn er nicht ging, egal wie hoffnungslos das Ganze auch sein mochte, dann würde er damit akzeptieren, dass Loup ihm den Arsch aufs Übelste versohlt hatte, und das wollte er einfach nicht auf sich sitzen lassen. Ja, vermutlich würde er gar nichts

erreichen, wenn er gegen San Cristóbal marschierte, aber er musste es einfach tun.

Sie marschierten kurz nach Einbruch der Dunkelheit. Donaju bestand darauf mitzukommen, und fünfzig seiner Männer wollten ebenfalls mit. Es wären auch noch mehr mitgekommen, doch Sharpe wollte, dass der Großteil der Real Compañía Irlandesa die Familien und Wagen bewachte. Alles und jeder, der in San Isidro blieb, musste ins Torhaus gebracht werden für den Fall, dass Loup noch mal zurückkommen würde, um zu beenden, was er letzte Nacht begonnen hatte. »Und bei meinem verdammten Glück wird genau das passieren«, grummelte Sharpe. »Ich marschiere, um ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen, und er marschiert, um mir die Eier abzuschneiden.« Er hatte seine Riflemen als Kundschafter vorausgeschickt für den Fall, dass die Franzosen nach San Isidro zurückkehrten.

»Was sollen wir tun, wenn wir auf sie treffen?«, fragte Donaju.

»Verstecken«, antwortete Sharpe. »Mit siebzig Mann können wir nicht gegen tausend kämpfen, nicht auf freiem Feld.« Ein Hinterhalt könnte in der Nacht vielleicht funktionieren, aber kein Feuergefecht in offenem, vom Mond erhelltem Gelände gegen einen vielfach überlegenen Feind. »Und ich hasse Kämpfe bei Nacht«, fuhr Sharpe fort. »In Indien bin ich mal in einen verdammten Nachtkampf geraten. Wir sind durch die verfluchte Dunkelheit gekrochen, und niemand hat gewusst, was er tat oder warum, mit Ausnahme der Inder. Die wussten das nur allzu gut. Sie haben uns mit Raketen beschossen. Als Waffen sind die Dinger völlig nutzlos, aber in der Nacht hat ihr Feuer uns geblendet, und bevor ich mich versah, war ich von zwanzig Riesenkerlen mit aufgepflanztem Bajonett umzingelt.«

»Wo war das?«, fragte Donaju.

»In Seringapatam.«

»Was hatten Sie überhaupt in Indien zu suchen?«, wollte Donaju wissen. Seine Missbilligung war ihm deutlich anzuhören.

»Das Gleiche wie hier«, antwortete Sharpe gereizt. »Wir haben die Feinde des Königs umgebracht.«

El Castrador wollte wissen, worüber die beiden redeten, also übersetzte Donaju es für ihn. Der Guerillero litt, denn Sharpe hatte jedem verboten zu reiten. El Castradors Pferd wurde zusammen mit denen der spanisch-irischen Offiziere bei der Nachhut am Strick geführt. Sharpe hatte auf dieser Vorsichtsmaßnahme bestanden, weil Männer zu Pferd dazu neigten, sich aus der Marschformation zu lösen, und die Silhouette eines Reiters auf einem Hügelkamm hätte die Franzosen alarmieren können. Und Sharpe hatte ebenfalls darauf bestanden, dass niemand eine geladene Muskete trug, denn wenn er im Dunkeln stolperte, könnte sich sonst ein Schuss lösen, und der wäre in der windstillen Nacht weit zu hören.

Der Marsch war nicht hart. Die erste Stunde war die schlimmste, denn sie mussten den steilen Hang gegenüber San Isidro rauf, doch als sie oben angekommen waren, wurde das Land flach. Auf dem Pfad hatten die Bauern früher ihr Vieh ins Hochland getrieben, und dementsprechend gut und breit war er. Der Weg wand sich zwischen Felsen hindurch, hinter denen sich feindliche Spähposten hätten verbergen können. Normalerweise hätte Sharpe solche gefährlichen Stellen erst einmal erkunden lassen, doch heute Nacht hatte er es eilig. Er war in einer gefährlichen, fatalistischen Stimmung. Vielleicht, dachte er, waren das ja die Nachwirkungen der Niederlage, eine Art Schockreaktion, in der ein Mann blind um sich schlug, und auf dieser dämlichen Mondschein-Expedition waren sie definitiv blind, zumal Sharpe wusste, dass sein unerledigter Streit mit Brigadier Loup auch danach noch unerledigt bleiben würde.

Niemand, der auch nur einigermaßen bei Verstand war, konnte erwarten, gegen ein befestigtes Dorf marschieren zu können, das noch nicht einmal aufgeklärt war, um dort einen erfolgreichen Hinterhalt zu legen. Vermutlich würde die kleine Truppe das Dorf nur aus großer Entfernung beobachten, und Sharpe würde feststellen müssen, dass er weder etwas gegen die Befestigungen noch in dem Hohlweg ausrichten konnte, und dann würden die Gardisten und die Riflemen unverrichteter Dinge nach San Isidro zurückmarschieren, und außer wunden Füßen hätten sie nichts vorzuweisen.

Kurz nach Mitternacht erreichte die Kolonne einen flachen Hügelkamm, von dem aus man das Tal von San Cristóbal überblicken konnte. Sharpe ließ seine Männer unterhalb des Kamms ausruhen, während er, Harper, Donaju und El Castrador nach oben krochen. Dort legten sich die Männer zwischen die Steine und spähten zum Dorf hinunter.

Die grauen Steine, aus denen das Dorf gebaut war, wirkten im Mondlicht fast weiß, und tiefe Schatten fielen in die Gassen zwischen den Häusern. Der weiß verputzte Glockenturm der Kirche schien förmlich zu glühen, so klar war die Nacht und so hell der Halbmond, der über den schimmernden Hügeln schien.

Sharpe richtete sein Fernrohr auf den Turm. Er konnte zwar das Storchennest auf dem Dach erkennen und das Mondlicht auf der Glocke, aber keine Wache. Allerdings hatte er das auch nicht erwartet, denn wer auch immer in so einer kalten Nacht dort oben Wache schieben musste, hatte sich vermutlich in einer windgeschützten Ecke zusammengekauert.

San Cristóbal sah aus, als sei es einst ein hübsches Dorf gewesen, bevor Loups Brigade die Bewohner vertrieben und ihre Lebensgrundlage zerstört hatte. Die stabilen Mauern der Weiden waren dazu gedacht, Kampfstiere einzuzäunen. Und diese Kampfstiere hatten wohl auch die schöne Kirche bezahlt und die guten Häuser, die Sharpe durch das

Fernrohr sah. In Fuentes de Oñoro, dem kleinen Dorf, wo Sharpe zum ersten Mal El Castrador getroffen hatte, waren die Hütten größtenteils niedrig und fast fensterlos gewesen, doch in San Cristóbal hatten einige Häuser sogar zwei Stockwerke, und alle Außenwände hatten Fenster und in einem Fall auch einen kleinen Balkon. Sharpe nahm an, dass in der Hälfte dieser Fenster Wachen saßen.

Er ließ seinen Blick den Pfad entlang wandern, bis ein Weg von ihm abzweigte und auf die Hauptstraße des Dorfes führte, die an einer Stelle von einer Mauer zwischen zwei Häusern versperrt wurde. Da war eine Lücke in der Mauer, doch schattenhaft sah Sharpe eine zweite Mauer hinter der ersten. Er machte eine Zickzackbewegung mit der Hand und schaute zu El Castrador. »Das Tor, *Senor?«*

»Si. Drei Mauern!« El Castrador übertrieb die Zickzackgeste, um zu verdeutlichen, wie labyrinthartig der Durchgang wirklich war. Solch ein Labyrinth würde jeden Angreifer verlangsamen, während Loups Männer ihn aus den oberen Fenstern mit Musketenfeuer eindeckten.

»Wie bekommen sie ihre Pferde rein?«, fragte Donaju auf Spanisch.

»Auf der anderen Seite«, antwortete El Castrador. »Da gibt es ein Tor. Ein sehr stabiles Tor. Und der Hohlweg ist auch auf der anderen Seite, *Senor.* Sehen Sie, wo die Straße in die Hügel führt? Dort sollten wir hingehen.«

»Himmel, nein«, sagte Sharpe. Die Hoffnung, die er auf El Castradors Hohlweg gesetzt hatte, löste sich in dem Augenblick in Luft auf, als er sah, wo er war. Die Kluft mochte ja perfekt für einen Überraschungsangriff sein, aber sie war zu weit weg, und Sharpe wusste, dass sie sie nicht vor Sonnenaufgang erreichen konnten. So viel also zu einem Hinterhalt.

Sharpe richtete sein Fernrohr wieder auf das Dorf und nahm eine Bewegung wahr. Unwillkürlich verspannte er sich, doch dann erkannte er, dass es sich nur um Rauch aus einem Kamin tief im Dorf handelte. Der Rauch war schon die

ganze Zeit da gewesen, doch irgendjemand musste gerade Holz aufs Feuer geworfen haben, um die Glut wieder anzufachen, und das erklärte, warum plötzlich so ein Schwall aus dem Kamin gekommen war.

»Die liegen alle gemütlich in ihren Betten«, sagte Donaju. »Sie schlafen tief und fest.«

Sharpe richtete das Fernrohr auf die Dächer. »Keine Flagge«, sagte er schließlich. »Weht da für gewöhnlich eine Fahne?«, fragte er El Castrador.

Der große Mann zuckte mit den Schultern. »Manchmal ja, manchmal nein.« Er wusste die Antwort offensichtlich nicht.

Sharpe schob das Fernrohr wieder zusammen. »Stellen Sie ein Dutzend Mann als Wachen auf, Donaju«, befahl er, »und sagen Sie dem Rest, sie sollen eine Weile schlafen. Pat? Schick Latimer und ein paar Jungs zu der Anhöhe da.« Er deutete auf eine Felskuppe, von der aus man den besten Blick über das umliegende Gelände hatte. »Du und der Rest der Rifles kommt mit mir.«

Harper hielt kurz inne, als wolle er nach Einzelheiten des Plans fragen, doch dann kam er zu dem Schluss, dass er besser stumm gehorchen sollte, und ließ sich vom Hügel hinabgleiten. Donaju runzelte die Stirn. »Ich soll Sie nicht begleiten?«

»Irgendjemand muss das Kommando übernehmen, wenn ich falle«, sagte Sharpe. »Also halten Sie die Augen offen. Bleiben Sie bis drei Uhr morgens hier, und wenn Sie dann noch nichts gehört haben, gehen Sie wieder heim.«

»Und was wollen Sie da tun?«, fragte Donaju und deutete auf das Dorf.

»Das riecht irgendwie falsch«, sagte Sharpe. »Ich kann es nicht erklären, aber es riecht irgendwie falsch. Also werde ich mir das mal genauer ansehen. Mehr nicht, Donaju. Ich will nur mal nachschauen.«

Captain Donaju war noch immer unglücklich darüber, dass er Sharpe auf der Patrouille nicht begleiten durfte, doch er widersprach ihm nicht. Immerhin hatte Sharpe jahrelange

Kampferfahrung, und Donaju war letzte Nacht zum ersten Mal dabei gewesen. »Und was soll ich den Briten sagen, wenn Sie sterben?«, fragte er Sharpe in tadelndem Ton.

»Sie sollen mir die Stiefel ausziehen, bevor sie mich begraben«, antwortete Sharpe. »Ich will mir nicht auch noch in der Ewigkeit Blasen laufen.« Er drehte sich um und sah, wie Harper die Riflemen den Hang hinaufbrachte. »Bereit, Pat?«

»Aye, Sir.«

»Sie bleiben ebenfalls hier«, sagte Sharpe zu El Castrador.

»Einverstanden. Ich warte hier, *Señor*.« Der Tonfall des Guerilleros verriet, dass er nicht den geringsten Wunsch verspürte, näher an den Wolfsbau heranzugehen.

Sharpe führte seine Männer hinter dem Kamm nach Süden, bis sie eine Reihe von Felsen fanden, in deren Schatten sie bis zu der nächstgelegenen Weidemauer schleichen konnten. Sie liefen gebückt, bewegten sich aber trotzdem schnell, denn die tiefen Schatten der Mauer waren wie schwarze Gassen, in denen alles unsichtbar war und die bis ans Dorf führten.

Auf halbem Weg durchs Tal blieb Sharpe stehen und schaute zur Vorsicht noch einmal durch sein Fernrohr. Jetzt sah er auch, dass die unteren Fenster der Häuser zugemauert waren. Nur die oberen hatte man für Beobachtungsposten frei gelassen. Und er sah auch die Fundamente von zerstörten Häusern außerhalb des Dorfes. Man hatte sie eingerissen, damit kein Angreifer in der Nähe von San Cristóbal Deckung fand. Zusätzlich hatte Loup auch noch die Weidemauern nahe des Dorfes einreißen lassen, sodass seine Männer freie Schussbahn hatten. Sharpe konnte bis auf sechzig, siebzig Schritt an das Dorf heran, doch alles dahinter war freie Fläche.

»Die Scheißkerle gehen wirklich kein Risiko ein«, bemerkte Harper.

»Kannst du Ihnen das zum Vorwurf machen?«, erwiderte Sharpe. »Ich würde auch ein paar Mauern einreißen, um zu

verhindern, dass El Castrador seine Technik an mir verfeinert.«

»Und was tun wir jetzt?«, fragte Harper.

»Das weiß ich noch nicht.«

Sharpe hatte sich bis in Schussweite einer feindlichen Befestigung genähert, und er empfand noch nicht einmal den Hauch von Furcht. Tatsächlich war er noch nicht einmal nervös. Vielleicht, dachte er, ist Loup ja gar nicht da. Aber vielleicht konnte sich Sharpe ja auch nicht mehr auf seinen Bauch verlassen. Vielleicht zog Loup ja die Strippen hier, lockte Sharpe immer näher heran und vermittelte seinem Opfer ein falsches Gefühl von Sicherheit.

»Es *muss* jemand da sein«, sagte Harper. »Sonst wäre da ja kein Rauch.«

»Das Vernünftigste wäre wohl«, erklärte Sharpe, »wenn wir uns einfach wieder verpissen und ins Bett gehen.«

»Das Vernünftigste«, erwiderte Harper, »wäre es, die verdammte Armee zu verlassen und im Bett zu sterben.«

»Im Bett zu sterben? Mit der Erwartung sind wir ja wohl kaum in die Armee eingetreten, oder, Pat?«

»Sprechen Sie nur für sich selbst, Sir. Ich bin eingetreten, weil ich endlich mal eine ordentliche Mahlzeit haben wollte«, sagte Harper. Er schüttete zuerst Pulver auf die Pfanne der Baker Rifle, dann auf die des Salvengewehrs. »Mich umbringen zu lassen war nicht Teil des Plans.«

»Ich habe mich gemeldet, um dem Galgen zu entgehen«, sagte Sharpe. Er machte sein eigenes Gewehr kampfbereit und schaute wieder zu den vom Mond erhellten Wänden des Dorfes. »Verdammt«, sagte er. »Ich gehe näher ran.« Es war wie das Spiel, das Kinder spielten, wenn sie versuchten, sich so nah wie möglich an einen Erwachsenen heranzuschleichen, ohne bemerkt zu werden, dachte Sharpe, und plötzlich strahlte das Dorf eine geradezu kindliche Bedrohung aus. Es war wie die Burg eines bösen, schlafenden Riesen, der in keinem Fall geweckt werden durfte, wenn man nicht vernichtet werden wollte.

Warum riskiere ich das überhaupt?, fragte sich Sharpe. Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er nicht zur Festung seines erbittertsten Feindes gekommen war, um jetzt einfach wieder umzudrehen. »Behaltet die Fenster im Auge«, sagte er zu seinen Männern. Dann schlich er durch die Schatten einer Mauer bis zu der Stelle, wo nur noch ein paar verstreute Steine verrieten, wo die Mauer einst weitergegangen war.

Aber diese verstreuten Steine mit ihren Schatten boten wenigstens etwas Deckung. Sharpe starrte die Steinhaufen an und überlegte, ob er sich auch in den kleineren Schatten würde verbergen können. Dann schaute er wieder zum Dorf. Nichts rührte sich dort außer dem Rauch von Holzfeuern, der in der sanften Nachtbrise waberte.

»Kommen Sie wieder zurück, Sir!«, zischte Harper leise.

Doch stattdessen atmete Sharpe tief durch, legte sich flach auf den Boden und kroch ins Mondlicht hinaus. Wie eine Schlange glitt er zwischen den Steinen hindurch, so langsam, dass kein Wachtposten die Bewegung inmitten der Schatten wahrnehmen konnte. Immer wieder blieb er mit seinem Gürtel, seinen Taschen oder dem Bandolier an den Steinen hängen, doch jedes Mal befreite er sich wieder und kroch ein paar Fuß weiter, bevor er sich nicht mehr rührte und in Richtung Dorf lauschte. Er rechnete fest damit, das Klicken von Zündhähnen zu hören, die gespannt wurden, kurz darauf gefolgt von einem ohrenbetäubenden Schuss. Doch er hörte nichts außer dem sanften Rauschen des Windes. Noch nicht einmal ein Hund bellte.

Sharpe kroch immer näher und näher heran, bis die Steinhaufen schließlich endeten und nur noch eine mondbeschienene, freie Fläche zwischen ihm und der Wand des nächstgelegenen Hauses war. Sharpe starrte zu dem Fenster hinauf und sah nichts. Und er roch auch nichts außer dem Gestank der Misthaufen in der Stadt: keinen Tabak, kein nasses Sattelleder, keine ungewaschenen Uniformen. Nur der schwache Geruch eines Holzfeuers

mischte sich unter den Gestank von Mist, doch ansonsten deutete nichts darauf hin, dass sich Menschen im Dorf befanden. Zwei Fledermäuse flatterten dicht an der Wand vorbei.

Sharpe war inzwischen nahe genug an das Dorf herangekommen, um Spuren der Vernachlässigung zu sehen. Der Putz bröckelte. Auf den Dächern fehlten Schindeln, und die Fensterrahmen waren herausgebrochen, wahrscheinlich, um sie als Feuerholz zu verwenden. Die Franzosen hatten die Einwohner von San Cristóbal vertrieben und eine Geisterstadt daraus gemacht. Sharpe schlug das Herz bis zum Hals, während er versuchte, irgendetwas zu hören, das ihm verriet, was sich hinter den Mauern befand. Er spannte den Hahn seines Gewehrs, und das Klicken hallte unnatürlich laut durch die Nacht, doch niemand rief ihm eine Herausforderung entgegen.

»Ach, scheiß drauf.« Sharpe hatte das unwillkürlich laut gesagt, und im selben Moment stand er auf.

Er fühlte förmlich, wie Harper hundert Schritt entfernt die Luft anhielt. Die lautesten Geräusche in der Nacht waren Sharpes Stiefel im Gras und der Atem in seiner Kehle. Er streckte die Hand aus und berührte die kalte Wand, und niemand schoss oder rief ihn an, und so ging Sharpe um den Dorfrand herum, vorbei an den zugemauerten Fenstern und den verbarrikadierten Straßen, bis er schließlich das Labyrinth am Eingang erreichte.

Fünf Schritte von der äußeren Mauer entfernt blieb er stehen. Er leckte sich die Lippen und starrte in die dunkle Öffnung. Wurde er beobachtet? Zog Loup ihn wie der Zauberer im Turm immer näher zu sich heran? Hielten die Franzosen den Atem an, und konnten sie ihr Glück kaum fassen, dass ihr Opfer zu ihnen kam, langsam, Schritt für Schritt? Würde gleich die Hölle losbrechen? Würden gleich die ersten Schüsse fallen, gefolgt von Blut und Schmerz? Bei dem Gedanken wäre Sharpe beinahe wieder umgekehrt,

doch das verbot ihm sein Stolz, und er ging einen Schritt näher heran.

Und dann noch einen und noch einen, und plötzlich stand er mitten in der Öffnung, und nichts rührte sich. Gar nichts. Nun sah Sharpe auch die zweite Mauer und links einen weiteren, verlockenden Durchgang. Er schlüpfte hinein, weg vom Mondlicht und außer Sichtweite seiner Riflemen. Jetzt war er in dem Labyrinth, in Loups Falle, und er zwängte sich durch den engen Spalt zwischen den Mauern, das Gewehr im Anschlag und den Finger am Abzug.

Sharpe erreichte die zweite Öffnung und sah vor sich eine dritte Mauer, und auch da ging er hindurch, diesmal nach rechts und zu der letzten Öffnung in der letzten Mauer. Seine Stiefel schlurften über den Boden, und der Atem dröhnte ihm in den Ohren. Mondlicht fiel auf die dritte Mauer, doch in dem Labyrinth war es dunkel und kalt. Sharpe drückte sich mit dem Rücken an die mittlere Mauer, und das Gefühl des Steins auf seiner Uniform vermittelte ihm ein seltsames Gefühl von Sicherheit. Wieder rückte er seitwärts vor und versuchte, das Pochen seines Herzens zu ignorieren. Dann atmete er tief durch, ließ sich auf ein Knie nieder und machte eine rasche Seitwärtsbewegung, sodass er schließlich in der letzten Öffnung zu Loups Dorf kniete. Er zielte genau auf die weiß getünchte Kirche die Straße hinunter.

Und vor ihm war nichts.

Niemand stieß einen Triumphschrei aus. Niemand schnaubte verächtlich, und niemand befahl seine Gefangennahme.

Sharpe atmete langsam aus. Die Nacht war kalt. Dennoch lief ihm der Schweiß über die Stirn und brannte ihm in den Augen. Er schauderte und senkte das Gewehr.

Dann begann das Heulen.

KAPITEL SECHS

»Er ist verrückt, Hogan«, sagte Wellington. »Vollkommen verrückt. Er redet wirr. Man sollte ihn in Bedlam wegsperren, wo wir ihn für einen Sixpence besuchen und verspotten können. Waren Sie schon mal in Bedlam?«

»Einmal, Mylord, nur einmal.« Hogans Pferd war müde und gereizt, denn der Ire war lange und hart geritten, um den General zu finden, und diese Art der Begrüßung verwirrte ihn ein wenig. Und dass Hogan dazu noch ungewöhnlich früh hatte aufstehen müssen, stimmte ihn auch nicht gerade fröhlich. Dennoch gelang es ihm irgendwie, Wellington in dem gleichen scherzhaften Ton zu antworten. »Meine Schwester wollte sich die Verrückten ansehen, Mylord, aber wenn ich mich recht entsinne, haben wir beide nur zwei Pence bezahlt.«

»Sie sollten Erskine wegsperren«, knurrte Wellington, »und meinetwegen können die Leute ihn sich umsonst anschauen. Trotzdem – selbst Erskine sollte das schaffen, oder? Schließlich muss er den Ort nur abriegeln, nicht einnehmen.« Wellington inspizierte gerade die Verteidigungsanlagen um die von den Franzosen gehaltene Stadt Almeida. Dann und wann feuerte ein Geschütz aus der Stadt, und das Echo des Schusses hallte noch kurz von den Hügeln wider, nachdem das Geschoss schon längst harmlos den Tau aufgewirbelt hatte. Ein Dutzend Adjutanten und Kurierreiter folgte Wellington, dessen Silhouette im Licht der aufgehenden Sonne gut zu sehen war. Seine Lordschaft gab ein hervorragendes Ziel für die französischen Kanoniere ab, doch er ignorierte die Gefahr. Tatsächlich hielt er sogar immer wieder an, wenn er meinte, eine gute Aussichtsposition erreicht zu haben, fast als wolle er die

französischen Kanoniere verspotten. Immer wieder ließ er seinen Blick über die Kathedrale und die Zitadelle von Almeida schweifen, die von einer gewaltigen Schießpulverexplosion zerstört worden waren. Diese Explosion hatte die britischen und portugiesischen Verteidiger zur Kapitulation gezwungen, und jetzt standen die Briten wieder vor der Stadt, und die Franzosen waren die Verteidiger.

Die britischen Truppen standen dabei unter dem Befehl von Sir William Erskine. Erskines Männer hatten den Befehl, die Garnison in der Stadt festzuhalten, nicht sie zu erobern, und tatsächlich waren Erskines Geschütze auch nicht schwer genug, um die sternförmigen Bastionen ernsthaft zu beschädigen.

»Wie viele von den Gaunern sind da drin, Hogan?«, fragte Wellington und ignorierte die Tatsache, dass Hogan wohl kaum so weit und schnell geritten wäre, wenn er nicht etwas Wichtiges mitzuteilen hätte.

»Wir gehen von fünfzehnhundert Mann aus, Mylord.«

»Munition?«

»Jede Menge.«

»Und wie viel Proviant haben sie?«

»Meinen Quellen zufolge für zwei Wochen bei halben Rationen. Also können sie vermutlich gut einen Monat lang durchhalten. Bisweilen kann man schon den Eindruck gewinnen, dass sich die Franzosen von Luft ernähren. Mylord, dürfte ich übrigens vorschlagen, dass wir weiterreiten, bevor ein Kanonier sein Geschütz ausgerichtet hat? Außerdem wäre da noch etwas, was die Aufmerksamkeit Eurer Lordschaft bedarf.«

Wellington rührte sich nicht. »Ich errege absichtlich die Aufmerksamkeit der Kanoniere, Hogan«, erklärte Wellington scherzhaft. »Sie sollen ihr Zielvermögen verbessern. Vielleicht wird mich einer von ihnen dann ja von Erskine erlösen.« General Erskine war für gewöhnlich betrunken, halb blind und galt als verrückt. »Oder zumindest haben mir

das die Horse Guards gestanden«, sagte Wellington und erwartete aus irgendeinem Grund, dass Hogan seinem erratischen Gedankengang folgen konnte. »Ich habe ihnen geschrieben, Hogan, und mich darüber beschwert, dass sie mir ausgerechnet Erskine geschickt haben. Und wissen Sie, was sie mir geantwortet haben?« Wellington hatte Hogan diese Geschichte in den letzten drei Monaten mindestens ein halbes Dutzend Mal erzählt, doch der Ire wusste, wie sehr der General sie genoss. Also zeigte er Nachsicht mit seinem Herrn und Meister.

»Ich fürchte, das ist mir gerade entfallen, Mylord.«

»Sie haben geschrieben – ich zitiere –, dass er ›ohne Zweifel ein wenig verrückt ist, doch in seinen lichten Augenblicken ist er ein bemerkenswert kluger Kerl. Allerdings sah er ein wenig wild aus, als er sich eingeschifft hat‹!« Wellington lachte sein Pferdelachen. »Und? Wird Masséna versuchen, die Garnison zu entsetzen?«

Hogan erkannte am Tonfall des Generals, dass Wellington die Antwort darauf genauso gut kannte wie er. Deshalb entschied er sich, nichts dazu zu sagen. Die Antwort war ohnehin offensichtlich, denn sowohl Hogan als auch Wellington wussten, das Maréchal Masséna niemals fünfzehnhundert Männer nach Almeida geschickt hätte, nur damit sie ausgehungert wurden und den Rest des Krieges in irgendeinem ungastlichen Gefangenenlager in Dartmoor verbringen mussten. Almeida war zu einem bestimmten Zweck mit einer Garnison ausgestattet worden, und wie sein Herr und Meister, so vermutete auch Hogan, dass dieser Zweck kurz vor seiner Erfüllung stand.

Eine weiße Rauchwolke markierte die Stelle, wo ein Geschütz auf den Mauern abgefeuert worden war. Hogan sah die Kugel als flackernden, dunklen Strich am Himmel – ein sicherer Hinweis darauf, dass das Geschoss direkt auf den Beobachter zuflog. Eine halbe Drehung zu viel am Einstellrad des Geschützes, und die Kugel schlug vor dem

Ziel ein, eine halbe Drehung zu wenig, und sie flog kreischend über es hinweg.

Der Schuss war hundert Yards zu kurz, doch die Kugel sprang auf und raste über Wellingtons Kopf hinweg in ein Eichenwäldchen. Blätter wurden von den Bäumen gerissen, während die Kugel mehrmals von Stämmen abprallte.

»Ihre Geschütze sind zu kalt, Hogan«, sagte der General. »Sie schießen zu kurz.«

»Aber nicht viel, Mylord«, erwiderte Hogan aufgeregt, »und die Rohre werden schnell warm.«

Wellington lachte leise. »Sie lieben Ihr Leben, nicht wahr? Nun gut, reiten wir weiter.« Seine Lordschaft schnalzte mit der Zunge, und sein Pferd ging gehorsam den Hang hinunter und an einer britischen Batterie vorbei, die von einem mit Körben gekrönten Erdwall vor feindlichem Beschuss geschützt wurde. Viele der Kanoniere waren bis zur Hüfte nackt. Einige schliefen, und keiner von ihnen schien den vorbeireitenden Oberkommandierenden zu bemerken. Die meisten Generäle hätten sich von der Ignoranz der Männer beleidigt gefühlt, doch Wellington bemerkte nur den guten Zustand der Geschütze und nickte dem Batteriekommandeur anerkennend zu. Dann winkte er seinen Adjutanten, ihn und Hogan allein zu lassen. »Wohlan, was haben Sie mir zu berichten, Hogan?«

»Viel zu viel, Mylord, und nichts davon ist gut«, antwortete Hogan. Er nahm seinen Hut ab und wedelte sich frische Luft damit zu. »Maréchal Bessière hat sich mit Masséna zusammengeschlossen, Mylord. Er hat jede Menge Kavallerie und Artillerie mitgebracht, aber keine Infanterie, soweit wir haben feststellen können.«

»Wir? Meinen Sie damit Ihre Guerilleros?« Wellington fragte nach der Quelle der Information.

»In der Tat, Mylord. Sie haben Bessière auf dem Marsch beobachtet.« Hogan holte seine Schnupftabakdose heraus und gönnte sich eine erfrischende Prise, während Wellington die Nachricht verdaute. Bessière befehligte die französische

Armee in Nordspanien, und dass er Maréchal Masséna nun mit seinen Truppen verstärkte, deutete darauf hin, dass die Franzosen sich darauf vorbereiteten, Almeida zu entsetzen.

Schweigend ritt Wellington ein Stück weiter. Sein Weg führte ihn einen sanften Hang hinauf und zu einer grasbewachsenen Kuppe, von wo aus man wieder einen guten Blick auf die feindliche Festung hatte. Er holte sein Fernrohr heraus und ließ seinen Blick über die Mauern und die von Artilleriegeschossen zerstörten Dächer schweifen. Vor seinem geistigen Auge sah Hogan bereits, wie die Kanoniere ihr Geschütz auf das neue Ziel ausrichteten.

Wellington grunzte und schob das Fernrohr wieder zusammen. »Dann will Masséna diese Gauner also mit Nachschub versorgen, ja? Und wenn ihm das gelingt, Hogan, dann werden sie genug Munition und Proviant haben, bis die Hölle zufriert, mindestens bis zur Mitte des Sommers, und ich kann Almeida und Ciudad Rodrigo nicht gleichzeitig erstürmen. Also werden wir Masséna eben aufhalten müssen. Ich wette, der ist zu tief.« Letzteres bezog sich auf den Schuss der Kanone, die gerade auf der Mauer abgefeuert worden war. Rauch schoss über den Graben, während Hogan am Himmel nach dem Geschoss suchte. Die Kugel traf eine Sekunde vor dem Knall ein. Sie prallte unterhalb von Wellingtons Gefolge am Hang ab und sprang hoch über seinen Kopf hinweg und in einen Olivenbaum. Wellington wendete sein Pferd. »Aber Sie wissen doch, was es heißt, wenn ich versuche, Masséna vor Almeida aufzuhalten, nicht wahr, Hogan?«

»Der Coa, Mylord.«

»Genau.«

Wenn sich die Briten und Portugiesen den Franzosen vor Almeida stellten, dann würden sie den tiefen, schnell fließenden Coa im Rücken haben, und wenn es Masséna gelang, Wellingtons rechte Flanke zurückzuwerfen – was er mit Sicherheit versuchen würde –, dann bliebe der Armee nur noch eine einzige Straße für den Rückzug. Und diese

Straße führte über eine hohe, schmale Brücke über eine ansonsten undurchquerbare Klamm, und wenn eine geschlagene Armee mit all ihren Geschützen, ihrem Tross, den Frauen, Packpferden und Verwundeten versuchen würde, diese schmale Brücke zu überqueren, dann brach das Chaos aus. Und in dieses Chaos würde sich dann die schwere Reiterei des Kaisers stürzen, und die britische Armee, die die Franzosen aus Portugal vertrieben hatte, würde an der spanischen Grenze sterben. Die Franzosen würden zum Gedenken an diesen Sieg eine neue Brücke über die Seine bauen, und sie würde den seltsamen Namen Pont Castello Bom tragen.

»Also werden wir Maréchal Masséna wohl besiegen müssen«, sagte Wellington zu sich selbst. Dann drehte er sich wieder zu Hogan um. »Wann wird er kommen, Hogan?«

»Bald, Mylord, sehr bald. Die Versorgungslage in Ciudad Rodrigo lässt nichts anderes zu«, antwortete Hogan. Mit der Ankunft von Bessières Männern hatten die Franzosen nun viel zu viele Mäuler mit den Vorräten aus den Lagern von Ciudad Rodrigo zu füttern, und das wiederum hieß, dass sie marschieren mussten, wenn sie nicht verhungern wollten.

»Wie viel Mann hat Masséna jetzt?«, fragte Wellington.

»Er kann fünfzigtausend Mann ins Feld führen, Mylord.«

»Und ich kann ihm vierzigtausend entgegenwerfen«, sagte Wellington verbittert. »Eines Tages, Hogan, wird London doch noch glauben, dass wir diesen Krieg gewinnen können, und dann werden sie uns Truppen schicken, die nicht verrückt, blind oder versoffen sind, aber bis dahin …« Er ließ den Satz unvollendet. »Gibt es schon irgendetwas Neues zu diesen verdammten gefälschten Zeitungen?«

Hogan überraschte der plötzliche Themenwechsel nicht. Die Zeitungen, die die angeblichen Grausamkeiten in Irland beschrieben, hatten die irischen Soldaten in der britischen Armee zur Meuterei anstacheln sollen. Der Plan war fehlgeschlagen, aber nur knapp, und sowohl Hogan als auch Wellington fürchteten, dass wer auch immer

dahintersteckte, mit dem nächsten Versuch mehr Erfolg haben könnte. Und wenn dieser Erfolg sich just in dem Moment einstellte, da Masséna die Grenze überschritt, um Almeida zu entsetzen, dann könnte sich das als katastrophal erweisen. »Noch nicht, Mylord«, antwortete Hogan, »noch nicht.«

»Aber Sie haben die Real Compañía Irlandesa doch von der Grenze abgezogen, oder?«

»Sie sollten noch heute Morgen in Vilar Formoso eintreffen, Mylord«, sagte Hogan.

Wellington verzog das Gesicht. »Wann genau wollen Sie eigentlich Captain Sharpe von dem Ärger in Kenntnis setzen, in dem er steckt?« Der General wartete nicht auf die Antwort. »Hat er diese beiden Gefangenen wirklich an die Wand gestellt, Hogan?«

»Ich fürchte ja, Mylord«, antwortete Hogan ernst. General Valverde hatte die Exekution von Loups Männern im britischen Hauptquartier gemeldet, doch nicht um dagegen zu protestieren, sondern um aufzuzeigen, dass Loups Angriff auf San Isidro auf Sharpes Verantwortungslosigkeit zurückzuführen war. Valverde saß ganz hoch auf dem moralischen Ross und verkündete lautstark, dass man spanische und portugiesische Leben nicht dem britischen Oberbefehl anvertrauen dürfe. Die Portugiesen würden Valverdes Anschuldigungen zwar nicht sonderlich kümmern, doch die *Junta* in Cadiz freute sich immer über Munition gegen ihre britischen Verbündeten. Dabei hatte Valverde ohnehin schon eine ganze Litanei von Beschwerden nach Cadiz geschickt: Britische Soldaten salutierten nicht, wenn die Monstranz durch die Straßen getragen wurde, und die Freimaurer unter den britischen Offizieren nahmen keinerlei Rücksicht auf katholische Befindlichkeiten und trugen die Abzeichen ihres häretischen Kults offen zur Schau. Doch jetzt hatte er noch eine wesentlich bitterere, verletzendere Anschuldigung vorzubringen, nämlich dass die Briten auch

das letzte Blut ihrer Verbündeten vergießen würden. San Isidro sei Beweis genug dafür.

»Dieser verdammte Sharpe«, sagte Wellington.

Dieser verdammte Valverde, dachte Hogan, doch Großbritannien brauchte den guten Willen der Spanier mehr als einen Rifleman, egal wie tapfer er auch sein mochte.

»Ich habe noch nicht mit Sharpe gesprochen, Mylord«, sagte Hogan, »aber ich nehme an, er hat diese beiden Männer wirklich umgebracht. Wie ich gehört habe, war es das Übliche: Loups Männer haben die Frauen des Dorfes vergewaltigt.« Hogan zuckte mit den Schultern, als wolle er damit sagen, solche Schrecken seien inzwischen Alltag.

»Es mag ja das Übliche sein«, erklärte Wellington verärgert, »aber das rechtfertigt noch lange nicht die Exekution von Kriegsgefangenen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Männer, die vom einfachen Soldaten zum Offizier befördert werden, irgendwann zu Trinkern werden, nicht jedoch unser Mister Sharpe. Nein, ich befördere Sergeant Sharpe, und er führt einen Privatkrieg hinter meinem Rücken! Loup hat San Isidro nicht angegriffen, um Oliveira oder Kiely zu vernichten, Hogan. Er wollte Sharpe, und damit ist der Verlust der *Caçadores* die Schuld von Sharpe!«

»Das wissen wir nicht, Mylord.«

»Aber die Spanier werden das glauben, Hogan, und sie werden es weithin bekannt machen, und das wiederum macht es verdammt schwer für uns, Runciman die Schuld in die Schuhe zu schieben. Sie werden sagen, dass wir den eigentlich Schuldigen decken und dass wir viel zu leichtfertig mit dem Leben unserer Alliierten umgehen.«

»Wir können immer noch erklären, dass die Vorwürfe gegen Captain Sharpe boshaft und haltlos sind, Mylord.«

»Ich dachte, er hätte das gestanden«, erwiderte Wellington in barschem Ton. »Hat er Oliveira gegenüber nicht sogar mit den Hinrichtungen geprahlt?«

»Das habe ich auch so verstanden, Mylord«, sagte Hogan, »doch von Oliveiras Offizieren hat niemand überlebt, um das zu bezeugen.«

»Wer kann das denn bezeugen?«

Hogan zuckte mit den Schultern. »Kiely und seine Hure, Runciman und der Priester.« Hogan versuchte, die Liste so trivial wie möglich klingen zu lassen. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich fürchte, es gibt zu viele Zeugen, Mylord. Ganz zu schweigen von Loup selbst. Außerdem könnte Valverde durchaus versuchen, die Franzosen zu einem formalen Protest zu bewegen. Ein solches Dokument könnten wir nur schwer ignorieren.«

»Dann muss Sharpe also geopfert werden?«, fragte Wellington.

»Ich fürchte ja, Mylord.«

»Verdammt noch mal, Hogan!«, schnappte Wellington. »Was zum Teufel geht da zwischen Sharpe und Loup vor?«

»Ich wünschte, das wüsste ich, Mylord.«

»Ist das nicht Ihre Aufgabe?«, erwiderte der General wütend.

Hogan tätschelte sein müdes Pferd. »Ich war nicht müßig, Mylord«, sagte er mit einem Hauch von Ärger in der Stimme. »Ich weiß vielleicht nicht alles, was zwischen Sharpe und Loup vorgefallen ist, aber ich weiß, dass irgendjemand Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um Zwietracht in dieser Armee zu säen. Es gibt da einen neuen Mann aus Paris, einen Mann mit Namen Ducos, und der scheint deutlich cleverer zu sein als die üblichen Bastarde. Er ist auch derjenige, der hinter den gefälschten Zeitungen steckt. Und ich nehme an, Mylord, dass noch mehr von diesen Zeitungen unterwegs sind, und sie werden mit Sicherheit vor den Franzosen hier eintreffen.«

»Dann halten Sie sie auf!«, verlangte Wellington.

»Das kann ich, und das werde ich auch«, erklärte Hogan selbstbewusst. »Wir wissen, dass Kielys Hure sie über die Grenze bringt. Das Problem ist nur, dass wir den Mann bis

jetzt noch nicht gefunden haben, der sie in der Armee verteilt, und dieser Mann ist die eigentliche Gefahr, Mylord. Einer unserer Korrespondenten in Paris hat uns gewarnt, dass die Franzosen einen neuen Agenten in Portugal haben, einen Mann, von dem sie große Dinge erwarten. Ich würde ihn wirklich gern finden, bevor er diese Erwartungen erfüllt, und ich hoffe, dass uns die Hure zu ihm führen wird.«

»Sind Sie sicher, was die Frau betrifft?«

»Absolut«, erklärte Hogan. Seine Quellen in Madrid waren in Bezug auf das Weib mehr als deutlich gewesen, aber er wollte ihre Namen nicht nennen, noch nicht einmal vor Wellington. »Unglücklicherweise wissen wir nicht, wer dieser neue Mann in Portugal ist, aber irgendwann wird Kielys Hure unvorsichtig werden, und dann haben wir ihn.«

Wellington grunzte. Ein Grollen am Himmel kündete vom Vorbeiflug einer weiteren französischen Kanonenkugel, doch der General hob noch nicht einmal den Blick, um zu sehen, wo sie einschlug. »Verdammt soll dieser ganze Ärger sein, Hogan, und verdammt sollen auch Kiely und seine verdammten Männer sein – und erst der verdammte Sharpe! Wird Runciman schon auf seine Rolle als Opferlamm vorbereitet?«

»Er ist in Vilar Formoso, Mylord.«

Der General nickte. »Dann bereiten Sie das Gleiche für Sharpe vor. Geben Sie ihm Verwaltungsaufgaben, Hogan, und warnen Sie ihn, dass er sich vor einer Untersuchungskommission wird verantworten müssen. Dann informieren Sie General Valverde, dass wir den Vorfall untersuchen. Sie wissen ja, was Sie sagen müssen.« Wellington holte seine Taschenuhr heraus und klappte sie auf. Ein angewiderter Ausdruck zeigte sich auf seinem schmalen Gesicht. »Ich nehme an, wenn ich schon mal hier bin, werde ich auch Erskine besuchen müssen. Oder liegt der Verrückte vielleicht noch im Bett? Was meinen Sie?«

»Ich bin sicher, seine Adjutanten haben Sir William bereits über Ihre Anwesenheit informiert, Mylord, und ich glaube

nicht, dass er sich sonderlich geschmeichelt fühlen würde, wenn Sie ihn ignorieren.«

»Der ist ja empfindlicher als eine Jungfrau in der Kaserne. Und verrückt. Genau der Richtige, um Sharpes und Runcimans Untersuchungskommission zu leiten, Hogan. Wollen wir doch mal sehen, ob Sir William gerade einen lichten Moment hat und versteht, welches Urteil wir von ihm erwarten. Um Valverde die Zähne zu ziehen, müssen wir einen guten und einen schlechten Offizier opfern. Verdammt noch mal, Hogan, verdammt noch mal. Aber manchmal muss eben sein, was sein muss. Der arme Sharpe.« Seine Lordschaft warf noch einen letzten Blick auf Almeida, dann führte er seine Entourage zum Hauptquartier der Belagerer.

Und Hogan zerbrach sich den Kopf über die schmale Brücke bei Castello Bom, über Sharpe und vor allem über den geheimnisvollen Feind, der nach Portugal gekommen war, um Zwietracht in der Armee zu säen.

Das Haus mit dem rauchenden Kamin lag genau an der Ecke, wo die Straße auf den kleinen Kirchplatz mündete, und dort hatte das Heulen auch begonnen. Sharpe, der sich gerade erst erhoben hatte, hatte sich sofort wieder in die Schatten geduckt, als sich neben dem Haus knarrend ein Tor geöffnet hatte.

Dann waren die Hunde herausgerannt. Sie waren viel zu lange eingesperrt gewesen, und nun liefen sie glücklich die verlassene Straße rauf und runter. Eine Gestalt in Uniform führte ein Pferd und einen Maulesel heraus und wandte sich dann von Sharpe ab. Offenbar wollte sie San Cristóbal durch das größere Tor auf der anderen Seite verlassen. Einer der Hunde schnappte spielerisch nach dem Maulesel und erhielt dafür einen Tritt und einen Fluch.

Der Fluch war deutlich in der Straße zu hören. Es war die Stimme einer Frau, die Stimme von Doña Juanita de Elia, die gerade den Fuß in den Steigbügel gestellt hatte. Doch der

Hund stürzte sich im selben Augenblick wieder auf den Maulesel, als sie sich in den Sattel schwingen wollte. Der Maulesel, der mit zwei schweren Tragegestellen beladen war, scheute vor dem Hund und riss Doña Juanitas den Führzügel aus der Hand. Dann trottete er ängstlich auf Sharpe zu.

Doña Juanita de Elia fluchte erneut. Ihr Zweispitz war heruntergefallen, und die Nadeln lösten sich aus ihrem langen schwarzen Haar. Wütend steckte sie es wieder zurück und lief dem verängstigten Maulesel hinterher, der nur wenige Schritte von Sharpes Versteck entfernt stehen geblieben war. Die Hunde waren in die andere Richtung gerannt und tauften die Stufen der Kirche in ihrer Freude darüber, endlich wieder frei laufen zu können.

»Komm her, du Bastard«, befahl Doña Juanita dem Maulesel auf Spanisch. Sie trug die elegante Uniform der Real Compañía Irlandesa.

Sie bückte sich, um den Führzügel wieder aufzunehmen, und Sharpe trat ins Mondlicht hinaus. »Ich kann mir nie merken«, sagte er, »ob ›Doña‹ ein Titel ist oder nicht. Sage ich nun ›Guten Morgen, Mylady‹ oder einfach nur ›Guten Morgen‹?« Er blieb drei Schritte von ihr entfernt stehen.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Doña Juanita ihre Fassung zurückerlangte. Sie richtete sich wieder auf, schaute auf Sharpes Gewehr und dann zu ihrem Pferd, das dreißig Schritt entfernt auf sie wartete. Sie hatte einen Karabiner im Sattelholster, doch sie wusste, dass sie die Waffe nicht würde erreichen können. Sie trug einen kurzen Säbel an der Seite, und ihre Hand wanderte zum Heft, doch dann erstarrte sie, als Sharpe den Gewehrlauf hob.

»Sie würden doch keine Frau töten, Captain Sharpe«, sagte sie kalt.

»Im Dunkeln, Mylady? Und Sie in Uniform? Ich glaube nicht, dass mir das jemand zum Vorwurf machen könnte.«

Doña Juanita beobachtete Sharpe aufmerksam und versuchte abzuschätzen, wie ernst er diese Drohung meinte. Dann kam ihr ein Ausweg in den Sinn, und sie lächelte und

stieß einen kurzen Pfiff aus. Ihre Hunde blieben sofort stehen und spitzten die Ohren. »Ich werde meine Hunde auf Sie hetzen, Captain«, sagte sie.

»Weil die alles sind, was hier ist, nicht wahr?«, erwiderte Sharpe. »Loup ist weg. Wohin?«

Doña Juanita lächelte noch immer. »Meine Hündinnen haben schon einen Hirschbullen zerrissen, Captain. Nach zwei Minuten war nur noch Gekröse von ihm übrig. Die erste, die Sie erreicht, wird Ihnen an die Kehle springen, und sie wird Sie festhalten, während die anderen Sie zerfetzen.«

Sharpe erwiderte das Lächeln und hob dann die Stimme. »Pat! Bring sie rein!«

»Verdammt sollen Sie sein«, knurrte Doña Juanita. Dann pfiff sie erneut, und die Hunde sprangen die Straße hinunter. Im selben Augenblick drehte sie sich um und rannte zu ihrem Pferd, doch die schweren Sporen behinderten sie, und Sharpe packte sie von hinten. Er schlang den linken Arm um ihre Hüfte und hielt ihren Körper vor sich wie einen Schild, als er langsam zur nächstbesten Wand zurückwich.

»Wem werden sie jetzt an die Kehle springen, Mylady?«, fragte er. Er hatte Doña Juanitas zerzaustes Haar im Gesicht. Es roch nach Rosenwasser.

Doña Juanita trat nach ihm und versuchte, ihn mit dem Ellbogen zu schlagen, doch Sharpe war viel zu stark. Der schnellste Hund hatte sie fast erreicht, und Sharpe senkte mit der rechten Hand das Gewehr und drückte ab. Brutal laut hallte der Schuss durch die leere Straße. Durch Doña Juanitas Widerstand hatte Sharpe zwar nicht gut zielen können, trotzdem traf die Kugel das angreifende Tier am Bein und warf es im selben Augenblick jaulend zurück, als Harper die Riflemen durch das Labyrinth führte. Das plötzliche Erscheinen des Iren verwirrte die anderen Hunde. Sie wurden langsamer und versammelten sich wimmernd um die verletzte Hündin.

»Erlös das Vieh von seinen Qualen, Pat«, sagte Sharpe. »Harris? Geh zu Captain Donaju zurück, bestell ihm meine besten Grüße und sag ihm, er soll die Männer ins Dorf bringen. Cooper! Hol das Pferd der Lady. Und Perkins! Nimm der Lady den Säbel ab.«

Harper stakste durch die Hundemeute, zog sein Schwertbajonett und beugte sich über die blutende Hündin, die ängstlich nach ihm schnappte. »Ruhig, du blödes Vieh«, sagte er in sanftem Ton und schnitt dem Tier die Kehle durch. »Armes Tier«, seufzte er, als er sich wieder aufrichtete. Blut triefte von seinem Bajonett. »Gott schütze Irland, Sir, was haben Sie denn da gefunden? Lord Kielys Dame.«

»Verräter!«, sagte Doña Juanita zu Harper und spie ihn an. »Verräter! Du solltest *gegen* die Engländer kämpfen.«

»Oh, Mylady«, erwiderte Harper und wischte das Bajonett an seiner Jacke ab, »wir beide sollten uns mal ausführlich darüber unterhalten, wer hier für wen kämpfen sollte, aber im Augenblick habe ich mit dem Krieg hier genug zu tun.«

Vorsichtig zog Perkins Doña Juanita den Säbel aus dem Gürtel. Dann ließ Sharpe sie los. »Bitte, verzeihen Sie mir, dass ich Sie so hart angepackt habe, Ma'am«, sagte er betont formell.

Doña Juanita ignorierte seine Entschuldigung. Sie stand einfach nur stocksteif da und bemühte sich, vor den fremden Riflemen ihre Würde zu bewahren. Dan Hagman versuchte, den Maulesel aus der Straßenecke zu locken, in der er sich versteckt hatte.

»Bring ihn mit, Dan«, sagte Sharpe und ging dann die Straße hinauf zu dem Haus, aus dem Doña Juanita gerade gekommen war. Harper eskortierte sie und sorgte dafür, dass sie Sharpe in den Hof folgte.

Das Haus musste eines der größten im Dorf sein, denn das Tor führte auf einen geräumigen Hof mit Ställen auf beiden Seiten und einem prachtvoll überdachten Brunnen in der Mitte. Die Küchentür stand offen, und Sharpe duckte sich

hinein. Das Feuer glühte noch, und auf dem Tisch standen die Überreste einer Mahlzeit. Sharpe fand Kerzenstümpfe, entzündete sie an der Glut und stellte sie auf den Tisch zwischen die Teller und Becher. Mindestens sechs Leute hatten an diesem Tisch gegessen, und Sharpe schätzte, dass Loup und seine Männer noch nicht lange weg waren.

»Schau dich mal im Rest des Dorfes um, Pat«, sagte Sharpe zu Harper. »Nimm ein halbes Dutzend Männer mit, und sei vorsichtig. Ich nehme an, dass alle weg sind, aber man weiß ja nie.«

»Ich werde schon aufpassen, Sir.« Harper führte die Riflemen aus der Küche, und Sharpe blieb mit Doña Juanita allein zurück.

Sharpe deutete auf einen Stuhl. »Reden wir, Mylady.«

Doña Juanita schritt würdevoll auf die andere Seite des Tischs, legte die Hand auf die Stuhllehne und rannte dann plötzlich zur Tür. »Fahr zur Hölle!«, war ihr Abschiedsgruß.

Sharpe wurde von den Möbeln behindert, und als er die Tür erreichte, war Doña Juanita schon halb eine dunkle Treppe hinaufgelaufen. Er hastete hinter ihr her. Oben bog Doña Juanita rechts ab und rannte durch eine Tür, die sie hinter sich zuwarf. Kurz bevor sie sie hätte verriegeln können, trat Sharpe sie ein und warf sich durch die Öffnung. Doña Juanita lag im Mondschein auf dem Bett. Sie versuchte verzweifelt, einen Gegenstand aus einer Reisetasche zu fischen, und als Sharpe den Raum durchquerte, drehte sie sich mit einer Pistole zu ihm um. Sharpe warf sich auf sie und schlug ihr im selben Augenblick die Waffe aus der Hand, als sie abdrückte. Die Kugel schlug in die Decke, und Sharpe landete mit seinem ganzen Gewicht auf Doña Juanita. Sie schnappte unwillkürlich nach Luft und versuchte, ihm mit der freien Hand die Augen auszukratzen.

Sharpe rollte sich von ihr herunter, stand auf und wich zum Fenster zurück. Er keuchte. Sein linkes Handgelenk schmerzte von dem Schlag gegen die Pistole. Das Mondlicht fiel an ihm vorbei und ließ den Pistolenrauch silbern

schimmern. Das Bett war nur ein Haufen Strohmatratzen und darüber Pelze als Decken.

Doña Juanita setzte sich halb auf, funkelte Sharpe an und schien dann zu erkennen, dass ihr Trotz seine Grenzen erreicht hatte. Sie stieß ein wütendes Grunzen aus und brach auf den Pelzen zusammen.

Dan Hagman hatte den Pistolenschuss im Hof gehört. Er stürmte die Treppe herauf und durch die Tür, das Gewehr im Anschlag. Er schaute von der Frau auf dem Bett zu Sharpe. »Alles in Ordnung, Sir?«

»Nur eine kleine Meinungsverschiedenheit, Dan. Es ist niemand verletzt.«

Hagman schaute wieder zu Doña Juanita. »Die ist so richtig wild, Sir«, sagte er bewundernd. »Vielleicht sollte ihr mal jemand den Hintern versohlen.«

»Ich werde mich schon um sie kümmern, Dan. Hol du die Tragegestelle von dem Maulesel. Wollen wir doch mal sehen, was unser kleiner Hitzkopf hier fortschaffen wollte.«

Hagman ging wieder runter. Sharpe massierte sein Handgelenk und schaute sich in dem Raum um. Es war eine große Kammer mit hoher Decke und dunkler Holzvertäfelung, dicken Deckenbalken, einem Kamin und einem Wäscheschrank in der Ecke. Offensichtlich handelte es sich um das Schlafzimmer eines wohlhabenden Mannes und das Zimmer eines befehlshabenden Offiziers.

»Das ist ein großes Bett, Mylady«, sagte Sharpe, »viel zu groß für eine Person. Sind das Wolfsfelle?«

Doña Juanita schwieg.

Sharpe seufzte. »Sie und Loup, hm? Habe ich recht?«

Doña Juanita starrte ihn mit ihren dunklen Augen wütend an, aber sie sprach noch immer nicht.

»All die Tage, da Sie allein auf Jagd gegangen sind …«, sagte Sharpe. »Da sind Sie hierher zu Loup geritten.«

Wieder weigerte sie sich, etwas dazu zu sagen. Durch das Mondlicht lag ihr Gesicht halb im Schatten.

»Und Sie haben auch das Tor von San Isidro für Loup geöffnet, nicht wahr?«, fuhr Sharpe fort. »Deshalb hat er das Torhaus nicht angegriffen. Er wollte sicherstellen, dass Sie bei den Kämpfen nicht zu Schaden kommen. Ein wirklich netter Mann, nicht wahr? Er kümmert sich um seine Frau. Die Vorstellung von Ihnen und Lord Kiely hat ihm sicher nicht gefallen. Oder ist Loup nicht eifersüchtig?«

»Kiely war für gewöhnlich viel zu betrunken dafür«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Aaah – Sie haben Ihre Zunge also doch noch gefunden. Dann können Sie mir jetzt ja auch erzählen, was Sie hier gemacht haben.«

»Fahren Sie zur Hölle, Captain!«

Auf der Straße waren Stiefel zu hören, und Sharpe drehte sich zum Fenster um. Die Männer der Real Compañía Irlandesa waren eingetroffen.

»Donaju!«, rief Sharpe. »In die Küche hier!« Er drehte sich wieder zum Bett um. »Wir haben Gesellschaft, Mylady. Also lassen Sie uns runtergehen und gastfreundlich sein.« Er wartete, bis Doña Juanita aufgestanden war. Dann schüttelte er den Kopf, als sie sich trotzig weigerte zu gehen. »Ich werde hier nicht allein rausgehen, Mylady. Sie können also entweder auf ihren eigenen Beinen runtergehen oder sich von mir tragen lassen.«

Doña Juanita zupfte ihre Uniform zurecht und versuchte, sich das Haar wieder zu richten. Dann ging sie, gefolgt von Sharpe, in die von Kerzen erhellte Küche hinunter, wo El Castrador, Donaju und Sergeant Major Noonan am Tisch standen. Sie starrten Doña Juanita offenen Mundes an und drehten sich dann zu Sharpe um, doch der wollte die Anwesenheit der Dame nicht sofort erklären.

»Loup ist weg«, sagte Sharpe zu Donaju. »Ich habe Sergeant Harper losgeschickt, um sicherzustellen, dass wirklich niemand hier ist. Ich schlage vor, Ihre Männer kümmern sich um die Verteidigung für den Fall, dass Loup zurückkommt.«

Donaju schaute zu Doña Juanita und drehte sich zu Noonan um. »Sergeant Major? Sie haben den Befehl gehört.«

Noonan ging. El Castrador beobachtete Hagman, der den Maulesel entlud. Doña Juanita war zu den Überresten des Feuers gegangen und wärmte sich. Donaju schaute sie an und drehte sich dann fragend zu Sharpe um.

»Doña Juanita«, erklärte Sharpe nun doch noch, »ist eine viel beschäftigte Frau. Sie ist Lord Kielys Verlobte, Loups Geliebte und eine Agentin der Franzosen.«

Bei den letzten Worten riss Doña Juanita den Kopf hoch, machte aber keinerlei Anstalten, Sharpe zu widersprechen. Donaju starrte sie an, als könne er nicht glauben, was er gerade gehört hatte. Dann drehte er sich erneut zu Sharpe um und runzelte die Stirn. »Sie und Loup?«, fragte er.

»Ihr Liebesnest ist da oben, verdammt«, sagte Sharpe. »Gehen Sie ruhig rauf und schauen Sie nach, wenn Sie mir nicht glauben. Mylady hat Loup letzte Nacht ins Fort gelassen. Mylady, Donaju, ist eine gottverdammte Verräterin.«

»Hymnentexte, Sir«, unterbrach Hagman die beiden Offiziere verwirrt. »Aber verdammt alte. Ich habe so etwas schon daheim in der Kirche gesehen. Für die Musiker, wissen Sie? Aber nicht so welche.« Der alte Wilderer hatte den Maulesel entladen und einen großen Haufen mit Stäben gebundener Manuskripte mit Noten und Text entdeckt.

»Sie sind sehr alt.« Donaju war noch immer wie benommen von den Enthüllungen über Doña Juanita, doch jetzt ging er durch den Raum und schaute sich eines der Papierbündel an, die Hagman gefunden hatte. »Sehen Sie, Sharpe? Da sind nur vier statt fünf Stäbe. Sie könnten zwei–, dreihundert Jahre alt sein. Das ist Latein. Schauen wir mal.« Er legte die Stirn in Falten und mühte sich mit der Übersetzung. »›Klatscht in die Hände, alle, und ruft an den Herrn mit Worten des Triumphs.‹ Ich glaube, das ist ein Psalm.«

»Sie wollte mit Sicherheit keine Psalmen zu unseren Linien bringen«, sagte Sharpe, nahm sich das oberste Bündel und blätterte es durch. Es dauerte nur wenige Sekunden, und er fand die Zeitungen unter dem religiösen Text. »Das hier, Donaju …«, Sharpe hielt eine der Zeitungen in die Höhe, »… das hat sie transportiert.«

Doña Juanitas einzige Reaktion auf diese Entdeckung war, dass sie mit Nägelkauen begann. Sie schaute zur Küchentür, doch Harper war wieder zurück und der Hof voller Riflemen.

»Der Ort ist menschenleer, Sir. Die Bastarde sind weg«, berichtete Harper. »Und sie hatten es verdammt eilig, Sir, denn hier ist überall noch Beute.« Er nickte Captain Donaju respektvoll zu. »Ihre Männer sichern gerade die Umgebung, Sir.«

»Diesmal sind das aber keine amerikanischen Zeitungen«, sagte Sharpe, »sondern englische. Sie haben ihre Lektion vom letzten Mal wohl gelernt. Mach eine Zeitung zu alt, und niemand glaubt die Geschichten mehr, aber das Datum hier ist von letzter Woche.« Er warf die Zeitungen eine nach der anderen auf den Tisch. »Der *Morning Chronicle*, die *Weekly Dispatch*, das *Salisbury Journal*, der *Staffordshire Advertiser*. Da war wohl jemand sehr fleißig, hm, Mylady? Wer? Jemand in Paris? Werden diese Zeitungen dort gedruckt?«

Doña Juanita schwieg.

Sharpe zog eine weitere Zeitung aus dem Stapel. »Vermutlich sind sie vor drei Wochen in Paris gedruckt worden und gerade noch rechtzeitig hier eingetroffen. Immerhin wäre niemand erstaunt, einen zwei Wochen alten *Shrewsbury Advertiser* in Portugal zu sehen, nicht wahr? Ein schnelles Schiff könnte ihn problemlos gebracht haben, und es gäbe auch keine Rekruten, die frisch genug wären, um dem zu widersprechen. Wollen wir doch mal sehen, was diesmal drinsteht.« Sharpe blätterte durch die Zeitung und hielt sie ins Licht. »Lehrling verhaftet, weil er am Sabbat Fußball gespielt hat? Geschieht dem kleinen Scheißer recht, sage ich, aber das treibt wohl niemanden zur Meuterei.«

»Ich habe was gefunden«, sagte Donaju leise. Er hatte im *Morning Chronicle* gesucht, und jetzt faltete er die Zeitung und hielt sie Sharpe hin. »Da steht etwas über die Irische Division.«

»Es gibt keine Irische Division«, sagte Sharpe und nahm die Zeitung. Er fand den Artikel, den Donaju gefunden hatte, und las ihn laut vor: *»Unruhen bei den hibernianischen Truppen der Armee, die gerade in Portugal dienen«*, las Sharpe. Es war ihm peinlich, dass er nur so langsam lesen konnte, *»haben die Regierung zu einer neuen und palliativen …«*, das Wort bereitete ihm Schwierigkeiten, »… *Politik bewegt. Nach Ende dieses Feldzugs werden die irischen Regimenter zu einer Division zusammengefasst und in der Karibik stationiert. Das Schatzamt hat die Mitnahme von Ehefrauen untersagt, da es bezweifelt, dass die meisten, die sich so nennen, Gottes Segen erfahren haben. Ohne Zweifel werden die hitzköpfigen Iren in den Tropen ein Klima vorfinden, das mehr ihrem Naturell entspricht*.«

»Hier steht das Gleiche.« Donaju zeigte eine zweite Zeitung und erklärte El Castrador dann rasch, was in der verräucherten Küche vor sich ging.

Der Guerillero funkelte Doña Juanita an, als er von ihrem Verrat erfuhr. »Verräterin!«, spie er sie an. »Deine Mutter war eine Hure«, sagte er, soweit Sharpe dem schnellen, wütenden Spanisch folgen konnte, »und dein Vater ein alter Ziegenbock. Du hattest alles, und doch kämpfst du für Spaniens Feinde, während wir, die wir nichts haben, kämpfen, um unser Land zu retten.« Er spie erneut aus und fingerte an seinem kleinen Messer herum. Doña Juanita versteifte sich unwillkürlich, sagte aber noch immer nichts. Der Blick ihrer dunklen Augen wanderte wieder zu Sharpe, der gerade eine weitere Version der Geschichte gefunden hatte, dass alle irischen Regimenter nach Westindien verlegt werden sollten.

»Das ist eine ziemlich kluge Lüge«, sagte er und schaute zu Doña Juanita, »wirklich sehr clever.«

Donaju legte die Stirn in Falten. »Warum clever?« Die Frage hatte er Patrick Harper gestellt. »Würde es den Iren denn nicht gefallen, zusammengelegt zu werden?«

»Oh, das glaube ich schon, Sir, aber nicht in der Karibik und nicht ohne ihre Frauen. Gott helfe uns.«

»Die Hälfte der Männer würde keine drei Monate nach ihrer Ankunft an Gelbfieber sterben«, erklärte Sharpe, »und die andere Hälfte nach sechs Monaten. In die Karibik geschickt zu werden ist ein Todesurteil, Donaju.« Er schaute zu Juanita. »Wessen Idee war das, Mylady?«

Doña Juanita schwieg und kaute weiter auf ihrem Fingernagel. El Castrador schrie sie ob ihrer Sturheit an und zog das kleine, böse Messer. Donaju erbleichte bei der Flut von Obszönitäten, und er versuchte, dem Zorn des Riesen Einhalt zu gebieten.

»Nun, diese Geschichte hier ist offensichtlich unwahr«, unterbrach Sharpe den Aufruhr. »Zum einen wären wir bestimmt nicht so dumm, die Iren aus der Armee zu nehmen. Wer sollte dann die Schlachten für uns gewinnen?«

Harper und Donaju lächelten. Sharpe jubelte innerlich. Wenn diese Entdeckung nicht rechtfertigte, dass er seine Befehle missachtet hatte und nach San Cristóbal marschiert war, was dann? Er legte die Zeitungen auf einen Stapel und drehte sich zu Donaju um. »Schicken Sie jemanden zum Hauptquartier, Captain. Er soll Major Hogan suchen und ihm sagen, was wir hier gefunden haben. Hogan kann dann entscheiden, was wir tun sollen.«

»Ich werde selbst gehen«, sagte Donaju. »Aber was werden Sie in der Zwischenzeit machen?«

»Ich habe hier erst noch ein paar Dinge zu erledigen«, sagte Sharpe und schaute zu Doña Juanita. »Wie zum Beispiel herauszufinden, wo Loup ist, und warum er es so eilig hatte.«

Doña Juanita versteifte sich wieder. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Captain.«

»Wie Sie meinen. Aber vielleicht werden Sie ja mit ihm reden.« Sharpe nickte in Richtung El Castrador.

Doña Juanita warf einen ängstlichen Blick auf El Castrador, bevor sie sich wieder zu Sharpe umdrehte. »Seit wann sind britische Offiziere denn keine Gentlemen mehr, Captain?«

»Seit wir Schlachten gewinnen, Ma'am«, antwortete Sharpe. »So. Was soll's jetzt sein? Er oder ich?«

Donaju sah aus, als wolle er gegen Sharpes Verhalten protestieren, doch dann sah er den grimmigen Gesichtsausdruck des Rifleman und überlegte es sich anders. »Ich werde Hogan eine Zeitung mitnehmen«, sagte er leise, faltete ein gefälschtes Exemplar des *Morning Chronicle*, steckte es in die Tasche und verließ den Raum. Harper begleitete ihn und schloss die Küchentür hinter sich.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Harper zu Donaju, als sie im Hof waren. »Ich werde mich um die Lady kümmern.«

»Werden Sie?«

»Ich werde ihr ein schönes, tiefes Grab graben, Sir, und die Hexe mit dem Gesicht nach unten reinlegen, damit sie sich immer tiefer eingräbt, je mehr sie sich wehrt. Kommen Sie sicher zu unseren Linien zurück, Sir.«

Donaju erbleichte. Dann ging er sein Pferd suchen, und Harper rief Perkins zu, er solle etwas Wasser besorgen, Feuer machen und einen guten, starken Morgentee kochen.

»Sie stecken in Schwierigkeiten, Richard«, sagte Hogan, als er Sharpe endlich erreichte. Das war am frühen Abend des Tages, der mit Sharpes vorsichtiger Annäherung an Loups Wolfsbau begonnen hatte. »In großen Schwierigkeiten. Sie haben Gefangene erschossen. Gott, Mann, mir persönlich ist es vollkommen egal, ob Sie jeden verdammten Gefangenen zwischen hier und Paris erschießen, aber warum mussten Sie unbedingt davon erzählen?«

Sharpes einzige Antwort darauf war, dass er sich kurz von seinem Aussichtsposten zwischen den Felsen abwandte und Hogan winkte, er solle den Kopf unten halten.

»Kennen Sie nicht das erste Gesetz des Lebens, Richard?«, grummelte Hogan, als er sein Pferd an einem Felsen festband.

»Lass dich nie erwischen, Sir.«

»Warum, zum Teufel, haben Sie dann nicht Ihren verdammten Mund gehalten?« Hogan kletterte zu Sharpe hinauf und legte sich neben den Rifleman. »Und? Was haben Sie gefunden?«

»Den Feind, Sir.« Sharpe war fünf Meilen hinter San Cristóbal, fünf Meilen tiefer in Spanien. El Castrador hatte ihn hierher geführt, doch inzwischen war er wieder nach San Cristóbal zurückgeritten, um die Nachricht dorthin zu bringen, die Hogan zu diesem Hügelkamm gebracht hatte, von dem aus man die Hauptstraße westlich von Ciudad Rodrigo überblicken konnte. Sharpe hatte den Kamm auf Doña Juanitas Pferd erreicht, das nun außer Sichtweite festgebunden war. Und es gab jede Menge Leute, die das Pferd hier oben hätten sehen können, denn Sharpe schaute auf eine Armee hinunter. »Die Franzosen sind auf dem Marsch, Sir«, sagte er. »Und da sind Tausende von den Bastarden.«

Hogan holte sein Fernrohr heraus. Lange starrte er auf die Straße hinunter und stieß dann zischend die Luft aus. »Grundgütiger«, sagte er. »Da gnade uns Gott.«

Das war tatsächlich eine ganze Armee: Infanterie, Dragoner, Artillerie und Husaren, Ulanen und Grenadiere, Voltigeure und Pioniere. In dem schwächer werdenden Licht sah die Menschenschlange schwarz aus, doch dann und wann ließ ein letzter Sonnenstrahl die Flanke eines Geschützrohrs scharlachrot funkeln. Die Protzen, Wagen und Kutschen wirbelten Unmengen an Staub auf. Sie hielten sich an die Straße, während die Infanterie in Kolonnen links und rechts von ihnen durch die Felder marschierte. Die Kavallerie

wiederum sicherte die Flanken, lange Reihen mit stahlbewehrten Lanzen, funkelnden Helmen und prächtigen Rosshaarschweifen, und die Hufe ihrer Pferde gruben das Frühlingsgras um.

»Grundgütiger«, sagte Hogan noch einmal.

»Loup ist da unten«, sagte Sharpe. »Ich habe ihn gesehen. Deshalb hat er San Cristóbal auch verlassen. Er ist zur Armee beordert worden.«

»Verdammt!«, explodierte Hogan. »Warum konnten Sie Loup nicht einfach vergessen? Es ist Loups Schuld, dass Sie in Schwierigkeiten stecken! Warum in Gottes Namen konnten Sie nicht einfach den Mund halten? Jetzt sagt der verdammte Valverde, die Portugiesen hätten ein erstklassiges Regiment nur verloren, weil Sie in ein Wespennest gestochen haben. Kein Spanier, der noch einigermaßen bei Verstand sei, sagt er, dürfe einem britischen Offizier auch nur einen Soldaten anvertrauen. Und wissen Sie, was das heißt, Sie verdammter Narr? Das heißt, dass Sie vor einer Untersuchungskommission werden erscheinen müssen. Wir müssen Sie genauso opfern wie Runciman.«

Sharpe starrte den irischen Major an. »Mich?«

»Ja, natürlich! Um Himmels willen, Richard! Haben Sie denn nicht den Hauch einer Ahnung von Politik? Die Spanier wollen Wellington nicht als *Generalissimo!* Sie betrachten eine solche Ernennung als Beleidigung für ihr Land, und sie suchen ständig nach Munition gegen ihn – Munition wie zum Beispiel einen verdammten Narren von Rifleman, der einen Privatkrieg führt und dabei einfach mal so ein gutes portugiesisches Regiment verheizt. Die Spanier betrachten das als Beweis dafür, dass man dem Peer keine spanischen Regimenter anvertrauen kann.« Er hielt kurz inne, um noch einmal durch sein Fernrohr zu schauen. Dann machte er sich ein paar Notizen. »Gottverdammt, Richard, wir wollten eine nette, kleine Untersuchungskommission einsetzen, Runciman die Schuld in die Schuhe schieben und einfach

vergessen, was in San Isidro passiert ist. Und was machen Sie? Sie bringen alles durcheinander. Haben Sie zufällig aufgeschrieben, was Sie hier gesehen haben?«

»Ja, Sir«, sagte Sharpe. Er hatte noch immer nicht ganz verarbeitet, dass seine Karriere plötzlich in Gefahr war. Das alles kam ihm so ungerecht vor, doch das behielt er lieber für sich. Er gab Hogan ein steifes, gefaltetes Blatt Pergament, das er sich von den Notenbündeln genommen hatte, unter denen die Zeitungen versteckt gewesen waren. Auf der Rückseite hatte Sharpe die Einheiten aufgelistet, die er unter sich hatte marschieren sehen. Es war eine beeindruckende Liste von Bataillonen, Schwadronen und Batterien, und alle marschierten sie auf Almeida zu, wo sie die kleine britische Streitmacht zerschmettern wollten, die versuchen musste, sie davon abzuhalten, die Festung zu entsetzen.

»Morgen also«, sagte Hogan. »Morgen werden sie unsere Stellungen erreichen. Morgen, Richard, kämpfen wir. Und das ist der Grund dafür.« Hogan hatte etwas Neues in der Kolonne entdeckt und deutete nun darauf. Es dauerte einen Moment, bis Sharpe das Fernrohr ausgerichtet hatte, doch dann sah auch er einen langen Tross von Ochsenkarren. »Das ist der Nachschub für Almeida«, erklärte Hogan. »Das ist genug Proviant und Munition für die Garnison, dass sie uns den ganzen Sommer über beschäftigen kann. Und wenn sie uns vor Almeida den ganzen Sommer über festhalten, dann können wir die Grenze nicht überqueren, und Gott allein weiß, wie viele Froschfresser uns nächstes Frühjahr angreifen werden.« Er schob sein Fernrohr wieder zusammen. »Und wo wir gerade vom Frühling reden, Richard – würden Sie mir bitte genau erzählen, was Sie mit Doña Juanita gemacht haben? Captain Donaju hat mir berichtet, er hätte sie mit Ihnen und Ihrem spanischen Freund allein gelassen.«

Sharpe errötete. »Ich habe sie heimgeschickt, Sir.«

Es folgte ein kurzes Schweigen. »Sie haben *was?*«, verlangte Hogan zu wissen.

»Ich habe sie zu den Froschfressern zurückgeschickt, Sir.«

Hogan schüttelte ungläubig den Kopf. »Sie lassen eine feindliche Agentin einfach zu den Franzosen gehen? Sind Sie jetzt völlig verrückt geworden, Richard?«

»Sie war völlig durcheinander, Sir. Sie hat gesagt, wenn ich sie zur Armee bringen würde, dann würden die Spanier sie verhaften, in Cadiz vor Gericht stellen und erschießen. Ich war noch nie dafür, auch gegen Frauen Krieg zu führen, Sir. Und wir wissen doch jetzt, wer sie ist. Also kann sie auch keinen Schaden mehr anrichten.«

Hogan schloss die Augen und legte den Kopf auf den Arm. »Lieber Gott, bitte errette in deiner unendlichen Gnade die Seele dieses dämlichen Kerls, denn Wellington wird das sicher nicht. Richard, ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, dass ich mich vielleicht auch gern mit der Dame unterhalten hätte?«

»O doch, Sir. Aber sie hatte Angst. Und sie wollte nicht, dass ich sie mit El Castrador allein lasse. Ich war einfach nur ein Gentleman, Sir.«

»Ich dachte, Ihnen gefällt nicht, wie der Adel kämpft. Was haben Sie gemacht? Haben Sie ihr einen Klaps auf den Hintern gegeben, ihr die mädchenhaften Tränen getrocknet und ihr dann einen väterlichen Kuss gegeben, bevor Sie sie zu Loup zurückgeschickt haben, damit sie ihm erzählen kann, wie Sie in San Cristóbal gestrandet sind?«

»Ich habe sie ein paar Meilen hinter uns einfach ausgesetzt.« Sharpe nickte in Richtung San Cristóbal. »Sie muss zu Fuß laufen, Sir, und sie hat keine Stiefel. Ich gehe davon aus, dass sie das verlangsamen wird. Und bevor sie gegangen ist, hat sie noch mit mir geredet, Sir. Ich habe alles aufgeschrieben. Ich hoffe, Sie können meine Handschrift lesen. Sie sagt, sie hätte die Zeitungen verbreitet, Sir. Sie hat sie in den Lagern der Iren verteilt.«

»Das Einzige, was Doña Juanita verbreiten könnte, Richard, ist die Syphilis. Und Jesus weinte! Sie haben sich von dieser Hexe um den Finger wickeln lassen. Um Himmels willen, Richard, ich wusste bereits, dass sie die Zeitungen besorgt hat. Aber sie war nur die Botin. Der wahre Feind ist jemand anderes, und ich hatte gehofft, dass sie mich zu ihm führt. Und Sie haben diese Hoffnung jetzt zunichte gemacht. Himmel!« Hogan hielt erst einmal inne, um sich wieder zu beruhigen. Dann schüttelte er müde den Kopf. »Wenigstens hat sie Ihnen Ihre verdammte Jacke gelassen.«

Sharpe runzelte verwirrt die Stirn. »Meine Jacke, Sir?«

»Erinnern Sie sich noch daran, was ich Ihnen erzählt habe, Richard? Dass Doña Juanita die Uniformen von jedem Mann sammelt, mit dem sie je geschlafen hat? Ihre Garderobe muss riesig sein, aber ich bin froh, dass da keine riflegrüne Jacke neben den anderen hängt.«

»Nein, Sir.« Sharpe errötete sogar noch mehr. »Tut mir leid, Sir.«

»Na ja, jetzt kann man das auch nicht mehr ändern«, sagte Hogan und kroch den Hang hinunter. »Sie sind ein Narr, wenn es um Frauen geht. Das waren Sie immer schon. Wenn wir Masséna schlagen, dann kann uns die Lady nichts mehr tun, und wenn nicht, dann haben wir diesen Krieg vermutlich ohnehin verloren. Sehen wir zu, dass wir hier wegkommen. Bis zu Ihrer Kreuzigung haben Sie einen Verwaltungsposten.« Er steckte sein Fernrohr wieder weg. »Ich werde mein Bestes für Sie tun – Gott allein weiß warum –, und ich hasse es, Ihnen das sagen müssen, Richard, aber beten Sie dafür, dass wir diese Schlacht verlieren, denn dann wird sich vielleicht niemand mehr an Ihre Torheit erinnern.«

Als sie San Cristóbal erreichten, war es bereits dunkel. Donaju war mit Hogan ins Dorf zurückgekehrt, und jetzt führte er seine fünfzig Mann der Real Compañía Irlandesa zu den britischen Linien zurück. »Ich habe Lord Kiely im Hauptquartier gesehen«, erzählte er Sharpe.

»Und was haben Sie ihm gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, dass seine Geliebte eine *Afrancesada* ist und dass sie mit Loup geschlafen hat.« Donajus Tonfall war hart. »Und ich habe ihm gesagt, dass er ein Narr war.«

»Und was hat er darauf erwidert?«

Donaju zuckte mit den Schultern. »Was glauben Sie? Er ist ein Aristokrat, und er hat seinen Stolz. Er hat gesagt, ich solle zur Hölle fahren.«

»Und morgen«, sagte Sharpe, »werden wir alle genau das tun.« Denn morgen würden die Franzosen angreifen, und Sharpe würde wieder die riesigen blauen Kolonnen mit den goldenen Adlern sehen, die von ihren Trommeln vorwärts getrieben wurden, begleitet vom ohrenbetäubenden Lärm der französischen Batterien. Er schauderte bei der Vorstellung. Dann drehte er sich zu seinen Grünröcken um, die an ihm vorbeimarschierten. »Perkins!«, rief er plötzlich. »Komm her!«

Perkins hatte versucht, sich auf der anderen Seite der Kolonne zu verstecken, doch nun trat er verlegen vor Sharpe. Harper begleitete ihn. »Es ist nicht seine Schuld, Sir«, sagte Harper rasch.

»Halt den Mund«, knurrte Sharpe und schaute auf Perkins hinab. »Wo ist deine grüne Jacke, Perkins?«

»Sie ist mir gestohlen worden, Sir.« Perkins trug nur Hemd, Stiefel und Hose sowie den Gürtel mit seiner Ausrüstung. »Sie ist nass geworden, Sir, als ich den Jungs Wasser gebracht habe. Also habe ich sie zum Trocknen aufgehängt, und dann ist sie gestohlen worden, Sir.«

»Diese Lady war nicht weit weg, als das passiert ist, Sir«, erklärte Harper vielsagend.

»Und warum sollte sie die Uniformjacke eines Rifleman stehlen?«, fragte Sharpe, fühlte aber gleichzeitig, wie ihm das Blut in die Wangen stieg. Er war froh, dass es so dunkel war.

»Warum würde überhaupt jemand Perkins' Jacke wollen, Sir?«, entgegnete Harper. »Sie war vollkommen durchgescheuert und den meisten Männern viel zu klein. Aber ich gehe trotzdem davon aus, dass sie gestohlen worden ist, Sir, und ich schlage vor, dass Perkins nicht dafür bezahlen muss. Es war nicht seine Schuld.«

»Geh, Perkins«, sagte Sharpe.

»Jawohl, Sir. Danke, Sir.«

Harper schaute dem Jungen hinterher, der zu den anderen zurückrannte. »Aber warum sollte Lady Juanita eine Jacke stehlen? Das verwirrt mich, Sir. Das verwirrt mich wirklich. Ich weiß nämlich nicht, wer es sonst gewesen sein könnte.«

»Sie hat sie nicht gestohlen«, sagte Sharpe. »Diese verlogene Schlampe hat sie sich verdient. Und jetzt geh weiter. Wir haben noch ein gutes Stück vor uns, Pat.« Doch ob der Weg nun zum Guten führen würde, dass wusste Sharpe nicht mehr, denn er war ein Sündenbock, und er musste sich einer Untersuchungskommission stellen, deren Urteil schon längst feststand. Er folgte seinen Männern durch die Dunkelheit und schauderte.

Nur zwei Wachen standen vor der Tür des Hauses, das Wellington als Hauptquartier diente. Andere Generäle dachten vielleicht, alles unter einer kompletten Kompanie oder gar einem Bataillon sei unter ihrer Würde, doch Wellington wollte stets nur zwei Mann, und die waren lediglich dazu da, die Kinder draußen zu halten sowie die aufdringlichsten Bittsteller, die glaubten, der General könne all ihre Probleme mit einem Federstrich lösen. Kaufleute versuchten, der Armee fauliges Fleisch oder Decken anzudrehen, die viel zu lange in mottenverseuchten Lagerhäusern gelegen hatten, und Priester wollten sich darüber beschweren, dass die britischen Soldaten die Heilige Mutter Kirche verspotteten, und inmitten all dieser Ablenkungen versuchte der General, seine eigenen

Probleme zu lösen: den Mangel an Grabwerkzeugen, die Knappheit an schweren Geschützen, die eine Festung sturmreif schießen konnten, und die unablässige Pflicht, einem nervösen Ministerium in London zu versichern, dass der Feldzug nicht verloren war.

So war auch Lord Kiely nicht gerade willkommen, als er den General kurz nach dessen traditionell frühem Abendessen besuchte. Und dabei war auch nicht gerade hilfreich, dass Kiely sich offensichtlich Mut angetrunken hatte, denn Wellington war schon früh in seiner Karriere zu dem Schluss gelangt, dass ein Übermaß an Alkohol die soldatischen Fähigkeiten eines Mannes stark beeinträchtigte. »Wenigstens ein Mann in dieser Armee sollte nüchtern bleiben«, sagte er gern zu sich selbst. Jetzt saß er hinter einem Tisch in dem Raum, der ihm als Büro, Salon und Schlafzimmer zugleich diente, und schaute säuerlich auf den knallroten, aufgeregten Kiely, der gerade mit einer dringenden Bitte eingetroffen war – dringend für Kiely.

Kerzen flackerten auf dem von Landkarten bedeckten Tisch. Ein Kurier von Hogan hatte berichtet, dass die Franzosen auf dem Marsch waren und sich über die südliche Straße näherten, die durch Fuentes de Oñoro führte. Diese Nachricht kam nicht unerwartet, doch sie hieß, dass sich die Pläne des Generals nun im Musketen- und Geschützfeuer bewähren mussten. »Ich habe viel zu tun, Kiely«, sagte Wellington eisig.

»Ich möchte Sie nur ersuchen, mir und meiner Einheit zu erlauben, in der vordersten Linie zu kämpfen«, sagte Kiely mit der sorgfältig bewahrten Würde eines Mannes, der wusste, dass der Alkohol seine Zunge schwer machte.

»Nein«, sagte Wellington. Der Adjutant des Generals, der am Fenster stand, deutete zur Tür, doch Kiely ignorierte ihn.

»Wir sind missbraucht worden, Mylord«, erklärte er unklug. »Wir sind auf die Bitte meines Souveräns in gutem Glauben hermarschiert, und wir haben erwartet, entsprechend

eingesetzt zu werden, doch Sie haben uns ignoriert, uns unseren Nachschub verweigert …«

»Nein!« Wellington war so laut, dass die beiden Wachen vor dem Haus unwillkürlich zusammenzuckten. Dann schauten sie einander an und grinsten. Der General hatte Temperament, auch wenn er das nur selten durchscheinen ließ. Aber wenn Wellington dann doch einmal beschloss, seine ganze Wut herauszulassen, dann war das ein imposanter Anblick.

Der General starrte seinen Besucher an. Er senkte die Stimme wieder auf ein normales Niveau, doch seine Verachtung war ihm nach wie vor deutlich anzuhören. »Als Sie hierhergekommen sind, Sir, waren Sie schlecht vorbereitet, nicht willkommen, und Sie hatten kein Geld. Sie, Sir, haben von mir erwartet, Sie mit allen Annehmlichkeiten zu versorgen, und im Gegenzug haben Sie sich nur unverschämt gezeigt, und schlimmer noch: Da war Verrat in Ihren Reihen. Sie sind nicht auf Wunsch Seiner Majestät hier, sondern weil der Feind es so gewollt hat, und jetzt ist es mein Wunsch, dass Sie wieder gehen. Und Sie werden auch gehen, Sir, und zwar mit allen Ehren, denn es ist undenkbar, dass wir die Garde von König Ferdinand einfach verjagen, doch diese Ehren, Sir, haben Sie sich auf Kosten anderer verdient. Ihre Truppen, Sir, werden in der Schlacht dienen, denn wir können sie nicht entfernen, bevor die Franzosen eintreffen, aber sie werden meine Munition bewachen. Sie können sie entweder befehligen oder in Ihrem Zelt schmollen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Mylord.«

»Mylord?« Der Adjutant sprach Kiely taktvoll an und trat zur Tür.

Doch Lord Kiely besaß kein Taktgefühl. »Unverschämt?« Er fauchte förmlich. »Mein Gott, ich befehlige die Leibwache Seiner Allerkatholischsten Majestät, und …«

»Und König Ferdinand, Sir, ist ein Gefangener!«, schnappte Wellington. »Und das wiederum, Sir, spricht nicht gerade für die Effektivität Ihrer Garde. Sie, Sir, sind mit Ihrer

ehebrecherischen Hure zu uns gekommen und haben sie zur Schau gestellt wie eine preisgekrönte Hündin, und diese Hure, Sir, ist eine Verräterin! Diese Hure, Sir, hat ihr Bestes getan, um diese Armee zu zerstören, und das Einzige, was diese Armee vor dem Untergang bewahrt hat, ist, dass ihr Bestes nicht besser ist als Ihres, Sir! Ihre Bitte ist abgelehnt. Guten Tag.«

Wellington schaute auf seine Papiere. Kiely hatte noch andere Beschwerden vorzubringen, vor allem über die Art, wie er von Captain Sharpe angegangen und beleidigt worden war, doch jetzt hatte auch Wellington ihn beleidigt. Lord Kiely nahm gerade seinen letzten Rest Mut zusammen, um gegen diese Behandlung zu protestieren, als der Adjutant ihn am Ellbogen packte und zur Tür zog. Und Kiely hatte einfach nicht die Kraft, sich dem zu widersetzen.

»Möchten Euer Lordschaft vielleicht eine Erfrischung?«, fragte der Adjutant, um die Situation zu entspannen. Er führte den wütenden Kiely aber weiter in den Flur hinaus, wo eine Gruppe neugieriger Offiziere den entehrten Mann mitleidig anstarrte. Kiely schüttelte die Hand des Adjutanten ab, schnappte sich seinen Hut und seinen Säbel vom Tisch im Flur und stapfte wortlos zur Tür hinaus. Die beiden Wachen, die ihre Musketen präsentierten, ignorierte er.

»Die alte Hakennase hat ihn ziemlich schnell abgefertigt«, bemerkte eine der Wachen und nahm dann wieder Haltung an, als Edward Pakenham, der Generaladjutant, die Stufen heraufkam.

Kiely schien Pakenhams fröhlichen Gruß gar nicht zu bemerken. Stattdessen marschierte er in blinder Wut die Straße entlang, vorbei an langen Reihen von Geschützen, die in den schmalen Gassen nur langsam vorankamen. Doch Kiely sah nichts von alledem. Er wusste nur, dass er versagt hatte. Er hatte bei allem versagt, dachte er, doch nichts davon war seine Schuld. Die Karten waren gegen ihn gewesen, und so hatte er das wenige Geld verloren, das seine Mutter ihm hinterlassen hatte, nachdem sie den

Großteil ihres Vermögens der verdammten Kirche und den irischen Rebellen gespendet hatte, die irgendwie immer an britischen Galgen endeten, und das gleiche Pech erklärte auch, warum es ihm nicht gelungen war, die Hand einer von zwei reichen Erbinnen in Madrid zu erobern. Sie hatten spanische Adelige einem Peer ohne Land vorgezogen. Und mit dem Selbstmitleid kamen die Erinnerungen an weitere Zurückweisungen. In Madrid war Kiely nur ein Bürger zweiter Klasse gewesen, weil er seine Abstammung nicht auf irgendeinen mittelalterlichen Schläger zurückführen konnte, der gegen die Mauren gekämpft hatte, und in dieser Armee hier galt er als Aussätziger, weil er Ire war.

Doch die größte Wunde von allen hatte Juanitas Verrat hinterlassen. Juanita, die Wilde, die Unkonventionelle, die Kluge, die Verführerische, die Kiely hatte heiraten wollen. Sie hatte Geld, sie war von edlem Blut, und andere Männer hatten stets neidisch geschaut, wann immer Kiely Juanita an seiner Seite gehabt hatte. Doch sie hatte ihn nur getäuscht. Sie hatte sich Loup hingegeben. Sie hatte in Loups Armen gelegen, und Kiely nahm an, dass sie dem Franzosen auch all seine Geheimnisse verraten hatte. Er stellte sich ihr Lachen vor, wenn sie gemeinsam im Bett gelegen hatten, und erneut keimten Wut und Selbstmitleid in ihm auf. Als ihm klar wurde, dass ganz Madrid und diese Armee über ihn lachen würden, traten ihm die Tränen in die Augen.

Kiely betrat eine Kirche. Nicht weil er hätte beten wollen, sondern weil er nicht wusste, wo er sonst hätte hingehen sollen. Er konnte die Vorstellung nicht ertragen, wieder in General Valverdes Quartier zurückzugehen, wo er untergekommen war, denn dort würde man ihn nur auslachen und hinter seinem Rücken über ihn flüstern.

Die Kirche war voller schwarz gekleideter Frauen, die auf die Beichte warteten. Eine ganze Phalanx von Kerzen brannte vor Statuen, Altären und Gemälden. Die kleinen Lichter ließen die vergoldeten Säulen und das riesige

Silberkreuz über dem Hochaltar funkeln, das noch immer seinen Osterschmuck trug.

Kiely ging zu den Altarstufen. Sein Säbel klapperte auf dem Marmorboden, als er sich niederkniete und zu dem Kreuz hinaufstarrte. Auch er wurde gekreuzigt, dachte er, und zwar von geringeren Männern, die seine noblen Ziele einfach nicht verstanden. Kiely holte eine kleine Flasche aus der Tasche, setzte sie an die Lippen und schüttete den starken, spanischen Brandy förmlich in sich hinein, als könne der ihm das Leben retten.

»Geht es Ihnen gut, mein Sohn?« Ein Priester war neben Kiely getreten.

»Gehen Sie weg«, sagte Kiely.

»Der Hut, mein Sohn«, sagte der Priester nervös. »Das hier ist ein Haus Gottes.«

Kiely riss sich den Hut vom Kopf. »Gehen Sie weg«, sagte er noch einmal.

»Gott schütze Sie, mein Sohn«, sagte der Priester und verschwand wieder in den Schatten. Die Frauen, die auf die Beichte warteten, schauten immer wieder nervös zu dem elegant gekleideten Offizier, und sie fragten sich, ob er wohl für den Sieg über die anrückenden Franzosen betete. Jeder wusste, dass der Feind wieder angriff, und Hausbesitzer vergruben ihre Wertsachen in den Gärten für den Fall, dass Massénas gefürchtete Veteranen die Briten schlugen und die Stadt plünderten.

Kiely leerte seine Flasche. In seinem Kopf drehte sich alles vor lauter Alkohol, Scham und Wut. Hinter dem Silberkreuz über dem Hochaltar stand eine Statue der Muttergottes in der Nische. Sie trug ein Sternendiadem, eine blaue Robe und hielt Lilien in der Hand. Es war schon lange her, dass Kiely zum letzten Mal ein solches Bild angestarrt hatte. Seine Mutter hatte solche Dinge geliebt. Sie hatte ihn zur Beichte gezwungen und zur heiligen Kommunion, und sie hatte ihn immer wieder dafür getadelt, dass er ihren Erwartungen nicht gerecht geworden war. Sie hatte oft zur

Heiligen Jungfrau gebetet und behauptet, sie habe eine besondere Beziehung zu ihr, denn auch sie sei eine enttäuschte Frau, die das Leid einer Mutter ertragen müsse.

»Du Hexe«, sagte Kiely laut zu der blau gewandeten Statue. »Hexe!« Er hatte seine Mutter gehasst, und er hasste auch die Kirche. Juanita hatte Kielys Verachtung für die Kirche geteilt, doch Juanita war die Geliebte eines anderen. Vielleicht war sie ja schon immer die Geliebte eines anderen gewesen. Sie hatte bei Loup gelegen und bei Gott weiß wie vielen anderen Männern, und die ganze Zeit über hatte Kiely geplant, sie zu einer Gräfin zu machen und sich mit ihrer Schönheit in den Hauptstädten Europas zu brüsten. Die Tränen liefen ihm über die Wangen, als er an ihren Verrat dachte und sich an die Demütigung durch Captain Sharpe erinnerte. Letzteres erfüllte ihn mit Wut. »Du Hexe!«, schrie er die Jungfrau Maria an. Er stand auf und warf die leere Flasche auf die Figur hinter dem Altar. »Hure!«, kreischte er, als die Flasche von dem blauen Gewand abprallte, ohne Schaden anzurichten.

Die Frauen schrien. Der Priester rannte auf Seine Lordschaft zu und blieb dann erschrocken stehen, denn Kiely hatte die Pistole gezogen. Das Klicken des Hahns hallte laut in der Kirche wider, als Kiely ihn spannte.

»Du Hexe!« Kiely spie der Statue das Wort förmlich entgegen. »Du verlogene, diebische, doppelzüngige, elende Hure!« Die Tränen rannen ihm noch immer über die Wangen, als er die Waffe hob.

»Nein!«, flehte der Priester, und die verzweifelten Schreie der Frauen hallten durch den Raum. »Bitte! Nein! Gedenkt der Heiligen Jungfrau! Bitte!«

Kiely drehte sich zu dem Mann um. »Sie nennen Sie eine Jungfrau, ja? Glauben Sie wirklich, sie war noch Jungfrau, nachdem Roms Legionen durch Galiläa gezogen sind?« Er lachte wild und drehte sich erneut zu der Statue um. »Du verdammte Hure!«, schrie er. »Du dreckige Hure!«

»Nein!«, rief der Priester der Verzweiflung nahe.

Kiely drückte ab.

Die schwere Kugel schlug durch seinen Gaumen und riss ein großes Stück aus seinem Schädel. Blut und Hirn spritzen hoch, doch kein Tropfen davon landete auf der Jungfrau Maria. Stattdessen ergoss sich das Blut über die Kerzen, löschte ein paar von ihnen und rann dann das Kirchenschiff hinunter. Kielys Leiche fiel nach hinten. Sein Kopf war nur noch eine entstellte Masse aus Blut, Hirn und Knochen.

Die Schreie in der Kirche verstummten langsam, und schließlich war nur noch das Rumpeln der Geschützprotzen draußen auf der Straße zu hören, die nach Osten rollten.

Nach Osten und auf die Franzosen zu, die Portugal zurückerobern und die unverschämten Briten an der schmalen Brücke über den Coa vernichten wollten.

Teil II

KAPITEL SIEBEN

Die Real Compañía Irlandesa biwakierte auf dem Plateau nordwestlich von Fuentes de Oñoro. Das Dorf lag an der südlichen Straße, die von Ciudad Rodrigo nach Almeida führte, und in der Nacht hatte sich Wellingtons Armee um die kleine Siedlung versammelt, die zum Schlachtfeld zu werden drohte. Der Morgennebel verbarg das Land im Osten, wo sich die Franzosen vorbereiteten, während bei Wellingtons Streitkräften auf der Hochebene das reinste Chaos herrschte. Geschütze wurden am Ostrand des Plateaus postiert und ihre Rohre auf den Dos Casas ausgerichtet, den kleinen Fluss, der die vorderste Linie der Armee markierte.

Als Donaju Sharpe fand, starrte der gerade mit zusammengekniffenen Augen in einen Spiegelsplitter und versuchte, sich selbst die Haare zu schneiden. Seiten und Stirn waren ja einfach, das Problem war hinten.

»Haben Sie das von Kiely gehört?« Donaju hatte völlig unerwartet den Befehl über die Real Compañía Irlandesa übernehmen müssen.

Sharpe schnitt, runzelte die Stirn und versuchte, den Schaden zu reparieren, indem er noch mal schnitt, doch er machte es nur noch schlimmer. »Ich habe gehört, dass er sich das Hirn rausgepustet hat.«

Sharpes Gefühllosigkeit ließ Donaju unwillkürlich zusammenzucken, aber er sagte nichts dazu. »Ich kann einfach nicht glauben, dass er so etwas getan hat«, bemerkte er stattdessen.

»Zu viel Stolz und zu wenig Verstand. Das trifft wohl auf die meisten verdammten Aristokraten zu. Diese verfluchte Schere ist stumpf.«

Donaju runzelte die Stirn. »Warum haben Sie keinen Burschen?«

»Den kann ich mir nicht leisten. Außerdem habe ich mich schon immer um mich selbst gekümmert.«

»Und Sie haben sich auch selbst das Haar geschnitten?«

»Es gibt da bei den Bataillonsfrauen ein hübsches Mädchen, das sie mir sonst immer schneidet«, antwortete Sharpe. Doch Sally Clayton war genau wie der Rest des South Essex weit weg. Das South Essex war viel zu dezimiert, um noch in einer Linie kämpfen zu können, und deshalb bewachte es nun portugiesische Depots. Aber wenigstens blieb den Männern auf diese Weise der Kampf gegen Masséna erspart, der Almeida entsetzen und den Briten den Rückzug abschneiden wollte.

»Vater Sarsfield setzt Kiely morgen bei«, sagte Donaju.

»Vater Sarsfield wird morgen viele von uns beisetzen müssen«, erwiderte Sharpe. »Das heißt, falls uns überhaupt wer verscharrt. Haben Sie schon einmal ein Schlachtfeld ein Jahr nach den Kämpfen gesehen? Das sieht aus wie in einer Abdeckerei. Überall liegen Schädel und abgenagte Knochen. Ach, das ist doch scheiße«, fluchte er und schnitt ein letztes Mal.

»Kiely kann noch nicht einmal auf einem Kirchhof bestattet werden …«, an alte Schlachtfelder wollte Donaju an diesem finsteren Morgen gar nicht denken, »… weil er sich selbst das Leben genommen hat.«

»Nur wenige Soldaten bekommen ein ordentliches Grab«, sagte Sharpe. »Also würde ich mir da wegen Kiely keinen allzu schweren Kopf machen. Wir können von Glück sagen, wenn wir ein Loch bekommen, von einem Stein darauf ganz zu schweigen. Dan!« Er rief nach Hagman.

»Sir?«

»Deine verdammte Schere ist stumpf!«

»Ich habe sie erst gestern Abend geschliffen, Sir«, erwiderte Hagman stoisch. »Es ist, wie mein Vater immer

gesagt hat, Sir: Nur ein schlechter Handwerker gibt dem Werkzeug die Schuld.«

Sharpe warf die Schere nach Hagman und klopfte sich die Haare vom Hemd. »Sie sind ohne Kiely besser dran«, sagte er zu Donaju.

»Beim Bewachen der Munition?«, entgegnete Donaju verbittert. »Da wären wir besser in Madrid geblieben.«

»Damit man euch für Verräter hält?«, fragte Sharpe und zog die Jacke an. »Hören Sie, Donaju, Sie leben und Kiely nicht. Und Sie haben eine gute Kompanie unter Ihrem Befehl. Und was ist so schlimm daran, die Munition zu bewachen? Glauben Sie, das ist unwichtig? Was passiert wohl, wenn die Froschfresser durchbrechen?«

Sharpes Worte schienen Donaju auch nicht aufzumuntern. »Wir sind Waisen«, sagte der Captain voller Selbstmitleid. »Es kümmert niemanden, was mit uns geschieht.«

»Warum wollen Sie das überhaupt?«, fragte Sharpe. »Sie sind Soldat, Donaju, kein Kind. Man hat Ihnen einen Säbel und eine Muskete gegeben, damit Sie sich um sich selbst kümmern können. Aber wie es der Zufall will, kümmert man sich doch um Sie. Man kümmert sich sogar so sehr um Sie und Ihre Männer, dass man Sie nach Cadiz schickt, und ich kümmere mich genug, um Ihnen zu sagen, dass Sie zwei Möglichkeiten haben: Sie können mit Ihren Männern wie ein geprügelter Hund nach Cadiz ziehen, oder Sie marschieren hoch erhobenen Hauptes in die Stadt. Es liegt natürlich an Ihnen, aber ich weiß, wie ich mich entscheiden würde.«

Donaju hörte gerade zum ersten Mal, dass die Real Compañía Irlandesa nach Cadiz verlegt werden sollte, und er runzelte die Stirn, während er darüber nachdachte, ob Sharpe seine Worte ernst gemeint hatte. »Sind Sie sicher, was Cadiz betrifft?«

»Natürlich bin ich sicher«, antwortete Sharpe. »General Valverde hat seine Beziehungen spielen lassen. Er glaubt, dass Sie gar nicht hier sein sollten, und jetzt soll sich die Kompanie dem Rest der spanischen Armee anschließen.«

Donaju verdaute kurz die Neuigkeit. Dann nickte er zustimmend. »Gut«, sagte er enthusiastisch. »Sie hätten uns direkt dorthin schicken sollen.« Er nippte an seinem Tee und verzog das Gesicht. Das Zeug war bitter. »Und was passiert jetzt mit Ihnen?«

»Ich habe den Befehl, bei Ihnen zu bleiben, bis mir irgendjemand sagt, ich soll woanders hingehen«, sagte Sharpe. Er wollte nicht zugeben, dass er sich einer Untersuchungskommission würde stellen müssen, doch nicht weil er sich deswegen schämte, sondern weil er kein Mitleid wollte. Wenn es so weit war, würde er diese Schlacht schon selbst kämpfen.

»Sie sollen auch die Munition bewachen?« Donaju schien überrascht.

»Irgendjemand muss das ja tun«, sagte Sharpe. »Aber machen Sie sich keine Sorgen, Donaju. Bevor Sie nach Cadiz gehen, ziehen sie mich schon wieder ab. Valverde will mich dort nicht sehen.«

»Und was machen wir heute?«, fragte Donaju nervös.

»Heute«, antwortete Sharpe, »erfüllen wir unsere Pflicht. Und da sind fünfzigtausend Froschfresser, die ebenfalls ihre Pflicht erfüllen. Und irgendwo jenseits dieses Hügels da, Donaju, wird ihre Pflicht mit unserer kollidieren.«

»Das wird schlimm«, sagte Donaju. Das war weder eine Feststellung noch eine Frage.

Sharpe hörte, wie nervös der Ire war. Donaju war noch nie in einer großen Schlacht gewesen, und jeder, egal wie tapfer er auch sein mochte, hatte das Recht, bei der Aussicht darauf nervös zu sein.

»Ja, es wird schlimm«, sagte Sharpe. »Der Lärm ist das Schlimmste, das und der Pulverdampf. Aber vergessen Sie nicht: Das gilt auch für die Franzosen. Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Ich weiß nicht warum, und vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, aber die Froschfresser scheinen immer schneller zusammenzubrechen als wir. Immer, wenn Sie glauben, Sie könnten es keine Minute mehr aushalten,

zählen Sie bis zehn, und wenn Sie bei sechs ankommen, haben sich die verdammten Frösche verpisst. Aber jetzt aufgepasst. Da kommt Ärger.«

Der Ärger kam in Gestalt eines schmalen, großen Majors mit Brille und im blauen Rock der Königlichen Artillerie. Er hatte einen Papierstapel dabei, aus dem sich immer wieder eines zu lösen schien, während er nach einem bestimmten Blatt suchte. Es waren Nachschublisten, die zwei verletzte Rotröcke gebracht hatten, einer mit dem Arm in der Schlinge, der andere auf Krücken. Der Major winkte Sharpe und Donaju zu sich.

»Folgendes«, sagte der Major, ohne sich auch nur vorzustellen, »die Divisionen haben ihre eigenen Munitionslager. Entweder so oder so, habe ich gesagt. Entscheiden Sie sich! Aber nein! Die Divisionen bleiben unabhängig! Damit bleibt uns nur die zentrale Reserve. So nennen die da oben das, obwohl sie eigentlich nie im Zentrum ist, und natürlich haben wir auch keinerlei Überblick über den Bestand der Divisionen. Wenn sie nach mehr schreien, geben wir ihnen, was sie wollen, und plötzlich ist dann nichts mehr da. Und genau das ist das Problem. Wir können nur hoffen, dass die Franzosen noch schlechter organisiert sind als wir. Ist das Tee?« Der Major, der einen deutlichen schottischen Akzent hatte, schaute hoffnungsvoll auf den Becher in Donajus Hand.

»Ja, Sir«, antwortete Donaju. »Aber er schmeckt beim besten Willen nicht.«

»Lass Sie mich mal probieren. Ich flehe Sie an. Danke. Nimm die Papiere, Magog. Der Ausgang der Schlacht könnte davon abhängen. Gog und Magog«, stellte er die beiden verkrüppelten Rotröcke vor. »Gog kann nur einen Arm benutzen und Magog nur ein Bein. Die beiden Gauner kommen aus Wales. Zusammen ergeben sie anderthalb Waliser, und wir drei – oder wir zweieinhalb, um genau zu sein – sind das gesamte Personal der zentralen Reserve.« Der Major lächelte plötzlich. »Alexander Tarrant«, stellte er

sich vor. »Major der Artillerie, abgestellt zum Stab des Generalfeldzeugmeisters. Ich betrachte mich gern als den Stellvertreter des Stellvertreters des stellvertretenden Generalfeldzeugmeisters, was Sie dann wohl zu stellvertretenden Stellvertretern des Stellvertreters des stellvertretenden Generalfeldzeugmeisters macht. Und damit sind Gog und Magog dann nur noch die Stellvertreter des stellvertretenden Stellvertreters des Stellvertreters des stellvertretenden Generalfeldzeugmeisters. O mein Gott! Sie sind degradiert worden. Sind ihre Karrieren jetzt vorbei? Dieser Tee ist übrigens köstlich, wenn auch ein wenig kalt. Sie müssen Captain Sharpe sein.«

»Jawohl, Sir.«

»Es ist mir eine Ehre, Sharpe, bei meiner Seel', eine Ehre.« Tarrant streckte die Hand aus, und jede Menge Papiere segelten zu Boden. »Ich habe natürlich von dem goldenen Hühnchen gehört, Sharpe, und ich muss sagen, ich war zutiefst gerührt.« Es dauerte eine halbe Sekunde, bis Sharpe begriff, dass Tarrant von dem französischen Adler sprach, den er bei Talavera erobert hatte, doch bevor er etwas darauf erwidern konnte, redete der Major weiter. »Und Sie müssen Donaju sein von der königlichen Garde. Bei meiner Seel', Gog, wir sind edler Gesellschaft! Also wirst du dich heute mal benehmen müssen!«

»Private Hughes, Sir«, stellte Gog sich Sharpe vor, »und das hier ist mein Bruder.« Er deutete mit seinem gesunden Arm auf Magog.

»Die Gebrüder Hughes«, erklärte Tarrant, »sind im Dienste für das Vaterland verwundet worden und müssen mir zum Dank nun dienen. Bis jetzt, Sharpe, waren sie die einzigen Wachen für die Munition hier. Wären Froschfresser gekommen, hätte Gog ihnen in den Arsch getreten und Magog mit den Krücken nach ihnen geworfen. Wenn sie wieder gesund sind, werden sie natürlich in den normalen Dienst zurückkehren, und ich bekomme zwei neue Krüppel, um das Pulver zu beschützen. Aber heute ist das anders,

Donaju. Heute habe ich Ihre feinen Burschen. Wollen wir uns doch mal ansehen, was Sie so für Pflichten haben.«

Diese Pflichten waren alles andere als mühsam. Die zentrale Reserve war genau das: ein Ort, wo sich unter Druck stehende Divisionen und Brigaden oder auch nur Bataillone zusätzliche Munition besorgen konnten. Ein zusammengewürfelter Haufen aus Kutschern des königlichen Trosses verstärkt von einheimischen Maultiertreibern und Trägern stand bereit, Infanteriemunition zur Linie zu bringen, während die Artillerie für gewöhnlich selbst für den Transport sorgte. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe, erklärte Tarrant, lag darin herauszufinden, welche Anfragen wirklich verzweifelt waren und welche nicht.

»Ich halte meine Vorräte gern zusammen«, sagte der Schotte, »bis wir uns dem Ende einer Schlacht nähern. Jede Einheit, die schon in den ersten Stunden Nachschub braucht, ist entweder bereits geschlagen oder einfach nur nervös. Auf diesen Papieren hier sind angeblich die Munitionsvorräte der Divisionen verzeichnet. Allerdings weiß Gott allein, wie genau sie wirklich sind.« Er hielt Sharpe die Papiere hin, riss sie aber sofort wieder zurück, damit der Rifleman sie nicht durcheinanderbrachte. »Und zu guter Letzt«, fuhr Tarrant fort, »müssen wir natürlich dafür sorgen, dass die Munition auch durchkommt. Die Kutscher sind bisweilen …« Er hielt kurz inne und suchte nach dem richtigen Wort. »Nun ja, sie sind Feiglinge«, sagte er schließlich und verzog dann das Gesicht ob der Härte seines eigenen Urteils. »Natürlich nicht alle. Einige haben sogar richtig Herz, aber das kann man eben nicht von allen sagen. Dürfte ich vielleicht auf Ihre Männer zurückgreifen, wenn es darum geht, den Mut dieser Leute im Fall der Fälle zu – äh – festigen, meine Herren?« Er fragte das nervös, als rechne er damit, dass Sharpe oder Donaju ablehnen würden. Als das jedoch nicht geschah, lächelte er. »Gut! Nun denn, Sharpe, würden Sie sich vielleicht gerne mal die Gegend ansehen?

Schließlich kann man keine Munition verteilen, wenn man nicht weiß, wo sie hin soll.«

Das Angebot gewährte Sharpe kurz ein wenig Freiheit. Er wusste, dass er und Donaju einfach beiseite geschoben worden waren und dass Tarrant sie nicht wirklich brauchte. Aber es stand immer noch eine Schlacht bevor, und je mehr Sharpe von dem Schlachtfeld sah, desto besser.

»Denn wenn es schlecht läuft, Pat«, sagte er zu Harper, als er mit ihm zu den Geschützstellungen am Rand des Plateaus ging, »dann sind wir mitten drin.« Die beiden hatten ihre Waffen dabei, die Tornister und Mäntel aber bei den Munitionswagen gelassen.

»Trotzdem ist das irgendwie seltsam, nicht wirklich was zu tun zu haben«, bemerkte Harper.

»Die verdammten Froschfresser werden schon Arbeit für uns finden«, erklärte Sharpe säuerlich.

Die beiden Männer standen bei den nach Osten ausgerichteten britischen Geschützen. Das Licht der aufgehenden Sonne ließ den Nebel über dem Dos Casas funkeln. Der kleine, flache Fluss floss in Richtung Süden am Fuß des hohen, flachen Kamms entlang, auf dem Sharpe und Harper standen und der den Franzosen den Weg nach Almeida versperrte. Es wäre Selbstmord gewesen, hätten die Franzosen versucht, direkt über den Fluss anzugreifen und sich den steilen Hang unter dem Feuer britischer Geschütze hinaufzukämpfen, aber abgesehen davon gab es nur zwei andere Wege zu der belagerten Garnison von Almeida. Einer führte in Richtung Norden um den Hügelkamm herum, doch diese Straße wurde von den noch immer beeindruckenden Mauern des ansonsten weitgehend zerstörten Fort Concepción versperrt, und so war Wellington zu dem Schluss gelangt, dass Masséna es im Süden versuchen würde, in Fuentes de Oñoro.

Das Dorf lag dort, wo die Hügel in eine weite, sumpfige Ebene ausliefen, über der sich der Morgennebel allmählich auflöste. Die Straße aus Ciudad Rodrigo führte in einer

geraden Linie über das Flachland hinweg und durch eine Furt im Dos Casas. Hinter dem Fluss stieg die Straße dann den Hügel zwischen den Häusern hinauf und erreichte schließlich das Plateau, wo sie sich gabelte. Eine Straße führte nach Almeida, das zwölf Meilen nordwestlich von hier lag, die andere nach Castello Bom und der mörderisch schmalen Brücke über die Klamm des Coa. Wenn die Franzosen eine der beiden Straßen erreichten, die belagerte Stadt entsetzen und die Rotröcke zu der schmalen Brücke zurückdrängen wollten, dann mussten sie sich zuerst die steilen Dorfstraßen von Fuentes de Oñoro hinaufkämpfen, das von einer Mischung aus Rot- und Grünröcken verteidigt wurde.

Bei Fuentes de Oñoro musste der Feind bergauf kämpfen, doch er hatte noch eine weitere, verführerischere Option. Eine zweite Straße ging in Richtung Westen am flachen Fuß des Dorfes vorbei. Sie überquerte den Coa weiter südlich und führte ausschließlich durch Flachland. Die Furten dort waren Wellingtons einzige Hoffnung, seine Geschütze, Wagen und Verwundeten wieder nach Portugal zu bringen, sollte er zum Rückzug gezwungen werden, und wenn die Franzosen beschlossen, Fuentes de Oñoro zu umgehen und auf die Ebene im Süden zu marschieren, wäre Wellington gezwungen, von dem Plateau herunterzukommen. Tat er das nämlich nicht, dann würde er den einzigen sicheren Übergang über den Coa aufgeben. Eine solche Entscheidung bedeutete, dass die Briten entweder siegen oder untergehen mussten. Sharpe war nur froh, dass er sie nicht treffen musste.

»Gott schütze Irland«, sagte Harper plötzlich. »Schauen Sie sich das mal an!«

Sharpe hatte nach Süden auf die grasbewachsene Ebene geschaut, auf der man Fuentes de Oñoro leicht umgehen konnte, doch jetzt drehte er sich nach Osten.

Dort hatte sich der Nebel weit genug aufgelöst, um den Blick auf einen langen, dunklen Wald von Kork- und

Steineichen freizugeben, und dort, wo die Straße aus dem Wald kam, marschierte eine Armee. Massénas Männer mussten auf der anderen Seite der Bäume gelagert haben, und der Rauch ihrer Kochfeuer hatte sich mit dem Morgennebel vermischt, sodass die Briten ihn nicht bemerkt hatten. Und jetzt rückten sie in bedrohlicher Stille auf die Ebene unterhalb des Dorfes vor.

Einige der britischen Geschützführer sprangen sofort zu ihren Kanonen, richteten sie auf die Waldstraße aus und bereiteten die Zünder vor, doch ein Artillerie-Colonel ritt die Reihe ab und rief den Mannschaften zu, nicht zu feuern. »Lasst sie näher ran! Nicht schießen! Lasst uns erst mal sehen, wo sie ihre Batterien aufstellen! Verschwendet euer Pulver nicht! Morgen, John! Schöner Tag heute!« Letzteres galt einem Bekannten. Dann kam der Colonel an den beiden fremden Riflemen vorbei und legte zum Gruß die Finger an den Hut. »Ihr Jungs werdet heute viel zu tun haben.«

»Sie aber auch, Colonel«, sagte Sharpe.

Der Colonel ritt weiter, und Sharpe drehte sich wieder in Richtung Osten um. Er holte sein Fernrohr aus der Tasche und lehnte sich auf ein Geschützrad, um es ruhig zu halten.

Am Waldrand formierte sich die französische Infanterie unmittelbar hinter der Artillerie. Protzen und Zugtiere wurden in den Schutz der Bäume geführt, und Kanoniere luden die schweren Rohre ab, wuchteten sie auf die Gestelle und hämmerten sie fest. Andere stapelten Munition dahinter, vorwiegend Kugeln und Pulversäcke.

»Sieht nach schweren Geschossen aus«, sagte Sharpe zu Harper. »Sie werden auf das Dorf zielen.«

Die britischen Kanoniere neben Sharpe bereiteten sich ebenfalls vor. Die Magazine der einzelnen Geschütze enthielten eine Mischung aus Kugeln und Kartätschen. Kugeln waren massiv und rissen brutale Lücken in vorrückende Infanterie, und die Kartätschen waren Englands Geheimwaffe, das einzige Artilleriegeschoss, das noch keine andere Nation hatte herstellen können. Eine Kartätsche war

ein hohler Eisenball, gefüllt mit Musketenkugeln und einer kleinen Pulverladung, die über eine Lunte gezündet wurde. Wenn das Pulver explodierte, zerriss es die Außenhülle, und die Musketenkugeln wurden in einem tödlichen Hagel hinausgeschleudert. Wenn man solch ein Geschoss richtig einsetzte, dann explodierte es über und kurz vor der vorrückenden Infanterie. Das Geheimnis dieses Schreckens lag in der richtigen Berechnung der Lunte. Und diese Lunten waren Holz- oder Schilfröhrchen voller Pulver mit regelmäßigen Markierungen an der Seite, und jede Markierung repräsentierte eine halbe Sekunde Brandzeit. Man schnitt die Lunten für die gewünschte Zeit zurecht, steckte sie in die Kartätsche, und entzündet wurden sie von der Treibladung. War die Lunte zu lang, flog das Geschoss harmlos über den Feind hinweg, war sie zu kurz, explodierte sie zu früh. Sergeants der Artillerie schnitten Lunten in verschiedenen Längen zurecht und legten sie neben den Kartätschen aus. Die ersten Granaten hatten Lunten von einem halbem Zoll. Das ließ die Geschosse elfhundert Yards weit fliegen, bevor sie explodierten, und die kürzesten Lunten maßen nur ein Fünftel Zoll, was einer Reichweite von sechshundertfünfzig Yards entsprach. Rückte die feindliche Infanterie noch näher heran, würden die Kanoniere auf Kugeln wechseln, und waren die Franzosen nur noch dreihundertfünfzig Yards entfernt, wurden Traubengranaten verschossen: Blechzylinder voller Musketenkugeln, die im selben Augenblick auseinanderflogen, da sie das Rohr verließen.

Diese Geschütze hier würden bergab und über den Fluss hinweg feuern, sodass die französische Infanterie den ganzen Vormarsch über ihrem Feuer ausgesetzt sein würde. Und diese Infanterie formierte sich gerade zu Kolonnen. Sharpe versuchte, die Adler zu zählen, doch da waren so viele Standarten und so viel Bewegung beim Feind, dass ihm das nicht gelang.

»Das sind mindestens ein Dutzend Bataillone«, sagte er.

»Ein Dutzend? Wo sind dann die anderen?«, fragte Harper.

»Das weiß Gott allein«, antwortete Sharpe. Bei dem Aufklärungsritt letzte Nacht mit Hogan hatte Sharpe die französische Armee auf mindestens achtzig Infanteriebataillone geschätzt. Was sich nun dort am Waldrand formierte, war nur ein Bruchteil davon. »Wie viele sind das wohl? Zwölftausend?«, schätzte er.

Der letzte Rest Nebel verzog sich aus dem Dorf, und die Franzosen eröffneten das Feuer. Zu Beginn feuerten die französischen Kanonen nacheinander, damit die Geschützführer sehen konnten, wo genau die einzelnen Geschosse einschlugen. Dann nahmen sie die entsprechenden Korrekturen vor. Der erste Schuss war zu kurz. Die Kugel sprang über ein paar Häuser und ummauerte Gärten und schlug schließlich in ein Dach auf halbem Weg den Hang hinauf. Der Knall der Kanone war erst nach dem Bersten der Ziegel zu hören.

Das zweite Geschoss schlug in einen Apfelbaum am Ostufer des kleinen Flusses, und weiße Blütenblätter regneten zu Boden, als die Kugel ins Wasser abprallte. Doch die nächsten Schüsse waren bereits gut gezielt und trafen die Häuser direkt. Widerwillig knurrten die britischen Kanoniere anerkennend ob der Genauigkeit der feindlichen Geschützführer.

»Ich frage mich, welche armen Bastarde wohl das Dorf halten müssen«, sagte Harper.

»Schauen wir doch mal nach.«

»So neugierig bin ich ehrlich gesagt nicht«, protestierte Harper. Trotzdem folgte er Sharpe den Rand der Hochebene entlang. Das Plateau endete direkt über dem Dorf und führte dann im rechten Winkel nach Westen weiter. Und genau an dieser Ecke befanden sich zwei riesige Felsen, auf denen die Dorfkirche mit dem Storchennest im Glockenturm gebaut war. Der Friedhof nahm fast den gesamten Osthang zwischen Kirche und Dorf ein, und Riflemen kauerten hinter den Grabsteinen und zwischen den Ausläufern des zweiten

Felsens. Und zwischen den beiden Felsgipfeln, auf einem Sattel mit gelbem Besenkraut, erreichte die Straße nach Almeida das Plateau, nachdem sie sich im Zickzack durch den Friedhof gewunden hatte. Dort saß eine Gruppe von Stabsoffizieren auf ihren Pferden und beobachtete die französische Kanonade.

Inzwischen hatte sich eine dichte Schicht aus Pulverdampf über die Franzosen gelegt. Die Kanonenkugeln regneten gnadenlos auf das Dorf nieder, zerschlugen Schiefer und Reet, zersplitterten Balken und warfen Wände um. Das Donnern der Geschütze war in der warmen Frühlingsluft fast greifbar, doch hier, hoch über Fuentes de Oñoro, hatte man den Eindruck, als sei die Schlacht weit weg.

Sharpe führte Harper in weitem Bogen um die Stabsoffiziere herum. »Die alte Hakennase ist da«, erklärte er Harper, »und ich habe keine Lust, dass er mich anfunkelt.«

»Er ist im Moment nicht gerade gut auf uns zu sprechen, nicht wahr?«

»Das ist noch untertrieben, Pat. Ich muss mich einer Untersuchungskommission stellen.« Sharpe war nicht bereit gewesen, Donaju die Wahrheit zu gestehen, doch Harper war ein Freund, und so erzählte er ihm die Geschichte, und dabei schimmerte seine Verbitterung immer wieder durch. »Was hätte ich denn tun sollen, Pat? Ich konnte diese verdammten Vergewaltiger doch nicht einfach leben lassen!«

»Was wird man denn mit Ihnen tun?«

»Was weiß ich? Im schlimmsten Fall stellt man mich vors Kriegsgericht und wirft mich aus der Armee. Im besten Fall degradiert man mich zum Lieutenant. Aber das wäre mein Ende. Sie werden mich in irgendein Depot stecken und mir irgendwelche verdammten Listen in die Hand drücken. Da kann ich mich dann zu Tode saufen.«

»Aber sie müssen doch erst einmal beweisen, dass Sie diese Bastarde erschossen haben! Und Gott schütze Irland,

von uns wird niemand etwas sagen. Wer etwas anderes behauptet, den bring ich um!«

»Aber da sind noch andere, Pat. Runciman und Sarsfield.«

»Die werden auch nichts sagen, Sir.«

»Wie auch immer, vermutlich ist es ohnehin schon zu spät. Der verdammte Valverde weiß davon, und das ist alles, was zählt. Er hat mir das Messer schon längst in den Rücken gerammt, und ich kann einen Scheißdreck dagegen tun.«

»Ich könnte den Bastard einfach erschießen«, schlug Harper vor.

»Nur dass du ihn nie allein erwischen würdest«, sagte Sharpe. Er hatte selbst schon davon geträumt, Valverde zu erschießen, doch er bezweifelte, dass er die Gelegenheit dazu bekommen würde. »Und Hogan hat gesagt, der verfluchte Loup könnte auch einen formalen Protest einlegen.«

»Das ist einfach nicht fair, Sir«, beklagte sich Harper.

»Ja, Pat, das ist nicht fair, aber bis jetzt ist das auch noch nicht passiert, und vielleicht wird Loup heute ja in eine Kanonenkugel laufen. Aber kein Wort zu irgendjemandem, Pat. Ich will nicht, dass die halbe Armee darüber diskutiert.«

»Ich werde den Mund halten, Sir«, versprach Harper, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wie man so etwas in dieser Armee geheim halten sollte. Und mit Sicherheit würde auch niemand verstehen, warum ein britischer Offizier angeklagt wurde, nur weil er zwei französische Bastarde erschossen hatte. Er folgte Sharpe zwischen zwei Wagen und einer Infanteriebrigade hindurch, die im Gras saß und wartete.

Sharpe erkannte die blassgrünen Kragenspiegel des 24th, eines Regiments aus Warwickshire, und dahinter lagerten die Highlander des 79th in ihren Kilts. Die Dudelsackpfeifer der Highlander spielten eine wilde Melodie zum Hämmern der Trommeln und versuchten, damit einen Kontrapunkt zur französischen Kanonade zu setzen. Sharpe nahm an, dass die beiden Bataillone die Reserve darstellten für den Fall,

dass die Franzosen Fuentes de Oñoro zu erobern drohten. Und ein drittes Bataillon schloss sich gerade der Reservebrigade an, als Sharpe sich wieder zu den berstenden Dächern und Wänden umdrehte.

»Hier runter«, sagte er.

Er hatte einen Pfad entdeckt, der an der Südmauer des Friedhofs entlang führte. Es war ein steiler und gefährlicher Pfad, vermutlich ein Trampelpfad für Ziegen, und die beiden Männer mussten sich immer wieder mit den Händen abstützen. Dann rannten sie die letzten paar Yards bis in den dürftigen Schutz einer Gasse, wo sie von einem nervösen Rotrock begrüßt wurden, der mit der Muskete im Anschlag um die Ecke kam.

»Immer mit der Ruhe, Junge!«, rief Sharpe. »Jeder, der hier runterkommt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach auf deiner Seite, und falls nicht, dann hast du ein Problem.«

»Tut mir leid, Sir«, sagte der Junge und duckte sich, als Splitter eines Dachziegels über seinen Kopf hinwegzischten. »Es ist hier nur ein wenig lebhaft, Sir«, fügte er hinzu.

»An deiner Stelle würde ich mir erst Sorgen machen, wenn sie aufhören zu schießen«, sagte Sharpe, »denn das heißt, dass die Infanterie auf dem Weg ist. Wer hat hier das Kommando?«

»Ich weiß nicht, Sir. Es sei denn, es ist Sergeant Patterson.«

»Das wage ich zu bezweifeln, Junge, aber trotzdem danke.« Sharpe rannte zum Ende der Gasse, bog in eine Nebenstraße ab, duckte sich in eine weitere Straße und sprang eine steile Treppe hinunter, die von Schiefersplittern übersät war. So fand er sich dann schließlich auf der Hauptstraße wieder, die sich in scharfen Kurven durch das Dorf wand. Eine Kanonenkugel schlug im selben Augenblick mitten auf der Straße ein, da Sharpe sich hinter einen Misthaufen duckte. Die Kugel riss Steine und Erde aus dem Boden und sprang in einen mit Reet gedeckten Stall. Eine weitere Kugel zerfetzte die Balken eines Dachs gegenüber.

Die französischen Kanoniere wurden immer eifriger, und ein wahrer Hagel ging auf das Dorf nieder. Sharpe und Harper fanden vorübergehend Deckung an einer Tür, auf der ausgeblichene Kreidezeichen der Quartiermeister beider Armeen zu sehen waren. Die Zahlen 5/4/60 bedeuteten, dass fünf Mann der 4. Kompanie der 60th Rifles in der kleinen Hütte stationiert worden waren, und darüber stand eine Zahlenkombination, die von sieben Franzosen des 82. Linienregiments erzählte, die ebenfalls einmal hier gewesen waren. Inzwischen hatte das Haus allerdings kein Dach mehr. Staub trieb in das, was einst wohl so etwas wie das Wohnzimmer gewesen war, und ein Vorhang aus zerfetztem Sackleinen flatterte im Fenster.

Die Dorfbewohner waren mitsamt ihrer Habseligkeiten nach Frenada evakuiert worden, doch einige Dinge hatten sie zurückgelassen. Eine Tür war mit einer Kinderwiege verbarrikadiert, während an einer anderen Bänke standen, auf die sich Schützen stellen konnten, um über die Tür hinweg zu schießen. Eine Mischung aus Riflemen und Rotröcken war in der Stadt stationiert, und die versuchten, sich vor dem Beschuss zu schützen, indem sie sich hinter die dicksten Wände der verlassenen Häuser kauerten.

Aber selbst die Steinwände konnten nicht jede französische Kugel aufhalten, und Sharpe war bereits an drei Toten vorbeigekommen, die man einfach auf die Straße hinausgeworfen hatte, und er hatte ein halbes Dutzend Verwundeter gesehen, die langsam den Hang zum Plateau hinaufgestiegen.

»Zu welcher Einheit gehört ihr?«, rief er einem Sergeant zu, der hinter der Kinderwiege Schutz gesucht hatte.

»Zur Dritten Division, Leichte Kompanie, Sir!«, rief der Sergeant zurück.

»Und zur Ersten Division!«, rief eine andere Stimme. »Vergesst die Erste Division nicht!«

Offenbar hatte man die Besten der Besten aus zwei Divisionen zusammengesucht, die Plänkler, und sie in

Fuentes de Oñoro stationiert. Plänkler waren für gewöhnlich die Klügsten, diejenigen, die dazu ausgebildet waren, unabhängig zu kämpfen, und dieses Dorf hier war nicht der geeignete Ort für Männer, die nur den Kampf in geschlossenen Formationen kannten. Das hier war ein Ort für Scharfschützen und Kämpfe Mann gegen Mann. Hier wurden Mannschaften schnell von ihren Offizieren getrennt und waren gezwungen, ohne Befehl zu kämpfen. »Wer hat das Kommando über euch?«, fragte Sharpe den Sergeant.

»Colonel Williams vom 60th, Sir. Es ist da unten, im Gasthof.«

»Danke!« Sharpe und Harper liefen die Straße hinunter. Eine Kugel zischte über ihnen vorbei und schlug in ein Dach. Ein Schrei war daraufhin zu hören, doch er verhallte sofort. Der Gasthof war derselbe, in dem sich Sharpe zum ersten Mal mit El Castrador getroffen hatte. Jetzt fand er in dem Garten mit dem halb abgesägten Weinstock Colonel Williams und seinen kleinen Stab.

»Sie sind Sharpe, stimmt's? Sind Sie gekommen, um uns zu helfen?« Williams war ein warmherziger Waliser von den 60th Rifles. »Sie kenne ich aber nicht«, sagte er zu Harper.

»Sergeant Harper, Sir.«

»Sie sehen aus, als könnte man Sie in einem Kampf gut gebrauchen, Sergeant«, sagte Williams. »Ein wenig laut heute, nicht wahr?«, fügte er in Bezug auf den Beschuss hinzu. Er stand auf einer Bank, von der aus er über die Gartenmauer und die Dächer der niedrigeren Häuser hinweg ins Tal schauen konnte. »Und? Was führt Sie her, Sharpe?«

»Ich wollte nur genau wissen, wohin wir unsere Munition liefern sollen, Sir.«

Williams schaute Sharpe erstaunt an. »Man hat Sie also dazu verdonnert, den Lieferanten zu spielen, ja? Eine ziemliche Verschwendung für einen Mann mit Ihren Talenten, wenn ich das sagen darf. Und ich glaube nicht, dass man hier viel Bedarf an Ihren Vorräten hat. Meine Jungs sind gut ausgerüstet. Achtzig Schuss pro Mann, zweitausend

Männer, und in der Kirche lagern noch mal so viele Patronen. Himmel!« Dieser letzte Ausruf galt einer Kanonenkugel, die keine zwei Fuß am Kopf des Colonels vorbeigerast war und ihn gezwungen hatte, sich zu ducken. Sie schlug in ein Haus. Eine Mauer brach zusammen, und dann herrschte plötzlich Stille.

Sharpe verspannte sich. Nach dem donnernden Beschuss und dem Lärm zusammenbrechender Dächer und Häuser war die plötzliche Stille geradezu unheimlich. Vielleicht, dachte er, war das nur eine seltsame Pause wie die ungewöhnliche Stille, von der es hieß, dass sie sich in einem Raum ausbreitete, wenn ein Engel vorüberflog. Oder vielleicht hatten die französischen Geschütze plötzlich auch alle gleichzeitig keine Munition mehr. Sharpe hätte fast darum gebetet, dass die Kanonen das Feuer wieder aufnahmen, doch die Stille dauerte an und drohte von etwas weit Schlimmeren ersetzt zu werden als einer Kanonade.

Irgendwo im Dorf hustete ein Mann, und der Hahn einer Muskete wurde gespannt. Ein Pferd wieherte oben auf dem Plateau, wo die Dudelsäcke spielten. Lose Trümmer fielen in ein Haus, und ein Verwundeter wimmerte. Draußen auf der Straße rollte eine französische Kanonenkugel sanft bergab, bis sie von einem umgestürzten Baumstamm aufgehalten wurde.

»Gentlemen«, verkündete Williams, »ich nehme an, wir werden bald Gesellschaft bekommen.« Er stieg von der Bank herunter und klopfte sich den weißen Staub von seinem grünen Rock. »Sehr bald sogar. Von hier aus kann man leider nichts sehen. Pulverdampf. Schlimmer als Nebel.« Er redete einfach drauflos, um die unheimliche Stille zu füllen. »Runter zum Fluss, würde ich sagen. Nicht, dass wir sie da aufhalten könnten, aber wir können sie hier herauflocken, und wenn sie erst einmal im Dorf sind, werden sie feststellen müssen, dass Krieg doch nicht ganz so einfach ist, wie sie sich das vorgestellt haben. Zumindest hoffe ich das.« Er

nickte Sharpe freundlich zu und duckte sich dann zur Tür hinaus. Sein Stab lief ihm hinterher.

»Wir bleiben doch nicht hier, oder, Sir?«, fragte Harper.

»Wir können uns doch ruhig ansehen, was passiert«, sagte Sharpe. »Wir haben doch sonst nichts zu tun. Hast du alles geladen?«

»Nur das Gewehr.«

»Ich würde auch das Salvengewehr bereitmachen«, sagte Sharpe. »Nur für den Fall.« Er lud sein Gewehr, und während er noch damit beschäftigt war, eröffneten die britischen Geschütze oben auf dem Plateau das Feuer. Ihr Mündungsfeuer zuckte sechzig Fuß über die Kante hinweg, und ihr Donnern hallte im Dorf wider, während die Geschosse über die Köpfe der Briten hinweg zu den vorrückenden französischen Bataillonen rasten.

Sharpe kletterte auf die Bank und sah dunkle Infanteriekolonnen aus dem französischen Pulverdampf marschieren. Die ersten britischen Kartätschen explodierten über und vor den Kolonnen, und jede Explosion tauchte den grauweißen Rauch in ein rot glühendes Licht. Kugeln schlugen in die dichten Formationen, doch keines der Geschosse schien auch nur den geringsten Unterschied zu machen. Die Kolonnen marschierten immer weiter. Zwölftausend Mann unter den Adlern wurden von ihren Trommeln über das Flachland auf die aus allen Rohren feuernde Artillerie und die wartenden Musketen und Gewehre der Rot- und Grünröcke jenseits des Flusses zugetrieben.

Sharpe schaute nach rechts und links, sah aber keine weiteren Feinde außer einer Hand voll grünuniformierter Dragoner, die auf den Feldern im Süden patrouillierten. »Sie marschieren geradewegs auf uns zu, Pat«, sagte Sharpe, »keine überflüssigen Manöver. Ein Angriff direkt auf das Dorf. Jedenfalls ignorieren sie die Flanken bis jetzt. Offenbar glauben sie, hier geradewegs durchbrechen zu können. Dahinter werden weitere Brigaden warten, und sie werden

eine nach der anderen in die Schlacht werfen, bis sie an der Kirche sind. Danach geht es nur noch bergab bis zum Atlantik. Wenn wir sie also hier nicht aufhalten, dann werden wir das gar nicht mehr.«

»Nun ja, Sir, es ist so, wie Sie gesagt haben: Wir haben ja nichts Besseres zu tun.« Harper lud den letzten Lauf seines Salvengewehrs und hob dann eine kleine Stoffpuppe auf, die irgendjemand unter die Gartenbank geworfen hatte. Die Puppe hatte einen roten Torso, auf den eine Mutter ein weißes Stoffband genäht hatte, um so die Uniform eines britischen Infanteristen zu imitieren. Harper stellte die Puppe in eine Mauernische. »Pass du jetzt schön auf«, sagte er zu dem Haufen Lumpen.

Sharpe zog seinen Säbel halb heraus und prüfte die Schneide. »Ich hatte keine Gelegenheit mehr, ihn noch schärfen zu lassen«, sagte er. Vor einer Schlacht ließ er seine Klinge eigentlich stets von einem Waffenschmied der Kavallerie nachbearbeiten, doch dieses Mal hatte ihm die Zeit gefehlt. Er hoffte nur, dass das kein böses Omen war.

»Dann werden Sie die Bastarde eben niederknüppeln müssen, Sir«, sagte Harper, bekreuzigte sich und griff in die Tasche, um sich zu vergewissern, dass er seine Hasenpfote nicht vergessen hatte. Dann schaute er wieder zu der Puppe, und plötzlich war er fest davon überzeugt, dass sein Schicksal davon abhing, dass die Puppe in ihrer Nische überlebte. »Pass auf dich auf«, sagte er zu der Puppe und drückte einen Stein in die Nische, damit das kleine Spielzeug nicht umfallen konnte.

Ein Geräusch, als würde Leinen reißen, nur ungleich lauter, verkündete, dass die britischen Plänkler das Feuer eröffnet hatten. Die französischen Voltigeure waren hundert Schritt vor ihren Kolonnen vorgerückt, doch nun wurden sie von den Riflemen aufgehalten, die sich in den Gärten und Hütten am anderen Ufer verschanzt hatten. Ein paar Minuten lang war das typische unregelmäßige Feuer der Plänkler zu hören, dann drohten die zahlenmäßig

überlegenen Voltigeure die britischen Plänkler zu umzingeln, und mit Trillerpfeifen riefen Offiziere und Sergeants die Männer zum Rückzug aus den Gärten. Zwei Riflemen humpelten, und ein dritter wurde von zweien seiner Kameraden getragen, doch die meisten liefen unverwundet in das Labyrinth der Straßen.

Die französischen Voltigeure duckten sich hinter die Gartenmauern am anderen Ufer des Flusses und lieferten sich ein Feuergefecht mit den Verteidigern des Dorfes. Ein immer dichter werdender Schleier aus Pulverdampf legte sich über den Fluss und trieb in der leichten Brise gen Süden.

Sharpe und Harper, die noch immer am Gasthaus warteten, hörten nun den *pas de charge* der französischen Trommler, jenen Rhythmus, der Napoleons Veteranen durch halb Europa getrieben hatte. Dann hörten die Trommeln plötzlich auf, und Sharpe und Harper formten instinktiv die Worte mit den Lippen, als zwölftausend Franzosen schrien: *»Vive l'Empereur!«* Die beiden Männer lachten, als das Trommeln wieder begann.

Die Geschütze auf dem Plateau luden nun keine Kartätschen mehr, sondern schossen Kugeln in die feindlichen Kolonnen. Die Hauptformationen des Feindes hatten fast die Gärten im Osten erreicht, und Sharpe sah deutlich, welchen Schaden die Kugeln anrichteten, als sie in die Reihen schlugen. Wieder und wieder rissen die Geschosse blutige Lücken in die Kolonnen, doch die Franzosen schlossen ihre Reihen sofort wieder und marschierten weiter. Die Trommler trommelten, und die Adler funkelten genauso hell in der Sonne wie die Bajonette.

Wieder legten die Trommler eine Pause ein. *»Vive l'Empereur!«*, rief die Masse der Franzosen, doch diesmal zogen sie die letzte Silbe zu einem Kriegsschrei in die Länge, als man sie von der Leine ließ. Die Kolonne konnte nicht in Formation durch die engen Gassen zwischen den ummauerten Gärten am Ostufer marschieren, und so lösten

sich die Reihen auf, und die Franzosen stürmten durch das Gemüse und über die Mauern direkt in das Feuer von Colonel Williams' Verteidigern.

»Gott schütze uns«, sagte Harper voller Ehrfurcht, als sich die Franzosen wie eine dunkle Flut über das gegenüberliegende Ufer ergossen. Der Feind schrie, während er rannte und alles niedertrampelte, was sich ihm in den Weg stellte, egal ob Gemüse oder Mauer.

»Feuer!«, schrie eine Stimme, und die Musketen und Gewehre krachten in den durchlöcherten Häusern. Ein Franzose wurde zu Boden geworfen, und sein Blut färbte das Wasser rot. Ein weiterer fiel an der Brücke und wurde ohne viel Federlesen von den Nachrückenden in die Furt gestoßen.

Sharpe und Harper schossen nun ebenfalls, und ihre Kugeln rasten über die tiefer gelegenen Dächer hinweg und in die Masse der Angreifer, die nun nicht mehr von der Artillerie hinter dem Dorf eingedeckt werden konnten.

Die ersten französischen Angreifer erreichten die Ostmauern des Dorfes. Bajonette trafen auf Bajonette. Sharpe sah, wie ein Franzose über eine Mauer kletterte und in den Hof dahinter sprang. Weitere Franzosen folgten ihm.

»Bajonett, Pat«, sagte Sharpe und zog seinen Säbel, während Harper das Schwertbajonett am Lauf befestigte. Sie duckten sich durch die Gartentür und rannten die Hauptstraße hinunter, doch eine Doppelreihe Rotröcke versperrte ihnen den Weg. Die Männer hatten die Bajonette aufgepflanzt und die Musketen geladen. Zwanzig Yards weiter die Straße entlang waren weitere Rotröcke zu sehen. Sie feuerten über eine Barrikade aus Fensterläden, Türen, Ästen und zwei requirierten Handkarren hinweg. Die Barrikade bebte unter dem Druck der angreifenden Franzosen auf der anderen Seite, und alle paar Sekunden stieß eine Muskete durch die Barrikade und spie Rauch und Feuer auf die Verteidiger.

»Macht euch bereit, Jungs!«, rief der Rotrock-Lieutenant. Er schien nicht älter als achtzehn zu sein, doch seine West-County-Stimme war fest. Er nickte Sharpe zum Gruß zu und schaute dann wieder zur Barrikade. »Ruhig, Jungs, ruhig!«

Sharpe wusste, dass er den Säbel noch nicht brauchen würde. Also steckte er ihn wieder weg und lud stattdessen sein Gewehr. Er biss die Kugel von der Patrone und behielt sie im Mund, während er den Hahn halb spannte. Er schmeckte das ätzende, scharfe Pulver und schüttete ein wenig davon aus der Hülse auf die offene Pfanne und klappte den Deckel zu. Dann goss er das restliche Pulver in den Lauf, zerknüllte das Wachspapier der Patrone, nahm den Stock und stopfte es dem Pulver hinterher. Zu guter Letzt folgte die Kugel. Schließlich schob Sharpe den Ladestock wieder unter den Lauf, spannte den Hahn ganz, und er war bereit. All das hatte zwölf Sekunden gedauert, und nicht einmal hatte Sharpe darüber nachgedacht, was er da tat, oder auch nur hingeschaut. Diese Bewegungen waren essentiell für sein Handwerk, und er hatte sie schon so oft geübt und angewendet, dass sie zur zweiten Natur für ihn geworden waren. Als junger Rekrut von sechzehn Jahren hatte Sharpe sogar vom Laden der Muskete geträumt. Seine Ausbilder hatten ihn gezwungen, es immer wieder und wieder zu tun, und eines feuchten Tages in Flandern hatte er es dann zum ersten Mal in echt machen müssen, und prompt hatte er seinen Ladestock verloren und vergessen, Pulver auf die Pfanne zu tun. Irgendwie hatte er diesen Kampf jedoch überlebt, und hinterher hatte er so lange geübt, bis es ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Es war die gleiche Fähigkeit, die er auch der Real Compañía Irlandesa während ihres unglücklichen Aufenthalts in San Isidro hatte beibringen wollen.

Jetzt, als er beobachtete, wie sich die Verteidiger rasch von der zusammenbrechenden Barrikade zurückzogen, fragte er sich, wie oft er wohl schon eine Waffe geladen hatte. Allerdings hatte er keine Zeit mehr, weiter darüber

nachzudenken, denn mit einem Triumphschrei räumten die Franzosen die letzten Teile des Hindernisses weg.

»Macht Platz!«, schrie der Lieutenant, und die beiden Reihen Rotröcke öffneten gehorsam eine Gasse, damit sich die Verteidiger der Barrikade in Sicherheit bringen konnten. Mindestens drei rotuniformierte Leichen waren auf der Straße zurückgeblieben. Ein Verwundeter brach zusammen und schleppte sich zu einer Tür. Dann rannte ein rotgesichtiger Captain mit grauem Schnurrbart durch die Lücke und schrie die Männer an, die Reihen wieder zu schließen.

Und die Reihen schlossen sich. »Erste Reihe! Kniet nieder!«, rief der Lieutenant, nachdem seine Männer wieder Formation angenommen hatten. »Wartet!«, brüllte er, und diesmal war ihm seine Nervosität deutlich anzuhören. »Wartet!«, rief er erneut, jetzt wieder entschlossener. Dann zog er seinen Degen und schlug ein paar Mal mit der dünnen Klinge durch die Luft. Er schluckte und schaute zu, wie die Franzosen die Barrikade schließlich durchbrachen und mit aufgepflanzten Bajonetten den Hügel heraufstürmten.

»Feuer!«, brüllte der Lieutenant, und vierundzwanzig Musketen krachten gleichzeitig und erfüllten die Straße mit Rauch. Irgendwo schrie ein Mann. Sharpe feuerte und hörte das unverkennbare Geräusch der Kugel, die in einen Musketenkolben schlug. »Erste Reihe! Steht auf!«, rief der Lieutenant. »Im Laufschritt! Angriff!«

Der Rauch verzog sich und gab den Blick auf ein halbes Dutzend blauuniformierter Leichen frei. Glühende Patronenreste flackerten wie Kerzen. Der Feind zog sich rasch vor den Bajonetten zurück, doch dann erschien eine weitere Masse von blauen Uniformen am unteren Ende des Dorfes.

»Ich bin bereit, Pollard!«, rief eine Stimme hinter Sharpe, und der Lieutenant befahl seinen Männern anzuhalten.

»Zurück, Jungs!«, schrie er, und die beiden Reihen, die es mit dem neuen Feind ohnehin nicht hätten aufnehmen können, lösten sich auf und zogen sich den Hügel hinauf zurück. Die neuen Angreifer hatten geladene Musketen, und einige blieben kurz stehen, um zu zielen.

Harper feuerte sein Salvengewehr auf die Franzosen ab und folgte Sharpe dann im Schutz des Rauchs aus der schweren Waffe.

Der Captain mit dem grauen Schnurrbart hatte eine neue Verteidigungslinie aufgestellt, die sich nun ihrerseits öffnete, um die Männer des Lieutenants hindurch zu lassen. Ein paar Schritte hinter der Linie des Captains ließ der Lieutenant seine Männer wieder in zwei Reihen antreten und befahl ihnen, nachzuladen. Sharpe lud sein Gewehr ebenfalls wieder. Harper, der wusste, dass er keine Zeit hatte, das Salvengewehr zu laden, warf es sich über den Rücken und spie eine Kugel in sein Gewehr.

Die Trommeln spielten immer noch den *pas de charge*, während oben an der Hangkante die Dudelsäcke ihnen trotzig Antwort gaben. Die Geschütze auf dem Plateau feuerten immer noch, vermutlich auf die französische Artillerie in der Ferne. Das kleine Dorf stank nach Pulverdampf und hallte von den Schüssen und den Schreien der Verwundeten und Sterbenden wider.

»Feuer!«, befahl der Captain, und seine Männer sandten eine Salve die Straße hinunter. Die Franzosen zahlten es ihm mit gleicher Münze zurück. Der Feind hatte beschlossen, sich eher auf seine Feuerkraft zu verlassen, als zu versuchen, die Briten einfach zu überrennen, und das war ein Kampf, von dem der Captain wusste, dass er ihn verlieren würde. »Zu mir, Pollard!«, rief er, und der junge Lieutenant führte seine Männer zu denen seines Captains.

»Feuer!«, schrie Pollard. Dann stieß er eine Art Miauen aus, das im Krachen der Musketen fast untergegangen wäre. Der Lieutenant taumelte zurück, und Blut breitete sich auf der

weißen Weste unter seinem roten Rock aus. Schließlich ließ er den Säbel fallen und sackte gegen eine Tür.

»Bring ihn nach hinten, Pat«, sagte Sharpe. »Wir treffen uns dann wieder oben am Friedhof.«

Harper hob den Lieutenant hoch, als wäre er ein Kind, und rannte die Straße hinauf.

Die Rotröcke luden nach, und die Ladestöcke flogen über ihren schwarzen Tschakos auf und ab.

Sharpe wartete, bis sich der Rauch ein wenig verzogen hatte, dann suchte er nach einem feindlichen Offizier. Er sah einen Mann mit Schnurrbart und einem Säbel in der Hand, und er zielte, schoss und glaubte zu sehen, wie der Mann herumgerissen wurde, doch der Rauch behinderte seine Sicht, und dann stürmten die Franzosen die Straße herauf.

»Bajonette!«, rief der Captain.

Ein Rotrock wich zurück. Sharpe drückte dem Mann die Hand in den Rücken und stieß ihn brutal in die Reihe zurück. Dann warf er sich sein Gewehr über die Schulter und zog erneut den Säbel. Der französische Angriff geriet angesichts der ungebrochenen britischen Linie mit den funkelnden Stahlspitzen auf den Musketen ins Stocken, doch der Captain wusste, dass er zahlenmäßig weit unterlegen war.

»Langsam zurück!«, befahl er. »Ganz langsam! Ruhig! Langsam und ruhig! Wenn ihr geladen habt, Jungs, verpasst ihnen eine!«

Ein Dutzend Musketen schossen, doch mindestens zweimal so viele Franzosen erwiderten das Feuer, und die Linie der Rotröcke erbebte förmlich, als die Kugeln einschlugen. Sharpe hatte inzwischen die Funktion eines Sergeants übernommen. Er sorgte von hinten dafür, dass die Formation hielt, aber er schaute auch immer hinter sich und sah, dass sich eine Mischung aus Rot- und Grünröcken überstürzt aus einer Gasse zurückzog. Ihr schneller Rückzug ließ vermuten, dass die Franzosen nicht weit weg waren, und in ein, zwei Augenblicken, schätzte Sharpe, würde die kleine Kompanie

des Captains abgeschnitten sein. »Captain!«, schrie er und deutete mit dem Säbel zu der Gasse.

»Zurück, Jungs, zurück!« Der Captain erkannte die Gefahr sofort. Seine Männer wirbelten herum und rannten die Straße hinauf. Einige halfen ihren Kameraden, andere liefen einfach nur in Deckung, doch die meisten blieben zusammen und schlossen sich den anderen britischen Truppen an, die sich auf dem kleinen, gepflasterten Platz im Dorfzentrum neu formierten. Williams hatte drei Reservekompanien in den sichereren Häusern am oberen Ende des Dorfes zurückgehalten, und diese Männer waren nun heruntergekommen, um sich der französischen Flut entgegenzustemmen.

Die Franzosen brachen im selben Augenblick aus der Gasse hervor, als die Kompanie an ihr vorbeikam. Ein Rotrock fiel einem Bajonett zum Opfer, dann schlug der Captain mit dem Säbel zu und spaltete das Gesicht des Franzosen. Ein großer französischer Sergeant hieb mit dem Gewehrkolben nach dem Captain, doch Sharpe stieß dem Mann den Säbel ins Gesicht, und obwohl der Stoß aus der Bewegung schwach und ungezielt war, reichte er doch, den Mann aufzuhalten und dem Captain die Flucht zu ermöglichen. Der Franzose stieß mit dem Bajonett nach Sharpe, doch Sharpe parierte und rammte dem Mann von unten den Säbel in den Bauch, drehte ihn, damit er nicht stecken blieb, und riss ihn wieder heraus. Er rannte weiter den Hügel hinauf, ein Schritt, zwei, drei, und er hielt nach weiteren Angreifern Ausschau. Dann zog ihn eine Hand in die neu formierten britischen Reihen. »Feuer!«, schrie jemand, und Sharpes Ohren klingelten vom ohrenbetäubenden Krachen der Musketen um ihn herum.

»Ich will, dass diese Gasse gesäubert wird!«, rief Colonel Williams. »Vorwärts, Wentworth! Führen Sie Ihre Männer runter! Stehen Sie da nicht so rum!«

Eine Gruppe von Rotröcken ging zum Angriff über. Französische Musketen feuerten aus den Häusern, und

einige Männer traten die Türen ein, um den Feind wieder zu vertreiben. Weitere Franzosen kamen die Straße herauf. Sie kamen in kleinen Gruppen, hielten kurz an, um zu schießen, und rannten den Hang hinauf und auf den kleinen Platz, wo der Kampf am heftigsten war. Eine kleine Gruppe Rotröcke wurde von den Franzosen überrannt, die aus einer Gasse stürmten, und ihre Schreie hallten zwischen den Häusern wider, als sich die französischen Bajonette an ihr blutiges Werk machten. Ein Junge entkam dem Massaker irgendwie und kroch über die Pflastersteine. »Wo ist deine Muskete, Sanders?«, brüllte ein Sergeant.

Der Junge fluchte, drehte sich nach seiner verlorenen Waffe um und wurde in den offenen Mund getroffen. Angefeuert durch ihren Sieg über den kleinen Trupp stürmten die Franzosen über die Leiche des Jungen hinweg und auf die größere Masse von Männern zu, die versuchten, die Mündung der zurückeroberten Gasse zu halten. Dort erwartete sie eine Wand von Bajonetten. Das Aufeinanderprallen von Stahl auf Stahl war lauter als selbst das Krachen der Musketen, denn nur wenige hatten jetzt noch Zeit, ihre Waffe zu laden, und der Kampf wurde fast nur noch mit Säbeln, Bajonetten, Messern und Gewehrkolben ausgefochten. Die beiden Seiten standen einander gegenüber, und dann und wann brachte eine Gruppe von Männern genug Mut auf, um die Reihen des Feindes anzugreifen. Dann schwollen die Stimmen zu heiserem Gebrüll an, und wieder prallte Stahl auf Stahl.

Ein solcher Angriff wurde von einem großen, kahlköpfigen französischen Offizier angeführt, der zwei Rotröcke mit schnellen Hieben seines Säbels auseinander trieb und sich dann auf einen britischen Offizier stürzte, der an seiner Pistole herumfummelte. Der Rotrock-Offizier sprang zur Seite, und plötzlich war es Sharpe, der dem Riesen gegenüberstand. Der große Franzose täuschte einen Angriff nach links vor, und es gelang ihm, Sharpes Parade abzulenken. In Erwartung des Todesstoßes fletschte er schon

die Zähne, doch Sharpe kämpfte nicht nach den Regeln irgendeines Pariser Fechtmeisters. Er trat dem Mann in die Eier und hämmerte ihm den stählernen Knauf des Säbels auf den Kopf. Dann stieß er den Mann zurück und schlug mit dem schweren Säbel nach einem französischen Soldaten, der versuchte, einem Rotrock die Muskete aus der Hand zu reißen. Die ungeschärfte Klinge diente mehr als Knüppel denn als Schwert. Trotzdem taumelte der Franzose tödlich getroffen zurück.

»Vorwärts!«, rief eine Stimme, und die britische Linie rückte die Straße hinunter vor. Der Feind zog sich vor Williams' Reserve zurück, die drohte, den gesamten unteren Teil des Dorfes zurückzuerobern, doch dann wehte der Wind den Rauch weg, und Sharpe sah eine neue Welle von Franzosen über die Gartenmauern am Ostufer klettern.

»Sharpe!«, rief Colonel Williams. »Sind Sie schon anderweitig vergeben?«

Sharpe bahnte sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Rotröcke nach hinten. »Sir?«

»Ich wäre Ihnen verdammt dankbar, wenn Sie Spencer da oben suchen und ihm sagen würden, dass wir hier ein paar Verstärkungen gebrauchen könnten.«

»Sofort, Sir.«

»Ich habe ein paar meiner Adjutanten verloren, wissen Sie?«, begann Williams zu erklären, doch Sharpe war bereits unterwegs. »Guter Mann!«, rief Williams ihm hinterher. Dann drehte er sich wieder zu dem Kampf um, der inzwischen nur noch ein blutiges Handgemenge in den engen Gassen und Gärten war. Und es war ein Kampf, von dem Williams fürchtete, dass er ihn verlieren würde, denn die Franzosen hatten ebenfalls ihre Reserven in die Schlacht geworfen, und die strömten jetzt ins Dorf.

Sharpe rannte an den Verwundeten vorbei, die sich den Hügel hinaufschleppten. Staub und Rauch hingen wie eine Wolke über dem Dorf, und Sharpe bog falsch ab und stand plötzlich in einer Sackgasse. Also machte er kehrt, fand die

richtige Straße wieder, und schließlich erreichte er den Hang über dem Dorf, wo die Verwundeten auf Hilfe warteten. Sie waren zu schwach, um den Hang weiter hinaufzuklettern, und ein paar von ihnen riefen Sharpe hinterher, als er an ihnen vorbeirannte.

Sharpe ignorierte sie. Stattdessen stieg er den Ziegenpfad neben dem Friedhof hinauf. Eine Gruppe besorgter Offiziere stand neben der Kirche, und Sharpe rief ihnen zu, ob sie wüssten, wo General Spencer war. »Ich habe eine Nachricht für ihn!«, rief er.

»Worum geht's denn?«, rief ein Mann zurück. »Ich bin Spencers Adjutant!«

»Williams braucht Verstärkung! Da sind viel zu viele Froschfresser!«

Der Stabsoffizier drehte sich auf dem Absatz um und rannte zu der Brigade, die hinter der Kuppe wartete. Sharpe blieb erst einmal stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Er hielt noch immer den Säbel in der Hand, und seine Klinge war blutverschmiert. Er reinigte die Waffe an seinem Jackett, dann sprang er erschrocken auf, als eine Kugel neben ihm in die Mauer schlug.

Er drehte sich um und sah eine kleine Rauchwolke zwischen ein paar Balken am oberen Ende des Dorfes, und das hieß, dass die Franzosen diese Gebäude eingenommen hatten. Jetzt versuchten sie, die Verteidiger in Fuentes de Oñoro von ihren Kameraden abzuschneiden. Die Grünröcke im Friedhof eröffneten das Feuer, und ihre Kugeln streckten jeden Feind nieder, der dumm genug war, sich an einem Fenster oder in einer Tür zu zeigen.

Sharpe schob seinen gesäuberten Säbel zurück in die Scheide, stieg über die Mauer und hockte sich hinter einen Granitblock mit einem grob behauenen Kreuz darauf. Er lud sein Gewehr und zielte dann auf das zerstörte Dach, wo er den Rauch aus der Musketenmündung gesehen hatte. Der Feuerstein hing schief im Hahn, und Sharpe schraubte ihn auf, rückte den Feuerstein wieder zurecht, machte ihn fest

und spannte den Hahn erneut. Er hatte schrecklichen Durst. Das war das furchtbare Schicksal eines jeden Mannes, der Patronen aufgebissen hatte. Die Luft stank nach Rauch.

Eine Muskete erschien zwischen den Dachbalken, und eine Sekunde später war auch der Kopf eines Mannes zu sehen. Sharpe schoss zuerst und traf.

»Heiliger Herr Jesus!« Harper rutschte den Friedhofshang hinunter und landete neben Sharpe. »Heiliger Herr Jesus!«

»Da drin ist es ziemlich übel.« Sharpe nickte zum Dorf hinunter und lud nach.

»Und es kommen immer mehr von den Bastarden über den Fluss«, sagte Harper. Er biss eine Patrone auf und war kurz zum Schweigen gezwungen, bis er die Kugel in den Lauf gespuckt hatte. »Dieser arme Lieutenant. Er ist gestorben.«

»Er ist an der Brust getroffen worden«, sagte Sharpe und rammte die Kugel in den Lauf. »Nur wenige überleben so etwas.«

»Ich bin bei dem armen Kerl geblieben«, sagte Harper. »Seine Mutter ist Witwe, hat er mir erzählt. Sie hat das Familiengeschirr verkauft, um dem Jungen seine Uniform und den Degen zu bezahlen. Dann hat sie ihm gesagt, dass er ein ganz großer Soldat werden würde.«

»Und er war auch gut«, sagte Sharpe. »Er hat die Nerven behalten.« Er spannte den Hahn.

»Das habe ich ihm auch gesagt. Dann habe ich mit ihm gebetet. Der arme, kleine Kerl. Und das war auch noch seine erste Schlacht.« Harper drückte ab. »Erwischt, du Bastard«, knurrte er und holte sofort wieder eine Patrone aus seiner Tasche. Immer mehr britische Verteidiger tauchten zwischen den Häusern auf. Die Franzosen trieben sie allein aufgrund ihrer Zahl vor sich her. »Sie sollten mehr Männer da runterschicken«, sagte Harper.

»Sind schon unterwegs«, erwiderte Sharpe und legte sein Gewehr auf den Grabstein, damit er besser zielen konnte.

»Aber sie lassen sich ziemlich viel Zeit damit«, sagte Harper. Diesmal spie er die Kugel nicht einfach in den Lauf,

sondern nahm sich die Zeit, sie in einen Lederflicken zu wickeln, damit sie besser an den Zügen hielt. Das dauerte zwar länger, machte die Baker Rifle aber wesentlich genauer. Der Ire grunzte, als er die umwickelte Kugel in den von Pulverresten verschmierten Lauf zwang. »Hinter der Kirche da gibt es kochendes Wasser«, sagte er. »Dort können Sie wenn nötig Ihren Lauf reinigen, Sir.«

»Wenn nötig, pisse ich einfach rein.«

»Wenn Sie denn pissen können. Ich bin so ausgetrocknet wie eine tote Ratte. Gott, du Bastard!« Letzteres galt einem bärtigen Franzosen, der zwischen zwei Häusern aufgetaucht war und mit einer Pionieraxt auf einen Grünrock eindrosch.

Sharpe, der bereits geladen hatte, zielte durch das aufspritzende Blut des sterbenden Rifleman und drückte ab. Doch er war nicht der Einzige, der schoss. Gut ein Dutzend Grünröcke hatten das auch gesehen, und der bärtige Franzose bebte förmlich, als von allen Seiten die Kugeln in ihn einschlugen.

»Das wird ihm eine Lehre sein«, sagte Harper und legte das Gewehr auf den Stein. »Wo, zum Teufel, bleibt die Verstärkung?«

»Es dauert seine Zeit, bis sie bereit sind«, antwortete Sharpe.

»Sollen wir die verdammte Schlacht verlieren, nur weil die eine schöne gerade Linie haben wollen?«, verlangte Harper verächtlich zu wissen. Er suchte nach einem Ziel. »Na, kommt schon, ihr kleinen Fröschlein. Zeigt euch.«

Immer mehr von Williams' Männern zogen sich aus dem Dorf zurück. Sie versuchten, sich am Fuß des Friedhofs neu zu formieren, doch jetzt rückten die Franzosen in die aufgegebenen Häuser nach und hatten Deckung, während sie luden, schossen und sich wieder duckten. Einige Briten kämpften noch immer im Dorf, aber der Musketenrauch verriet, dass sie nur noch ein paar wenige Gebäude am oberen Teil der Hauptstraße hielten.

Beim nächsten Vorstoß der Franzosen, dachte Sharpe, war das Dorf verloren, und dann würde sich der Feind den Friedhof hinaufkämpfen, um die Kontrolle über die Kirche zu erlangen. Und wenn die beiden Felsgipfel verloren waren, dachte er, dann war es auch die Schlacht.

Die französischen Trommeln ertönten mit neuem Eifer. Die Franzosen strömten aus den Häusern und schlossen sich zu kleinen Gruppen zusammen, um den sich zurückziehenden Briten in die Flanke zu fallen. Die Riflemen auf dem Friedhof feuerten auf diese Gruppen, doch da waren viel zu viele Franzosen und viel zu wenige Gewehre. Einer der Verwundeten versuchte, dem vorrückenden Feind kriechend zu entkommen, doch er bekam ein Bajonett in den Rücken. Zwei Franzosen durchwühlten sofort seine Taschen nach Münzen oder anderen Wertsachen.

Sharpe schoss auf die Leichenfledderer und richtete sein Gewehr dann auf die Franzosen, die hinter der unteren Friedhofsmauer in Deckung gehen wollten. Er lud und schoss, lud und schoss, bis seine rechte Schulter vom brutalen Rückschlag der Waffe taub war. Dann, plötzlich und Gott sei gepriesen, ertönten Dudelsäcke, und eine Flut von Männern in Kilts strömte den Hang hinunter, um die Dorfhauptstraße anzugreifen.

»Schauen Sie sich nur diese Bastarde an!«, rief Harper stolz. »Die werden den Froschfressern den Arsch aufreißen!«

Die Warwicks erschienen rechts von Sharpe, und wie die Schotten, so strömten auch sie den steilen Hang nach Fuentes de Oñoro hinunter. Die Franzosen in der vordersten Linie hielten kurz inne, um die Wucht des Gegenangriffs abzuschätzen, dann liefen sie rasch zwischen die Häuser zurück.

Die Highlander waren bereits im Dorf, und ihre Kriegsschreie hallten zwischen den Mauern wider, und wenige Augenblicke später stürmten die Warwicks in die Gassen im Westen und drangen brutal vor.

Sharpe spürte, wie langsam die Spannung aus seinem Körper wich. Er hatte Durst, war müde, litt Schmerzen am ganzen Körper, und seine Schulter war die reinste Qual. »Himmelherrgott«, sagte er, »und dabei war das noch nicht einmal unser Kampf.« Der Durst war furchtbar, doch Sharpe hatte seine Feldflasche bei den Munitionswagen gelassen. Aber er war einfach viel zu müde, um jetzt Wasser suchen zu gehen.

Er betrachtete das zerstörte Dorf, und Pulverdampf verriet ihm, wie weit die Briten bereits vorgedrungen waren. Sie hatten schon fast den Fluss erreicht, doch nach Jubeln war Sharpe nicht zumute. Ihm drohte Schande, und schlimmer noch: Er hatte das Gefühl, versagt zu haben. Er hatte zu hoffen gewagt, die Real Compañía Irlandesa in echte Soldaten zu verwandeln, doch als er nun auf den Pulverdampf und die zerschossenen Häuser starrte, da wusste er, dass die Iren noch mehr als einen Monat Ausbildung gebraucht hätten und mehr guten Willen, als Wellington je bereit gewesen war, ihnen zu gewähren. Sharpe hatte bei ihnen genauso versagt wie bei Hogan, und das nagte an seinem Mut. Dann erkannte er, dass er genauso voller Selbstmitleid war wie Donaju an diesem Morgen. »O Gott«, sagte er angewidert von sich selbst.

»Sir?«, fragte Harper verwirrt.

»Ach, vergiss es«, sagte Sharpe. Er empfand Scham und Reue. Er wurde als Captain nur geduldet, und er nahm an, dass er es jetzt nie mehr bis zum Major bringen würde. »Verdammt sollen sie alle sein, Pat«, seufzte er und stand müde auf. »Lass uns etwas zu trinken suchen.«

Unten im Dorf hatte ein Rotrock die Puppe gefunden, die Harper in die Mauernische gestellt hatte, und sie sich in den Mund gestopft, um nicht vor Schmerzen zu schreien. Jetzt starb er, und sein Blut färbte das kleine, kaputte Spielzeug rot.

Die Franzosen hatten sich hinter den Fluss zurückgezogen, Deckung hinter den Gartenmauern gesucht und das Feuer

auf die Highlander und Warwicks eröffnet, die die letzten französischen Überlebenden im Dorf jagten. Eine niedergeschlagene Kolonne von gefangenen Franzosen schleppte sich unter den wachsamen Augen einiger Riflemen und Highlander den Hang hinauf. Colonel Williams war bei dem Gegenangriff verwundet worden und wurde nun in die Kirche getragen, die zu einem Lazarett umfunktioniert worden war. Das Storchennest auf dem Glockenturm war immer noch ein unordentlicher Haufen Zweige, doch die erwachsenen Vögel waren vor dem Lärm geflohen, und den verlassenen Jungtieren drohte im Pulverdampf der Hungertod. Das Krachen von Musketen hallte noch eine Weile vom Fluss herauf, doch dann verstummte es, als beide Seiten die Folgen des ersten Angriffs abschätzten.

Des ersten, aber nicht des letzten …

Das wussten beide.

KAPITEL ACHT

Die Franzosen griffen nicht noch einmal an. Sie blieben am Ostufer des Flusses, während hinter ihnen am Rand des fernen Eichenwalds der Rest ihrer Armee aufmarschierte. Bei Einbruch der Nacht hatte Massénas gesamte Armee dort ihr Lager aufgeschlagen, und der Rauch ihrer Feuer bildete eine gewaltige graue Wolke, die höllisch schwarz wurde, als die Sonne hinter den Briten auf dem Hügel versank. Die Kämpfe im Dorf hatten aufgehört, doch die Artillerie hatte ihr halbherziges Bombardement bis zum Einbruch der Nacht aufrechterhalten. Dabei waren die Briten in der deutlich besseren Position. Ihre Geschütze standen knapp hinter dem Rand des Plateaus, sodass die Franzosen nur in den Himmel zielen konnten, und die meisten ihrer Geschosse flogen im hohen Bogen über die Briten hinweg. Zielten sie jedoch zu tief, dann schlugen die Kugeln in den Hang, und der war zu steil, als dass die Geschosse nach oben geprallt wären. Die britischen Kanoniere hingegen hatten klare Sicht auf die feindlichen Batterien, und eine Kartätsche nach der anderen brachte die französische Artillerie entweder zum Schweigen oder überzeugte die Kanoniere davon, ihre Geschütze in den Schutz der Bäume zurückzuziehen.

Das letzte Geschütz schoss bei Sonnenuntergang. Das Echo hallte über die in den Schatten liegende Ebene, und der Rauch aus dem Rohr trieb im Wind davon. Kleine Feuer flackerten in den Ruinen des Dorfes. Die Straßen waren voller Leichen, und Verwundete schrien die ganze Nacht um Hilfe. Hinter der Kirche, wohin man die Glücklicheren evakuiert hatte, suchten Frauen nach ihren Ehemännern, Brüder nach Brüdern und Freunde nach Freunden. Bestattungstrupps suchten nach geeigneten Stellen, um

Gräber auszuheben, und Offiziere versteigerten die Besitztümer der Toten an ihre Kameraden und fragten sich, wann wohl ihre eigenen Sachen für ein paar Pence weggehen würden. Oben auf dem Plateau kochten die Soldaten frisch geschlachtetes Rindfleisch in ihren Kesseln und sangen sentimentale Lieder über die grünen Wälder und schönen Mädchen ihrer Heimat.

Die beiden Armeen schliefen mit geladenen Waffen, und Wachtposten starrten in die Dunkelheit, während die Geschützrohre auskühlten. Ratten huschten durch die Trümmer von Fuentes de Oñoro und nagten an den Toten. Nur wenige der Lebenden schliefen gut. Die britischen Footguards waren vom Methodismus infiziert, und einige der Gardisten versammelten sich zu einem Mitternachtsgebet, bis ein Offizier der Coldstream Guards sie anknurrte, sie sollten verdammt noch Mal Ruhe geben. Andere schlichen durch die Dunkelheit, um die Toten und Verwundeten zu plündern. Dann und wann schrie ein Verwundeter protestierend, und ein Bajonett blitzte im Sternenlicht auf, und Blut sickerte in den Boden, während der Besitzer des Bajonetts die Taschen des frisch Verstorbenen durchwühlte.

Major Tarrant hatte inzwischen ebenfalls von der Untersuchungskommission gehört, vor der Sharpe sich würde verantworten müssen. Das war auch kaum zu vermeiden gewesen, denn ständig kamen Offiziere ins Munitionslager, drückten Sharpe ihr Beileid aus und erklärten, eine Armee, die einen Mann dafür anklagte, dass er den Feind tötete, müsse von Idioten geführt sein. Tarrant verstand Wellingtons Entscheidung ebenfalls nicht. »Diese beiden Männer haben den Tod doch sicherlich verdient, oder? Ja, natürlich, man hat sie nicht vor ein ordentliches Gericht gestellt, aber zweifelt denn jemand ernsthaft an ihrer Schuld?« Captain Donaju, der mit Sharpe und Tarrant zu Abend aß, nickte zustimmend.

»Es geht nicht nur um zwei Tote, Sir«, sagte Sharpe, »sondern um Politik. Ich habe den Spaniern einen Grund

gegeben, uns zu misstrauen.«

»Es sind doch keine Spanier gestorben!«, protestierte Tarrant.

»Aye, Sir, aber viele brave Portugiesen, und deshalb wird General Valverde nicht müde zu erklären, dass man uns keine fremden Truppen anvertrauen dürfe.«

»Das ist schlecht«, sagte Tarrant müde. »Und was geschieht jetzt mit Ihnen?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Eine Untersuchungskommission wird einberufen. Man wird mir die Schuld in die Schuhe schieben, und das heißt Kriegsgericht. Das Schlimmste, was sie mir antun können, Sir, ist, mir das Offizierspatent zu nehmen.«

Captain Donaju runzelte die Stirn. »Meinen Sie, ich sollte mal mit General Valverde reden?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Damit würden Sie nur Ihre eigene Karriere ruinieren. Vielen Dank, aber nein. Worum es hier wirklich geht«, erklärte er, »ist die Frage, wer Generalissimus von Spanien wird. Wir wollen die alte Hakennase, aber Valverde sieht das anders.«

»Ohne Zweifel will er diesen Posten selbst haben«, knurrte Tarrant verächtlich. »Das ist wirklich eine Schande, Sharpe, eine Schande!« Der Schotte verzog das Gesicht und starrte auf die Leber und die Nieren, die Gog und Magog ihm zum Abendessen gebraten hatten. Traditionell erhielten die Offiziere die Eingeweide eines frisch geschlachteten Tiers, ein Privileg, das Tarrant nur allzu gern abgeschafft hätte. Er warf ein besonders ekliges Stück Niere einem der vielen Hunde zu, die der Armee hinterherliefen, und schüttelte dann den Kopf. »Besteht denn wirklich gar keine Möglichkeit mehr, dass Sie dieser lächerlichen Untersuchungskommission entgehen?«, fragte er Sharpe.

Sharpe dachte an Hogans sarkastische Bemerkung, dass seine einzige Hoffnung in einem französischen Sieg liege, denn danach würde sich niemand mehr an San Isidro erinnern. Das war natürlich eine eher fragwürdige Lösung,

doch es gab da noch eine andere Hoffnung – eine kleine Hoffnung zwar, doch Sharpe dachte schon den ganzen Tag darüber nach.

»Reden Sie nur«, forderte Tarrant Sharpe auf. Ihm war das Zögern des Rifleman nicht entgangen.

Sharpe verzog das Gesicht. »Die alte Hakennase hat auch früher schon Männer für besondere Tapferkeit in der Schlacht begnadigt. Es gab da mal einen Kerl im 83rd, der dabei erwischt worden war, wie er Geld aus der Armenkasse in Guarda gestohlen hat. Man hat ihn dafür zum Tod am Strick verurteilt, doch seine Kompanie hat bei Talavera so tapfer gekämpft, dass die alte Hakennase ihn hat laufen lassen.«

Donaju deutete mit dem Messer auf das Dorf jenseits des Horizonts im Osten. »Haben Sie deswegen den ganzen Tag da unten gekämpft?«, fragte er.

Sharpe schüttelte den Kopf. »Da sind wir einfach nur reingeraten«, sagte er schlicht.

»Aber Sie haben einen Adler erobert, Sharpe!«, protestierte Tarrant. »Was müssen Sie denn sonst noch tun, um Ihre Tapferkeit zu beweisen?«

»Jede Menge, Sir.« Sharpe zuckte unwillkürlich zusammen, als ein stechender Schmerz durch seine wunde Schulter schoss. »Ich bin nicht reich, Sir. Also kann ich mir keine Captainstelle kaufen, geschweige denn den Rang eines Majors. Ich muss mir das verdienen. Und ein Soldat ist immer nur so gut wie die letzte Schlacht, die er gefochten hat, Sir, und meine letzte Schlacht war San Isidro. Ich muss diesen Makel auslöschen.«

Donaju legte wieder die Stirn in Falten. »Das war meine einzige Schlacht bis jetzt«, sagte er mehr zu sich selbst als zu den anderen am Tisch.

Tarrant wollte Sharpes Pessimismus nicht einfach so hinnehmen. »Wollen Sie uns damit etwa sagen, dass Sie irgendeine lächerliche Heldentat vollbringen müssen, Sharpe, um das zu überleben?«

»Ja, Sir. Genau das, Sir. Falls Sie morgen also irgendeinen furchtbar gefährlichen Botengang zu vergeben haben, dann melde ich mich schon mal freiwillig.«

»Grundgütiger, Mann!« Tarrant war regelrecht angewidert. »Grundgütiger! Ich soll Sie in den Tod schicken? Das kann ich nicht!«

Sharpe lächelte. »Was haben Sie vor siebzehn Jahren gemacht, Sir?«

Tarrant dachte kurz nach. »Vierundneunzig? Hm …« Er zählte etwas an den Fingern ab. »Da war ich noch in der Schule. Ich habe Horaz in einem düsteren Schulzimmer unter den Mauern von Stirling Castle übersetzt und jedes Mal Prügel bekommen, wenn ich einen Fehler gemacht habe.«

»Ich habe damals gegen die Franzosen gekämpft, Sir«, sagte Sharpe. »Und seitdem habe ich immer weiter gekämpft. Also machen Sie sich um mich keine Sorgen.«

»Trotzdem, Sharpe, trotzdem.« Tarrant runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Mögen Sie Nieren?«

»Ich liebe sie, Sir.«

»Dann gehört das Ihnen.« Tarrant schob Sharpe seinen Teller hin. »Sie müssen Ihre Kräfte sammeln, Sharpe. Wie es aussieht, werden Sie sie noch brauchen.« Er drehte sich um und schaute zu dem roten Lichtschein, der die Nacht über den französischen Lagern erhellte. »Es sei denn natürlich, sie greifen nicht an«, sagte er wehmütig.

»Freiwillig gehen die Bastarde nicht mehr weg, Sir. Wir werden sie schon vertreiben müssen«, sagte Sharpe. »Das heute war nur ein kleineres Gefecht. Die richtige Schlacht hat noch gar nicht begonnen. Also ja, Sir, die Froschfresser werden wieder zurückkommen.«

Sie schliefen neben den Munitionswagen. Sharpe wachte einmal auf, als ein kleiner Schauer die Glut des Lagerfeuers zischen ließ. Dann schlief er weiter bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Als er aufwachte, sah er Nebel auf dem Plateau und die verschwommenen grauen Schatten von

Soldaten, die sich um ihre Feuer kümmerten. Sharpe teilte sich mit Major Tarrant einen Kessel mit heißem Rasierwasser, dann zog er seine Jacke an, schnappte sich seine Waffen und ging nach Westen auf der Suche nach einem Kavallerieregiment. Er fand ein Husarenlager der King's German Legion und tauschte ein halbes Pint Rum gegen ein Schärfen seines Säbels. Der deutsche Waffenschmied beugte sich über den Schleifstein, und die Funken flogen, und als er fertig war, glitzerte Sharpes schwerer Säbel im Licht der aufgehenden Sonne. Vorsichtig steckte Sharpe den Säbel in die Scheide und ging langsam zu dem Munitionswagen zurück.

Die Sonne schien durch eine Rauchwolke, die von den französischen Kochfeuern aufstieg. Der Feind am Ostufer begrüßte den neuen Tag mit Musketenfeuer, das zwischen den Häusern von Fuentes de Oñoro widerhallte, aber rasch wieder verstummte, als das Feuer erwidert wurde. Auf dem britischen Plateau schnitten die Kanoniere neue Lunten zurecht und legten die Kartätschen bereit, doch die französische Infanterie blieb bei den Bäumen in der Ferne, sodass die Briten ihre Geschosse nicht zum Einsatz bringen konnten. Eine große Truppe französischer Kavallerie ritt über die sumpfige Ebene gen Süden. Reiter der King's German Legion ließen sie nicht aus den Augen, doch als die Sonne höher stieg und der Nebel sich endgültig auflöste, wurde offensichtlich, dass Masséna nicht direkt angreifen würde.

Zwei Stunden nach Sonnenaufgang rief ein französischer Voltigeur, der am Ostufer des Flusses Wache schob, einem britischen Posten, von dem er wusste, dass er hinter einem Felsen kauerte, denn er sah den blauen Rauch von dessen Pfeife, einen vorsichtigen Gruß zu. »Goddam!«, rief der Franzose. Das war der Spitzname, den die Franzosen allen Briten gaben. »Goddam!«

»Froschfresser?«

Zwei leere Hände erschienen über der von den Franzosen gehaltenen Mauer. Niemand schoss, und einen Augenblick

später erschien ein Gesicht mit dichtem Schnurrbart. Der Franzose holte eine Zigarre aus der Tasche und gab dem Briten mit Gesten zu verstehen, dass er Feuer haben wollte.

Der Grünrock verließ seine Deckung genauso vorsichtig, und als kein Feind schoss, ging er zu der kleinen Brücke, die bei den Kämpfen am Tag zuvor schwer beschädigt worden war. Dort angekommen, streckte er die Hand mit der Pfeife über die Lücke aus. »Komm, Frenchie.«

Der Voltigeur kam ebenfalls zur Brücke. Er beugte sich vor, nahm die Pfeife und zündete die Zigarre damit an. Dann gab er die Pfeife zusammen mit einem Stück Knoblauchwurst wieder zurück. Die beiden Männer rauchten freundschaftlich miteinander und genossen die Frühlingssonne. Andere Voltigeure reckten sich und standen ebenfalls auf, und auf der anderen Seite entspannten sich die Grünröcke auf ihren Posten. Einige Männer zogen sogar die Stiefel aus und kühlten ihre Füße im Fluss.

In Fuentes de Oñoro selbst versuchten die Briten, die Toten und Verwundeten aus den verstopften Gassen zu räumen. Die Männer hatten sich Lappen um die Münder gewickelt und schleppten die von Blut schwarzen und in der Hitze aufgequollenen Leichen zu großen Haufen, die jene Stellen markierten, wo die Kämpfe besonders heftig gewesen waren. Andere wiederum holten Wasser aus dem Fluss, um den Durst der Verwundeten zu stillen.

Gegen Vormittag war der Waffenstillstand am Fluss offiziell, und eine unbewaffnete französische Infanteriekompanie kam in den Ort, um ihre eigenen Toten zu holen und über die Brücke zu bringen, die man mit Planken von der Wassermühle auf der britischen Seite notdürftig geflickt hatte. Französische Wagen warteten an der Furt, um die Verwundeten in die Lazarette zu bringen. Die Fahrzeuge waren speziell für den Verwundetentransport gebaut, und ihre Federn waren so gut wie die der besten Pariser Kutschen. Die britische Armee hingegen brachte ihre

Verwundeten für gewöhnlich auf Bauernkarren weg, und die Männer wurden übel durchgeschüttelt.

Im Garten des Gasthofs trank ein französischer Major Wein mit einem Grünrock-Captain. Die beiden spielten Schach. Und vor dem Gasthof stand ein Ochsengespann, das die Toten zum Plateau hinaufbringen würde. Dort kamen sie dann in Massengräber. Die Schachspieler runzelten missbilligend die Stirn, als irgendwer ausgelassen lachte, und als das Lachen einfach nicht aufhören wollte, ging der britische Captain zum Tor und verlangte von seinem Sergeant eine Erklärung.

»Das ist Mallorys Schuld, Sir«, sagte der Sergeant und deutete auf einen beschämt dreinblickenden britischen Rifleman, über den sich Briten und Franzosen gemeinsam lustig machten. »Er ist eingeschlafen, Sir, und die Froschfresser haben ihn mit den Toten aufgeladen.«

Der französische Major schlug einen der englischen Türme und erzählte, dass er beinahe mal einen Mann lebendig begraben hätte. »Wir haben schon Erde reingeschaufelt, als er plötzlich geniest hat. Das war in Italien. Jetzt ist er Sergeant.«

Der Riflecaptain mochte beim Schach ja unterliegen, aber was Geschichten betraf, so wollte er sich nicht so leicht geschlagen geben. »Ich habe mal zwei Männer getroffen, die ihre eigene Hinrichtung überlebt haben«, erzählte er. »Man hat sie zu früh vom Galgen genommen und ihre Leichen den Ärzten verkauft. Die Ärzte haben fünf Guineas pro Leiche gezahlt, hat man mir gesagt, damit sie ihre verdammten Techniken daran demonstrieren konnten. Ich habe gehört, dass weit mehr Leichen plötzlich wieder zum Leben erwachen, als man glaubt. An den Galgen herrscht immer ein unziemliches Gedränge, wenn die Familie eines Hingerichteten versucht, den Leichnam abzuschneiden, bevor die Ärzte ihn in die Finger bekommen, und von offizieller Seite scheint es niemanden zu kümmern, ob der Übeltäter nun wirklich tot ist oder nicht, wenn man ihn

herunternimmt.« Er zog mit seiner Dame. »Und ich nehme an, man kann den Magistrat auch bestechen.«

»Bei der Guillotine gibt es solche Fehler nicht«, sagte der Major und rückte mit einem Bauern ein Feld vor. »Tod durch Wissenschaft. Sehr schnell und sehr sicher. Ich glaube, das heißt Schachmatt.«

»Verdammt«, sagte der Engländer. »Tatsächlich.«

Der französische Major packte das Schachspiel wieder ein. Seine Bauern waren Musketenkugeln, die eine Hälfte weiß gekalkt, die andere farblos. Die restlichen Figuren waren aus Holz geschnitzt, und das Spielfeld war ein quadratisches, kariertes Stück Segeltuch, in das er die Figuren nun wickelte. »Wie es scheint, werden wir noch einen Tag länger leben«, sagte er und schaute zur Sonne hinauf, die bereits ihren Zenit überschritten hatte. »Aber vielleicht werden wir ja morgen kämpfen.«

Oben auf dem Plateau beobachteten die Briten, wie die französischen Truppen nach Süden marschierten. Es war klar, dass Masséna nun versuchen würde, die rechte Flanke der Briten zurückzuwerfen, und deshalb befahl Wellington die 7. Division nach Süden. Dort sollten sie eine starke Streitmacht spanischer Guerilleros verstärken, die die Straße blockierten, über die die Franzosen ihre Artillerie für das Flankenmanöver bringen mussten.

Wellingtons Armee war nun zweigeteilt. Der größere Teil blieb auf dem Plateau hinter Fuentes de Oñoro und versperrte den Zugang nach Almeida, und der kleinere befand sich zweieinhalb Meilen südlich auf der Straße, über die sich die Briten im Notfall würden zurückziehen müssen. Masséna hob sein Fernrohr und beobachtete die kleine britische Division, die nach Süden marschierte. Er erwartete, dass sie anhalten würde, bevor sie außer Reichweite der sie beschützenden Kanonen war, doch die Männer marschierten immer weiter.

»Er hat Mist gebaut«, sagte er zu einem seiner Adjutanten, als sich die 7. Division schließlich weit außerhalb der

Reichweite der britischen Geschütze bewegte. »Monsieur Wellington hat so richtig Mist gebaut.«

André Masséna hatte seine militärische Laufbahn als einfacher Soldat in der Armee Ludwigs XVI. begonnen, und jetzt war er Maréchal de France, Herzog von Rivoli und Fürst von Essling. Die Männer redeten ihm mit »Euer Majestät« an, doch einst war er nur eine Straßenratte in Nizza gewesen. Und einst hatte er auch zwei Augen gehabt, doch der Kaiser hatte ihm eines davon bei einem Jagdunfall ausgeschossen. Napoleon würde natürlich nie die Verantwortung dafür übernehmen, aber Masséna würde seinem geliebten Kaiser auch nie einen Vorwurf daraus machen, denn er verdankte sowohl seinen königlichen Titel als auch seinen militärischen Rang Napoleon, der schon früh die soldatischen Fähigkeiten der kleinen Straßenratte erkannt hatte. Und diese Fähigkeiten hatten Masséna im Kaiserreich berühmt gemacht, während man ihn außerhalb davon fürchtete wie kaum jemanden sonst. Er war durch Italien getrampelt und hatte dabei einen Sieg nach dem anderen errungen. Er hatte die Russen an der Schweizer Grenze vernichtet, und schon vor Marengo hatte er den Österreichern eine brutale Niederlage beigebracht. Maréchal André Masséna, Herzog von Rivoli und Fürst von Essling, war kein schöner Soldat, aber bei Gott, er wusste zu kämpfen, und das war auch der Grund, warum er mit seinen zweiundfünfzig Jahren nach Spanien geschickt worden war, um die Katastrophen wiedergutzumachen, die die Armeen des Kaisers in Portugal erlitten hatten.

Jetzt beobachtete die zum Fürsten erhobene Straßenratte ungläubig, wie sich die Lücke zwischen den beiden Teilen der britischen Armee immer mehr vergrößerte. Ein paar Sekunden lang spielte er sogar mit dem Gedanken, dass es sich bei den vier-, fünftausend Rotröcken, die da nach Süden marschierten, um die irischen Regimenter handeln könnte, von denen Major Ducos ihm versprochen hatte, dass sie noch vor der Schlacht meutern würden. Doch Masséna hatte

nie viel Hoffnung in Ducos’ Intrigen gesetzt, und die Tatsache, dass diese neun Bataillone unter ihren Fahnen marschierten, ließ vermuten, dass sie keinesfalls revoltierten. Stattdessen schienen sich diese Briten opfern zu wollen, denn auf der Ebene im Süden konnten sie nicht auf Hilfe hoffen. Masséna beobachtete, wie die Regimenter schließlich kurz vor einem Dorf weit im Süden anhielten. Laut seiner Karte hieß das Dorf Nave de Haver, und es lag gut fünf Meilen von Fuentes de Oñoro entfernt. »Will Wellington uns auf den Arm nehmen?«, fragte Masséna einen seiner Adjutanten.

Der Adjutant konnte genauso wenig glauben, was er da sah, wie sein Herr. »Vielleicht meint er ja, um uns zu schlagen, müsse er sich nicht an die Regeln halten«, sagte er.

»Dann werden wir ihm morgen früh eine Lektion in Kriegskunst erteilen. Ich hatte mehr von diesem Engländer erwartet. Morgen Nacht, Jean, werden seine Huren uns gehören. Hat Wellington eigentlich Huren?«

»Ich weiß nicht, Euer Majestät.«

»Dann finden Sie es heraus. Und sorgen Sie dafür, dass ich mir zuerst welche aussuchen kann, bevor irgendein dreckiger Grenadier sie mit dem Tripper ansteckt. Verstanden?«

»Jawohl, Euer Majestät«, sagte der Adjutant. Die Leidenschaft seines Herrn für Frauen war genauso ermüdend, wie seine Gier nach Erfolg die Menschen inspirierte. Und morgen, so schien es, würde Masséna sowohl die eine als auch die andere Leidenschaft befriedigen können.

Gegen Mitte des Nachmittags war offensichtlich, dass die Franzosen an diesem Tag nicht mehr kommen würden. Die Wachen wurden verdoppelt, und jedes Bataillon hielt mindestens drei Kompanien in Bereitschaft, doch die

restlichen Kompanien hatten Zeit, sich alltäglicheren Pflichten zu widmen. Vieh wurde auf das Plateau getrieben und fürs Abendessen geschlachtet. Brot wurde aus Vilar Formoso geholt und Rum verteilt.

Captain Donaju erhielt Tarrants Erlaubnis, mit zwanzig Mann an der Beisetzung von Lord Kiely teilzunehmen, die vier Meilen hinter Fuentes de Oñoro stattfand. Hogan bestand darauf, dass Sharpe ebenfalls daran teilnahm, und Harper wollte auch mitkommen. Sharpe fühlte sich in Hogans Gesellschaft unwohl, zumal Sharpes Verbitterung ob der Untersuchungskommission den irischen Major nicht im Mindesten zu kümmern schien.

»Ich habe auch Runciman eingeladen«, sagte Hogan zu Sharpe, als sie gemeinsam über die staubige Straße westlich von Vilar Formoso gingen, »aber er wollte nicht. Der arme Kerl.«

»Es hat ihn wirklich schwer getroffen, nicht wahr?«, erkundigte sich Sharpe.

»Es hat ihm das Herz gebrochen«, antwortete Hogan gefühllos. »Er erklärt immer wieder, dass es nicht seine Schuld gewesen sei. Er scheint einfach nicht zu verstehen, dass es gar nicht darum geht.«

»Ja, genau«, sagte Sharpe. »Es geht schlicht und ergreifend darum, dass Sie den verdammten Valverde glücklich machen wollen.«

Hogan schüttelte den Kopf. »Am liebsten würde ich Valverde begraben, vorzugsweise lebend, aber was ich wirklich will, ist, dass Wellington zum Generalissimus ernannt wird.«

»Und dafür werden Sie auch mich opfern?«

»Natürlich! Jeder Soldat weiß, dass man gute Männer opfern muss, wenn man einen großen Sieg erringen will. Außerdem, was macht es schon aus, wenn Sie Ihr Offizierspatent verlieren? Dann schließen Sie sich eben Teresa an und werden ein berühmter Guerillero: El Fusilero!« Hogan lächelte fröhlich und drehte sich dann zu Harper um.

»Sergeant? Würden Sie mir den Gefallen tun und mich kurz mit Captain Sharpe allein lassen?«

Gehorsam ging Harper voraus. Zwar versuchte er, das Gespräch der beiden Offiziere zu belauschen, doch Hogan sprach leise, und Sharpes überraschte Zwischenrufe verrieten ihm auch nichts. Auch hatte er keine Gelegenheit, Sharpe nach dem Gespräch zu fragen, bevor sie um eine Ecke bogen und Lord Kielys Diener und Captain Donajus zwanzig Mann sahen, die verlegen neben einem Grab standen, das vor Kurzem in dem Obsthain neben dem Kirchhof ausgehoben worden war. Vater Sarsfield hatte die Totengräber des Dorfes bestochen, damit sie das Grab so nah wie möglich an der geweihten Erde aushoben, obwohl die Gesetze der Kirche befahlen, dass Kiely für seine Sünde so weit weg wie möglich verscharrt werden musste. Doch Sarsfield wollte dafür sorgen, dass die Seele des irischen Peers am Tag des Jüngsten Gerichts zumindest nicht ganz auf christliche Gesellschaft verzichten musste.

Man hatte den Leichnam in eine schmutzige weiße Zeltbahn genäht. Vier Männer der Real Compañía Irlandesa ließen den Toten in das tiefe Grab hinab. Dann nahmen Hogan, Sharpe und Harper ihre Hüte ab, während Vater Sarsfield ein lateinisches Gebet sprach und sich dann auf Englisch an die zwanzig Gardisten wandte. Lord Kiely, sagte der Priester, habe unter der Sünde des Stolzes gelitten, und dieser Stolz habe es ihm unmöglich gemacht, Enttäuschungen zu ertragen. Doch alle Iren, sagte Vater Sarsfield, müssten lernen, mit Enttäuschungen zu leben, denn das sei Teil ihres Erbes. Aber, so fuhr er fort, die richtige Antwort auf all diese Enttäuschungen sei es, nie die Hoffnung aufzugeben. Man dürfe Gottes Geschenk des Lebens nicht einfach wegwerfen, sondern müsse das Feuer lodern lassen.

»Wir haben keine Heimat, ihr und ich«, sagte er zu den düster dreinblickenden Gardisten, »doch eines Tages werden auch wir unser irdisches Heim erlangen, und wenn nicht wir,

dann unsere Kinder oder die Kinder unserer Kinder.« Der Priester verstummte und starrte in das Grab hinab. »Und es soll euch auch nicht betrüben, dass Seine Lordschaft Selbstmord begangen hat«, fuhr er schließlich fort. »Selbstmord ist eine Sünde, aber manchmal ist das Leben so unerträglich, dass wir nicht anders können. Vor dreizehn Jahren hat Wolfe Tone diese Entscheidung ebenfalls getroffen.«

Die Erwähnung des irischen Patrioten und Rebellen ließ ein, zwei Gardisten zu Sharpe schauen, doch rasch drehten sie sich wieder zu dem Priester um, der mit seiner sanften, überzeugenden Stimme erzählte, wie Wolfe Tone in einem britischen Kerker gefangen gehalten worden war und sich dann lieber selbst mit einem Federmesser die Kehle durchgeschnitten hatte, als sich von den Engländern aufhängen zu lassen.

»Lord Kielys Motive mögen ja nicht so rein gewesen sein wie Tones«, sagte Sarsfield, »aber wir wissen nicht, welches Leid ihn zu dieser Sünde getrieben hat, und deshalb müssen wir für seine Seele beten und ihm verzeihen.«

Der Priester hatte Tränen in den Augen, als er eine kleine Phiole mit Weihwasser aus seinem Proviantbeutel nahm und ein paar Tropfen davon auf das einsame Grab spritzte. Dann sprach er einen lateinischen Segen und trat zurück, als die Gardisten ihre Musketen hoben und eine Salve über dem Grab abfeuerten. Vögel flatterten in Panik von den Obstbäumen auf und flogen erst wieder zurück, als sich der Pulverdampf zwischen den Ästen aufgelöst hatte.

Hogan übernahm das Kommando, kaum dass die Salve verhallt war. Er bestand darauf, dass immer noch die Gefahr eines französischen Angriffs bei Sonnenuntergang bestand und dass die Soldaten sofort zum Plateau zurückkehren sollten. »Ich komme gleich nach«, sagte er zu Sharpe und befahl Lord Kielys Diener ins Quartier ihres toten Herrn zurück.

Die Soldaten und Diener gingen, und das Geräusch ihrer Stiefel verhallte in der kühlen Luft des späten Nachmittags. Die beiden Totengräber warteten geduldig auf ein Zeichen, dass sie das Grab zuschütten sollten, neben dem nun Hogan stand. Er hielt den Hut in der Hand und starrte auf den eingewickelten Leichnam hinunter.

»Lange Zeit«, sagte er zu Vater Sarsfield, »habe ich ein Kästchen mit irischer Erde bei mir getragen, damit ich, wenn ich sterbe, ein Stück Heimat in die Ewigkeit mitnehmen kann. Irgendwann habe ich es verlegt, Vater, und das ist schade, denn jetzt hätte ich gern ein wenig Irland auf Lord Kielys Grab gestreut.«

»Das ist ein sehr großmütiger Gedanke, Major«, sagte Vater Sarsfield.

Hogan starrte weiter ins Grab. »Der arme Mann. Wie ich gehört habe, wollte er Doña Juanita heiraten.«

»Ja, sie haben davon gesprochen«, erwiderte Vater Sarsfield trocken. Ihm war deutlich anzuhören, dass ihm diese Verbindung missfallen hätte.

»Mylady ist sicherlich in tiefer Trauer«, sagte Hogan und setzte den Hut wieder auf. »Oder vielleicht trauert sie ja gar nicht? Haben Sie schon gehört, dass sie zu den Franzosen zurückgegangen ist? Captain Sharpe hat sie ziehen lassen. Dieser Mann ist wirklich ein Narr, wenn es um Frauen geht, aber Doña Juanita hat ja auch ein Händchen dafür, Männer zum Narren zu machen. Mit dem armen Kiely hier ist ihr das jedenfalls gelungen, nicht wahr?« Hogan hielt kurz inne. Er musste niesen. »Gesundheit«, wünschte er sich selbst und wischte Nase und Augen mit einem großen Taschentuch ab. »Und was war das für eine furchtbare Frau«, fuhr er fort. »Da sagt sie, sie wolle Kiely heiraten, und die ganze Zeit über lag sie mit Brigadier Guy Loup im Bett. Ist außerehelicher Beischlaf heutzutage eigentlich nur noch eine lässliche Sünde?«

»Die Wollust, Major, ist eine Todsünde.« Sarsfield lächelte. »Aber ich vermute, das wissen Sie nur allzu gut.«

»Das schreit förmlich nach der Rache des Himmels, nicht wahr?« Hogan lächelte nun seinerseits und schaute dann wieder zum Grab. Bienen summten um die Obstblüten über Hogans Kopf. »Aber was ist mit Beischlaf mit dem Feind, Vater?«, fragte er. »Ist das nicht eine noch größere Sünde?«

Vater Sarsfield zog das Skapulier aus, küsste es und faltete es sorgfältig. »Warum machen Sie sich solche Sorgen um Doña Juanitas Seele, Major?«, fragte er.

Hogan schaute noch immer auf den Toten hinab. »Ich würde mir lieber Sorgen um die arme Seele dieses Mannes machen. Glauben Sie, er hat sich die Kugel in den Kopf gejagt, weil seine Herzensdame mit einem Froschfresser gefickt hat?«

Hogans rüde Wortwahl ließ Vater Sarsfield unwillkürlich zusammenzucken. »Wenn er davon erfahren haben sollte, Major, dann hat ihn das mit Sicherheit nicht glücklich gemacht. Aber er hat in seinem Leben ohnehin nicht viel Glück gekannt, und die helfende Hand der Kirche hat er stets abgelehnt.«

»Was hätte die Kirche denn auch tun können? Die Hure bekehren?«, fragte Hogan. »Und sagen Sie mir jetzt nicht, dass Doña Juanita de Elia keine Spionin ist, Vater, denn das ist sie, und das wissen Sie.«

»Ach ja?« Vater Sarsfield runzelte verwirrt die Stirn.

»O ja, Vater, das wissen Sie, und Gott vergebe Ihnen dafür. Juanita ist eine Hure und eine Spionin, und ich wage zu behaupten, dass sie als Hure besser ist. Aber sie war die Einzige, die Ihnen zur Verfügung stand, nicht wahr? Sicher hätten Sie jemanden vorgezogen, der nicht ganz so extravagant ist, doch Ihnen blieb keine Wahl. Oder hat Major Ducos die Wahl für Sie getroffen? Wie auch immer, es war eine schlechte Wahl, eine sehr schlechte. Juanita hat versagt, Vater. Wir haben sie geschnappt, als sie Ihnen einen ganzen Stapel hiervon bringen wollte.« Hogan griff in seine Tasche und holte eine der gefälschten Zeitungen heraus, die Sharpe in San Cristóbal entdeckt hatte. »Sie waren zwischen

Notenblättern mit Kirchenmusik versteckt, Vater, und da habe ich mir überlegt: Warum sollte man das wohl tun? Warum ausgerechnet Kirchenmusik? Warum nicht andere Zeitungen? Aber andererseits: Wenn man Doña Juanita angehalten und ihr Gepäck oberflächlich durchsucht hätte, was wäre dann seltsam daran gewesen, dass sie einem Mann Gottes Kirchenlieder bringt?«

Sarsfield schaute auf die Zeitung, nahm sie aber nicht. »Ich glaube«, sagte er vorsichtig, »die Trauer hat Sie um den Verstand gebracht.«

Hogan lachte. »Trauer um Kiely? Wohl kaum, Vater. Was mich jedoch um den Verstand gebracht haben könnte, ist all die Arbeit, die ich in den letzten Tagen hatte. Ich habe meine Korrespondenz gelesen, Vater, und die kommt von überall her. Ein Teil davon ist aus Madrid, einiges aus Paris und manches sogar aus London. Würden Sie gern wissen, was ich da erfahren habe?«

Vater Sarsfield faltete sein Skapulier immer wieder neu. »Wenn Sie darauf bestehen«, antwortete er misstrauisch.

Hogan lächelte. »O ja, Vater, ich bestehe darauf. Ich habe nämlich über diesen Kerl nachgedacht, diesen Ducos. Alle sagen immer, wie klug er ist, aber was mir wirklich Sorgen bereitet hat, war, dass er einen anderen klugen Kerl hinter unsere Linien geschleust hat. Immer wieder und wieder habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wer das wohl sein könnte. Und ich habe mich auch gefragt, warum die ersten Zeitungen, die bei den irischen Regimentern aufgetaucht sind, ausgerechnet aus Philadelphia waren. Das war eine äußerst seltsame Wahl. Können Sie mir noch folgen?«

»Reden Sie nur weiter«, sagte Sarsfield. Wieder faltete er das Skapulier.

»Ich war noch nie in Philadelphia«, sagte Hogan. »Allerdings habe ich gehört, dass es eine schöne Stadt sein soll. Möchten Sie etwas Schnupftabak, Vater?«

Sarsfield antwortete nicht darauf. Er beobachte Hogan einfach und faltete weiter sein Skapulier.

»Warum Philadelphia?«, fragte Hogan. »Und dann fiel es mir wieder ein. Na ja, eigentlich stimmt das so nicht ganz. Ein Mann in London hat mich daran erinnert. In London erinnert man sich an solche Dinge. Sie haben sie da alle in einem großen Buch, und eines dieser Dinge, die da in dem großen Buch stehen, ist, dass Wolfe Tone das Empfehlungsschreiben, durch das er Kontakt mit der französischen Regierung hat aufnehmen können, in Philadelphia erhalten hat. Und dort hat er auch einen leidenschaftlichen Priester mit Namen Vater Mallon kennengelernt. Mallon war jedoch mehr Soldat als Priester, und er hatte bis dato nicht allzu viel Glück. Also hat er es mit Tone versucht. Tone war Protestant, nicht wahr? Und er hatte nie viel für katholische Priester übrig, aber er mochte Mallon, denn Mallon war in erster Linie irischer Patriot und erst in zweiter Priester. Und ich glaube, Mallon wurde tatsächlich sein Freund, denn nach diesem ersten Treffen in Philadelphia begleitete er Tone auf jedem Schritt seines Weges. Er ging mit Tone nach Paris, hob die Freiwilligenarmee mit Tone aus und segelte mit Tone nach Irland. Er segelte mit ihm bis in den Lough Swilly. Das war 1798, Vater, für den Fall, dass Sie das vergessen haben, und seitdem hat niemand mehr Mallon gesehen. Der arme Tone wurde gefangen genommen, und die Rotröcke haben in ganz Irland nach Vater Mallon gesucht, aber es war keine Spur von ihm zu finden. Sind Sie sicher, dass Sie keinen Schnupftabak wollen? Es ist Irish Blackguard. Der ist hier nur schwer zu bekommen.«

»Ich hätte lieber eine Zigarre, falls Sie eine haben«, erwiderte Sarsfield ruhig.

»Leider nicht, Vater, aber irgendwann sollten Sie auch mal den Schnupftabak probieren. Er ist ein hervorragendes Fiebermittel – oder zumindest hat das meine Mutter immer gesagt. Wo war ich? Ach ja – bei dem armen Vater Mallon auf der Flucht vor den Briten. Ich glaube, dass er es irgendwie nach Frankreich geschafft hat, und ich glaube auch, dass er

von dort nach Spanien geschickt worden ist. Die Franzosen konnten ihn nicht gegen die Engländer einsetzen, jedenfalls nicht, bevor die Engländer die Ereignisse von achtundneunzig vergessen hatten, aber Mallon muss in Spanien irgendwie nützlich gewesen sein. Ich nehme an, in Madrid hat er dann auch die alte Lady Kiely kennengelernt. Wie ich gehört habe, war das eine böse alte Hexe! Sie hat nur für die Kirche und für Irland gelebt. Allerdings hat sie von Ersterem zu viel gesehen und Letzteres nie. Glauben Sie, Mallon hat ihre Protektion ausgenutzt, um in Spanien für Bonaparte zu spionieren? Ich nehme an, ja, doch dann haben die Franzosen den spanischen Thron usurpiert, und irgendjemand muss sich gefragt haben, wo man Mallon nun einsetzen könnte, und ich nehme an, Mallon hat bei seinen französischen Herrn darum gebeten, gegen den echten Feind arbeiten zu dürfen. Immerhin, wer unter den Briten würde sich schon an Vater Mallon von achtundneunzig erinnern? Sein Haar war inzwischen sicherlich weiß. Er war ein anderer Mann. Und vielleicht hatte er auch ein wenig an Gewicht zugelegt, so wie ich.« Hogan klopfte sich auf den Bauch und lächelte.

Vater Sarsfield runzelte die Stirn und starrte auf sein Skapulier. Er schien überrascht zu sein, dass er das fromme Kleidungsstück noch immer in der Hand hielt, und so steckte er es vorsichtig in seinen Beutel und holte genauso vorsichtig eine kleine Pistole hervor.

»Vater Mallon mag sich ja äußerlich verändert haben«, sagte er, als er die Pfanne öffnete, um nachzusehen, ob die Waffe auch geladen war, »aber ich würde sagen, wenn er noch lebt, dann ist er ein genauso großer Patriot wie eh und je.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Hogan, dem die Pistole des Mannes offenbar nichts auszumachen schien. »Ein Mann wie Mallon? Sein Haar und sein Bauch mögen sich ja verändern, aber nicht seine Ideale.«

Sarsfield schaute Hogan stirnrunzelnd an. »Und Sie sind kein Patriot, Major?«

»O doch. Jedenfalls betrachte ich mich gern als solcher.«

»Und doch kämpfen Sie für England.«

Hogan zuckte mit den Schultern. Die Pistole des Priesters war geladen, doch im Augenblick lag sie nur locker in Sarsfields Hand. Hogan hatte ein Spiel mit dem Priester gespielt – ein Spiel, von dem er erwartet hatte, es zu gewinnen –, doch dieser Beweis seines Sieges freute den Major keineswegs, im Gegenteil.

»Ich mache mir schon so meine Gedanken darüber, wem ich diene«, sagte er. »Das tue ich wirklich. Manchmal liege ich nachts wach, und ich frage mich, ob es wirklich das Beste für Irland ist, ein Teil von Großbritannien zu sein. Doch Zweifel hin oder her, eines weiß ich ganz genau, Vater: Ich will nicht von Bonaparte regiert werden. Vielleicht bin ich ja nicht so tapfer wie Wolfe Tone, und ich habe auch nie etwas mit seinen Ideen anfangen können. Sie jedoch schon, Vater, und dafür gebührt Ihnen mein Respekt, doch das ist nicht der Grund, warum sie sterben müssen. Sie müssen nicht dafür sterben, weil Sie für Irland gekämpft haben, Vater, sondern weil Sie für Napoleon kämpfen. Dieser Unterschied ist tödlich.«

Sarsfield lächelte. »*Ich* muss sterben?«, fragte er amüsiert. Er spannte seine Pistole und hob sie vor Hogans Kopf.

Der Schuss hallte durch den Hain. Die beiden Totengräber sprangen entsetzt auf, als Rauch aus der Hecke stieg, wo sich der Schütze keine zwanzig Schritt von Hogan und Sarsfield entfernt versteckt hatte. Der Priester lag auf der ausgehobenen Erde. Sein Körper zuckte ein-, zweimal, dann stieß er einen letzten Seufzer aus und rührte sich nicht mehr.

Sharpe stand hinter der Hecke auf, ging zu dem Grab und sah, dass seine Kugel genau dort eingeschlagen war, wohin er gezielt hatte. Er hatte dem Mann mitten ins Herz geschossen. Sharpe starrte auf den Priester hinab, und ihm

fiel auf, wie dunkel das Blut auf der Soutane aussah. Eine Fliege hatte sich bereits dort niedergelassen.

»Ich habe ihn gemocht«, sagte Sharpe zu Hogan.

»Das ist auch nicht verboten, Richard«, erwiderte Hogan. Der Major war aufgeregt und blass – so blass sogar, dass es kurz so aussah, als würde er sich übergeben. »Eine höhere Macht hat uns auferlegt, wir sollen unsere Feinde lieben, aber der Herr hat nichts davon gesagt, dass unsere Feinde nicht mehr unsere Feinde sind, wenn wir sie lieben. Und ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass in der Bibel irgendetwas davon steht, dass wir unsere Feinde nicht mitten durchs Herz schießen dürfen.« Hogan hielt kurz inne, und plötzlich war seine übliche Frivolität wie weggeblasen. »Ich habe ihn auch gemocht«, bemerkte er schlicht.

»Aber er wollte Sie erschießen«, sagte Sharpe.

Als Hogan auf dem Weg hierher unter vier Augen mit Sharpe gesprochen hatte, da hatte er den Rifleman davor gewarnt, was passieren könnte, und Sharpe hatte ihm zwar nicht geglaubt, sich dann aber doch versteckt und seinen Teil getan.

»Er hätte einen besseren Tod verdient gehabt«, sagte Hogan. Dann stieß er die Leiche mit dem Fuß ins Grab. Der Leichnam des Priesters landete verdreht, sodass es so aussah, als säße er auf dem Kopf von Kiely. Hogan warf die gefälschte Zeitung dem Toten hinterher und holte dann ein kleines, rundes Kästchen aus der Tasche. »Dass Sie Sarsfield erschossen haben, macht auch nichts wieder gut, Richard«, erklärte Hogan ernst, als er das Kästchen öffnete. »Sagen wir einfach, jetzt vergebe ich Ihnen, dass Sie Doña Juanita haben laufen lassen. Dieses Problem hat sich nun ohnehin erledigt. Aber dass man Sie opfert, um die Spanier glücklich zu machen, ist nach wie vor wahrscheinlich.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe gekränkt.

Hogan hörte den Ärger in der Stimme des Rifleman. »Das Leben ist nie gerecht, Richard. Wenn Sie mir das nicht glauben, können Sie ihn ja fragen.« Er nickte zu dem toten

Priester und schüttete dann den Inhalt des kleinen Kästchens auf die blutige Soutane.

»Was ist das?«, fragte Sharpe.

»Nur Erde, Richard, nur Erde. Nichts Wichtiges.« Hogan warf das leere Kästchen zu den beiden Toten und rief dann die Totengräber. »Er war Franzose«, erklärte er ihnen auf Portugiesisch. Dank dieser Erklärung würden sie sicherlich über den Mord hinwegsehen, den sie gerade beobachtet hatten. Hogan gab den Männern je eine Münze und schaute dann zu, wie sie das Grab zuschaufelten.

Schließlich kehrte er mit Sharpe nach Fuentes de Oñoro zurück. »Wo ist Patrick?«, fragte der Major.

»Ich habe ihm gesagt, er soll in Vilar Formoso auf mich warten.«

»In einem Gasthof?«

»Aye. In dem, in dem ich Runciman kennengelernt habe.«

»Gut. Ich muss mich jetzt betrinken, Richard.« Hogan schaute düster drein. Fast hatte es den Anschein, als würde er gleich weinen. »Und schon wieder gibt es einen Zeugen Ihres Geständnisses in San Isidro weniger, Richard«, sagte er.

»Deshalb habe ich das nicht getan, Sir«, protestierte Sharpe.

»Sie haben gar nichts getan, Richard, absolut gar nichts«, erklärte Hogan in grimmigem Ton. »Was in diesem Hain passiert ist, ist nie geschehen. Sie haben nichts gesehen, nichts gehört, und Sie haben auch nichts getan. Vater Sarsfield lebt – Gott allein weiß wo –, und sein Verschwinden wird eines der großen Mysterien werden, die niemand je wird lösen können. Oder vielleicht hat Vater Sarsfield ja auch nie existiert, Richard, und in dem Fall können Sie ihn auch nicht getötet haben, oder? Also sagen Sie jetzt nichts mehr dazu, kein Wort.« Er schniefte und schaute in den blauen Abendhimmel hinauf, wo heute nicht ein einziger Hauch von Pulverdampf zu sehen war. »Die Franzosen haben uns einen Tag Frieden geschenkt, Richard. Das können wir ruhig feiern

und uns betrinken. Und morgen werden wir kämpfen – Gott stehe uns zwei Sündern bei.«

Die Sonne versank hinter den Wolken im Westen und tauchte das Land in ein prachtvolles Licht. Eine Zeitlang fielen die Schatten der britischen Geschütze monströs lang auf die Ebene zwischen dem Eichenwald und der französischen Armee, und genau zu dieser Zeit legte Sharpe sein Fernrohr auf den Lauf eines Neunpfünders und richtete es aus, bis er die feindlichen Soldaten an ihren Kochfeuern sehen konnte.

Es war nicht das erste Mal an diesem Tag, dass er die feindlichen Linien absuchte. Den ganzen Morgen über war er immer wieder zwischen dem Munitionslager und den Geschützen hin und her gegangen, um dort den Feind anzustarren. Und jetzt, nach seiner Rückkehr aus Vilar Formoso und mit Sodbrennen und einem dicken Kopf nach zu viel Wein, schaute er wieder zu Massénas Linien.

»Jetzt kommen sie nicht mehr«, sagte ein Artillerie-Lieutenant. Er dachte, der Rifleman fürchte einen Nachtangriff. »Die Froschfresser kämpfen nicht gern im Dunkeln.«

»Ja«, stimmte Sharpe ihm zu, »jetzt kommen sie nicht mehr.« Aber er ließ seinen Blick weiter über die Feuer und Männer wandern. Und dann, plötzlich, schaute er genauer hin.

Sharpe hatte graue Uniformen gesehen. Loup war also doch hier. Seine Brigade war Teil von Massénas Armee, die sich den ganzen Tag über auf den Angriff vorbereitet hatte, der morgen sicher folgen würde.

Sharpe beobachtete den Feind, richtete sich dann wieder auf und schob das Fernrohr zusammen. In seinem Kopf drehte sich alles vom Wein, aber er war nicht so betrunken, dass er keine Angst mehr gehabt hätte. Er wusste ganz

genau, was über diese vernarbten Felder kommen würde, wenn die Sonne wieder auf Spanien schien.

Morgen.

KAPITEL NEUN

Die Reiter kamen aus dem Nebel wie Albtraumkreaturen. Die Franzosen ritten auf großen Pferden, die durch das Sumpfland galoppierten und bei jedem Sprung Wasser aufwirbelten. Dann erreichten die vorderen Schwadronen das höher gelegene Gelände bei dem Dorf Nave de Haver, wo die spanischen Guerilleros biwakierten, und das Geräusch der französischen Hufe war wie ein Donnern, das die Erde erbeben ließ. Eine Trompete trieb die Reiter an. Es war früh am Morgen, und die Sonne war in dem Nebel, aus dem der Tod hervorbrach, nur eine kleine silberne Scheibe.

Die spanischen Wachtposten feuerten eine überstürzte Salve und zogen sich dann vor dem zahlenmäßig überlegenen Feind zurück. Einige der Guerilleros schliefen, nachdem sie die ganze Nacht über Wache geschoben hatten, und als sie nun aufwachten und aus den requirierten Häusern liefen, wurden sie von Säbeln und Lanzen niedergestreckt. Die Brigade der Guerilleros war in Nave de Haver stationiert worden, um die südliche Flanke der Alliierten zu bewachen. Niemand hatte hier mit einer französischen Attacke gerechnet, doch jetzt strömte schwere Kavallerie durch die Gassen, Gärten und Obsthaine hinter den Häusern, weit südlich von Fuentes de Oñoro.

Der Befehlshaber der Guerilleros schrie seinen Männern zu, sie sollten sich zurückziehen, doch die Franzosen droschen gnadenlos auf die Verteidiger ein, die verzweifelt versuchten, ihre Pferde zu erreichen. Einige Männer weigerten sich jedoch zu fliehen und stürmten mit dem leidenschaftlichen Hass gegen den Feind, wie ihn nur ein Guerillero empfinden konnte. Blut strömte auf die Straßen und spritzte an die Häuserwände. Eine Straße wurde

blockiert, als ein Spanier einem Dragoner das Pferd unter dem Hintern wegschoss und das Tier auf dem Pflaster zusammenbrach. Der Spanier spießte den Reiter mit dem Bajonett auf und wurde dann selbst nach hinten geworfen, als ein zweites Pferd, das nicht mehr anhalten konnte, stolperte und über den blutenden Kadaver fiel. Ein ganzer Haufen Spanier stürzte sich auf das Pferd und seinen Reiter. Messer und Säbel stießen wieder und wieder zu, dann kletterten weitere Guerilleros über die blutenden und sterbenden Tiere hinweg und feuerten eine Salve auf die anderen Reiter, die von den Toten aufgehalten wurden. Immer mehr Franzosen fielen aus ihren Sätteln.

Dann erschien ein Trupp Ulanen hinter den spanischen Verteidigern, und die Lanzenspitzen wurden auf Hüfthöhe der Guerilleros gesenkt. Die Reiter gaben ihren Pferden die Sporen, und die Spanier saßen zwischen den Dragonern und Ulanen in der Falle. Verzweifelt versuchten sie, sich zu wehren, doch jetzt waren die Franzosen mit Töten dran. Ein paar Guerilleros gelang es, durch die Häuser zu fliehen, doch kaum kamen sie auf der anderen Seite wieder heraus, da stürzten sich erneut blutrünstige Reiter auf sie, die weiter von ihren Trompetern angetrieben wurden.

Die meisten spanischen Verteidiger von Nave de Haver flohen in den Nebel westlich des Dorfes, wo sie von Kürassieren mit langen Rosshaarschweifen an den hohen Helmen verfolgt wurden. Die schweren Säbel fuhren wie Schlachterbeile herab. Ein solcher Hieb konnte ein Pferd verkrüppeln oder den Schädel eines Mannes spalten. Im Norden und Süden ritten Kürassiere und *Chasseurs à Cheval*, berittene Jäger, durch einen regelrechten Hindernisparcours, um den Spaniern den Weg abzuschneiden. Tatsächlich schrien sie sogar wie auf der Jagd. Die Jäger trugen leichte, krumme Säbel, die furchtbare Wunden an Kopf und Schulter ihrer Opfer verursachten. Unberittene Spanier, die auf diese Art zu Boden geworfen wurden, wurden anschließend von Ulanen aufgespießt wie

bei einem Ringstechen zum Erntedankfest. Gleichzeitig machten abgesessene Dragoner in den Häusern und Ställen von Nave de Haver Jagd auf alles, was sich dort versteckt haben könnte. Einen nach dem anderen fanden sie die Überlebenden und erschossen sie mit ihren Karabinern und Pistolen.

Eine Gruppe von Spaniern suchte Zuflucht in der Kirche, doch die behelmten Dragoner bahnten sich einen Weg durch die Tür der Sakristei und stürzten sich mit ihren Säbeln auf die Verteidiger. Es war Sonntagmorgen, und der Priester hatte für die spanischen Truppen die Messe lesen wollen, doch jetzt starb er inmitten seiner Gemeinde, während die Franzosen die in Blut schwimmende Kirche plünderten.

Ein französischer Arbeitstrupp entfernte die Toten von der Straße, um den Weg für die Artillerie freizumachen. Es dauerte eine halbe Stunde, bis die Geschütze zwischen den blutbespritzten Häusern hindurchrumpeln konnten. Die ersten Geschütze waren die leichten und mobilen Kanonen der berittenen Artillerie: Sechspfünder, die von Pferden gezogen wurden, auf denen die Kanoniere in ihren prachtvollen gold-blauen Uniformen saßen. Dahinter folgten die schwereren Geschütze, doch es war die berittene Artillerie, die den Angriff auf das nächste Dorf einleiten sollte, wo die 7. Division der Briten Stellung bezogen hatte. Infanteriekolonnen folgten der Artillerie. Ein Bataillon nach dem anderen marschierte mit seinen goldenen Adlern auf Nave de Haver zu.

Als sich der Nebel auflöste, enthüllte er ein qualmendes, nach Blut stinkendes Dorf, wo sich die Dragoner wieder auf ihre Pferde schwangen, um die Verfolgung fortzusetzen. Ein paar Infanterieeinheiten wollten durch das Dorf marschieren, doch Stabsoffiziere zwangen sie, im Süden um Nave de Haver herumzugehen, damit niemand in Versuchung kam zu plündern. Das hätte den Vormarsch nur unnötig aufgehalten.

Die ersten Adjutanten galoppierten wieder zu Masséna zurück, um zu berichten, dass Nave de Haver gefallen war und dass das Dorf Poco Velha, weniger als zwei Meilen flussaufwärts, bereits unter Artilleriebeschuss lag.

Eine zweite Infanteriedivision marschierte zur Unterstützung der Männer heran, die die südliche Flanke des Feindes zurückwarfen und inzwischen nordwärts und zu der Straße marschierten, die von Fuentes de Oñoro zu den Furten über den Coa führte.

Gegenüber von Fuentes de Oñoro selbst eröffnete die schwerste Kanone der Franzosen das Feuer. Das Geschütz war zum Waldrand gezogen und dort mit Baumstämmen gesichert worden, die der Besatzung Schutz vor den britischen Geschützen auf dem Plateau gewähren sollten. Die Franzosen schossen mit gewöhnlicher Munition: schwere Eisenkugeln mit einer Pulverladung, die über ein Lunte gezündet wurde. Die Geschosse sollten über dem Plateau explodieren, während kurze Haubitzen die zerschossenen Straßen von Fuentes de Oñoro eindeckten und das Dorf mit dem Gestank von Pulver und glühendem Eisen erfüllten. In der Nacht war eine gemischte Batterie von Vier- und Sechspfündern in die Gärten und Gebäude am Ostufer gebracht worden, und diese Geschütze feuerten nun Kugeln gegen die Mauern der Verteidiger.

Die Voltigeure in den Gärten schossen auf die britischen Schießscharten und jubelten, wann immer eine Kanonenkugel die Wand eines Raums voller Rotröcke zum Einsturz brachte. Ein Geschoss setzte ein zerstörtes Reetdach in Brand, und der dichte Rauch stieg bis zur Kirche empor, wo Riflemen hinter den Grabsteinen kauerten. Französische Kugeln und Granaten gruben sich tief in die geweihte Erde und warfen die Grabsteine um, sodass es schon nach kurzer Zeit so aussah, als hätte ein riesiges Wildschwein versucht, die Toten auszugraben.

Die britischen Geschütze schossen sporadisch zurück. Sie sparten sich den Großteil ihrer Munition für den Augenblick

auf, da die französischen Kolonnen über die Ebene auf das Dorf zumarschieren würden. Doch dann und wann explodierte eine Kartätsche am Waldrand und ließ die Franzosen sich unwillkürlich ducken. Nacheinander verlagerten die französischen Geschütze den Beschuss vom Plateau zu dem brennenden Dorf, wo der sich immer rascher ausbreitende Rauch von der Zerstörung zeugte.

Hinter der Kuppe lauschten die Rotrockbataillone der Kanonade und beteten, dass sie nicht in diesen Strudel aus Feuer und Rauch hinuntergehen mussten. Ein paar Kaplane hoben ihre Stimme, um das Donnern der Kanonen zu übertönen, und sprachen ein Morgengebet mit den wartenden Bataillonen. Die alten Worte spendeten den Männern Trost, doch als die Geistlichen die Soldaten ermahnten, nicht der Fleischeslust zu frönen, da mussten ein paar Sergeants ihre kichernden Männer anbellen, sich verdammt noch mal zusammenzureißen. Dann beteten sie für Seine Majestät, für die königliche Familie und für den Klerus. Und schließlich beteten einige Kaplane auch noch dafür, dass Gott seine Soldaten an diesem Sabbat an der spanischen Grenze schützen möge.

Gleichzeitig trafen drei Meilen südlich von Fuentes de Oñoro die Kürassiere, Jäger, Ulanen und Dragoner auf eine Streitmacht aus britischen Dragonern und deutschen Husaren. Die Reiter prallten in einem plötzlichen und brutalen Nahkampf aufeinander. Die alliierten Reiter waren in der Unterzahl, aber sie waren in Formation und kämpften gegen einen Feind, der auf der Jagd weit auseinandergezogen worden war.

Die Franzosen gerieten ins Wanken und zogen sich schließlich zurück, doch auf beiden Flanken der alliierten Schwadronen galoppierten französische Reiter auf die beiden Infanteriebataillone zu, ein britisches und ein portugiesisches, die hinter den Mauern und Hecken von Poco Velha warteten. Die britische und deutsche Kavallerie fürchtete, umzingelt zu werden, und so ritten sie sofort

wieder zurück, aber die aufgeregten Franzosen auf der Flanke ignorierten sie und hielten weiter auf das Dorf zu.

»Feuer!«, schrie ein Colonel der *Caçadores,* und Rauch quoll zwischen den Gartenmauern hervor. Pferde schrien und fielen, und Männer wurden aus den Sätteln geworfen, als die Musketen- und Gewehrkugeln durch den Stahl der Brustpanzer schlugen. Eine Trompete blies zum Rückzug, und die Franzosen rissen ihre Pferde herum und ließen ihre blutigen Kameraden samt der um ihr Leben kämpfenden Tiere zurück.

Dann schlossen sich weitere französische Kavalleristen dem Angriff an: berittene kaiserliche Gardisten auf großen Pferden und mit Säbeln und Karabinern bewaffnet. Hinter ihnen protzten die ersten Geschützmannschaften der schweren Artillerie ab und eröffneten das Feuer, um die leichteren Sechspfünder der berittenen Artillerie zu unterstützen. Die ersten Schüsse der Zwölfpfünder waren viel zu kurz, doch die nächsten Kugeln schlugen mitten zwischen den Verteidigern von Poco Velha ein und rissen große Lücken in die sie schützenden Mauern.

Die französische Kavallerie hatte sich auf eine Seite zurückgezogen, um sich neu zu formieren und den Weg für die Infanterie freizumachen, die jetzt hinter den Geschützen aufmarschiert war. Die Infanteriebataillone formierten sich zu zwei Angriffskolonnen, die sich wie menschliche Lawinen über die dünne Linie der Verteidiger von Poco Velha ergießen würden. Die französischen Trommlerjungen spannten ihre Trommeln, während hinter Poco Velha die sieben restlichen Bataillone der 7. Britischen Division auf den Angriff warteten, der von diesen Trommeln angetrieben werden würde. Leichte Artillerie bewachte die Flanken der Infanterie, doch die Franzosen ließen immer mehr Reiter und Geschütze gegen die isolierten Verteidiger aufmarschieren. Die britische und deutsche Kavallerie, die nach Westen getrieben worden war, trottete nun in einem weiten Bogen

um das Dorf herum, um sich wieder mit der 7. Division zu vereinen.

Französische Plänkler liefen den angreifenden Kolonnen voraus. Sie platschten durch einen Bach, ließen die Geschütze hinter sich und liefen auf die Felder, wo tote Pferde und sterbende Reiter den Punkt markierten, bis zu dem die Kavallerie bei ihrem ersten Angriff gekommen war. Dort teilten sich die Plänkler auf und eröffneten das Feuer.

Britische und portugiesische Plänkler traten ihnen entgegen, und das Krachen von Musketen und Gewehren hallte über die sumpfigen Felder bis zu Wellington auf dem Plateau hinauf, der besorgt nach Süden starrte. Fuentes de Oñoro unter ihm war nur noch ein qualmender Trümmerhaufen, der nach wie vor unter schwerem Beschuss lag, doch sein Blick war stur nach Süden gerichtet, wo er die 7. Division auf eine Position geschickt hatte, wo sie nicht mehr von den britischen Geschützen auf dem Plateau unterstützt werden konnte.

Wellington hatte einen Fehler begangen, und das wusste er. Seine Armee war in zwei Teile gespalten, und der Feind drohte den kleineren der beiden Teile zu überrennen. Kurierreiter berichteten ihm von den vernichteten Spaniern und dann von der immer größer werdenden Zahl französischer Infanterie, die den Fluss bei Nave de Haver überquerte, um die neun Bataillone der 7. Division zu zerschlagen. Mindestens zwei französische Divisionen griffen im Süden an, und jede einzelne dieser Divisionen war stärker als die gerade erst neu formierte 7. Division, die nicht nur von Infanterie attackiert zu werden schien, sondern von jedem französischen Kavalleristen in Spanien.

Französische Infanterieoffiziere trieben die Kolonnen vorwärts, und die Trommler schlugen den *pas de charge*. Der französische Angriff war förmlich über Nave de Haver hinweggerollt, hatte die alliierte Kavallerie in die Flucht geschlagen, und jetzt nutzte sie den Schwung, um Wellingtons rechten Flügel zu vernichten. War das

vollbracht, würden die Franzosen Wellingtons Hauptstreitmacht in den Rücken fallen, und der Rest der französischen Armee könnte sich ungehindert durch die Ruinen von Fuentes de Oñoro kämpfen.

Die Voltigeure trieben die alliierten Plänkler zurück. Sie rannten zur Hauptverteidigungslinie, die schon unter schwerem Beschuss der französischen Artillerie lag. Verwundete krochen in die schmalen Straßen von Poco Velha und suchten verzweifelt nach Schutz vor dem tödlichen Granatenhagel, und an den Flanken des Dorfes wartete französische Kavallerie. Sie hatten die Säbel gezogen und die Lanzen angelegt, und nicht mehr lange, und sie würden die Flüchtlinge aus dem Dorf niederreiten können, sobald die Infanteriekolonnen mit ihrem Angriff begannen.

»Vive l'Empereur!«, schrien die Angreifer. Der Nebel hatte sich inzwischen vollständig verzogen, und Tausende französische Bajonette funkelten im Sonnenlicht. Die Sonne schien den Verteidigern in die Augen und blendete sie, sodass sie die französischen Kolonnen nur als eine einzige große schwarze Masse wahrnehmen konnten, die sich mit donnernden Schritten auf sie zu wälzte. Die Voltigeure begannen nun, auf die Hauptlinie der Briten und Portugiesen zu schießen. Die Sergeants brüllten ihre Männer an, die Reihen zu schließen, und schauten nervös zu der feindlichen Kavallerie, die an den Flanken wartete. Als ein Mann nach dem anderen fiel, rückten die britischen und portugiesischen Bataillone immer mehr im Zentrum zusammen.

»Feuer!«, befahl der britische Colonel, und seine Männer jagten eine Salve nach der anderen hinaus, als die Kompanien der Reihe nach feuerten. Das portugiesische Bataillon schloss sich den Salven an, und kurz darauf war die gesamte Ostseite des Dorfes in Mündungsfeuer gehüllt. In den vordersten Reihen der französischen Kolonnen gingen die ersten Männer zu Boden, und die Kolonnen teilten sich

auf, damit sie um die Toten und Verwundeten herummarschieren konnten, doch stur stapften die brüllenden Franzosen weiter. Die portugiesischen und britischen Salven wurden immer unregelmäßiger, denn die Offiziere ließen die Männer nun einfach so schnell feuern, wie sie konnten.

Das Dorf verschwand hinter einer Wolke aus Pulverdampf. Eine französische Geschützmannschaft baute ihre Waffe an der Nordflanke des Dorfes auf und schoss eine Kugel mitten in die *Caçadores.* Die Trommler verstummten kurz, und die Kolonnen stießen ihren Kriegsschrei aus: *»Vive l'Empereur!«* Dann begann das Trommeln erneut, und es wurde immer schneller, als sich die Kolonnen ihren Weg über und durch die zerbrechlichen Mauern am Dorfrand bahnten. Eine weitere Kanonenkugel schlug im Norden ein und riss die Ziegel von einem Dach.

»Rückzug! Rückzug!« Die beiden Bataillone konnten nicht länger hoffen, das Dorf zu halten, und kurz bevor sie vom Feind überrannt wurden, liefen die Rotröcke und die Portugiesen durch das Dorf zurück. Poco Velha war ein armer Ort mit einer winzigen Kirche, kaum größer als eine Kapelle am Wegesrand. Die Grenadierkompanien der beiden Bataillone formierten sich neben der Kirche, und Ladestöcke wurden in Musketen gerammt. Die Franzosen waren jetzt im Dorf, und ihre Kolonnen lösten sich auf, denn die Infanteristen mussten sich nun einen Weg durch die engen Gassen und Gärten suchen. Die Kavallerie rückte gegen die Flanken des Dorfes vor und suchte nach Versprengten, die sie niederreiten konnte. Dann kamen die vordersten Franzosen in Sichtweite der Kirche, und ein portugiesischer Offizier erteilte den Feuerbefehl, und die beiden Kompanien jagten eine Salve die schmale Straße hinunter, die sich rasch mit toten und verwundeten Franzosen füllte. »Zurück! Zurück!«, schrie ein portugiesischer Offizier. »Und achtet auf die Flanken!«

Eine Kanonenkugel riss einen Teil des Kirchendachs auf, und Ziegelsplitter regneten auf die sich zurückziehenden Grenadiere herab. Französische Infanterie erschien in einer Gasse und bildete eine kleine Linie. Ihre Salve brachte zwei *Caçadores* und einen Rotrock zu Fall. Der größte Teil der beiden Bataillone hatte das Dorf jedoch inzwischen hinter sich gelassen und zog sich zu den anderen sieben Bataillonen zurück, die Karrees gebildet hatten, um die sie umkreisende französische Kavallerie abzuschrecken. Diese Kavallerie wiederum fürchtete nun, um ihre Beute betrogen zu werden, und so stürzten sich einige Reiter auf die sich zurückziehende Garnison von Poco Velha.

»Formiert euch!«, rief ein Rotrockoffizier, als er sah, wie eine Kürassierschwadron herumschwenkte, um seine Männer anzugreifen. Rasch rückten die Männer zu einem Karree zusammen, denn kein Pferd wagte es, durch solch ein Hindernis zu stürmen. »Nicht schießen! Lasst die Scheißkerle näher ran!«

»Lass ihn!«, schrie ein Sergeant, als ein Mann aus dem Karree rannte, um einem verwundeten Kameraden zu helfen.

»Bleibt zusammen! Im Karree!«, brüllte ein weiterer Captain, und auch seine Männer formierten sich. »Feuer!« Vielleicht ein Drittel seiner Männer hatte nachgeladen, und die schossen nun eine Salve. Ein Pferd schrie und stieg. Der Reiter wurde aus dem Sattel geschleudert und schlug mit dem ganzen Gewicht seines Brustpanzers auf den Boden. Ein weiterer Reiter entkam nur knapp den Musketenkugeln und ritt wie wild am Karree entlang. Ein Rotrock sprang vor, um den Franzosen mit dem Bajonett aufzuspießen, doch der Reiter lehnte sich weit aus dem Sattel und schrie triumphierend, als er dem Infanteristen den Säbel quer durchs Gesicht zog.

»Smithers, du verdammter Narr!«, schrie der Captain des Mannes den erblindeten Rotrock an. Smithers kreischte und hielt sich das Gesicht, das nur noch eine blutige Masse war.

»Zurück! Zurück!«, trieb der portugiesische Colonel seine Männer an. Die französische Infanterie war durch das Dorf vorgerückt und formierte sich nun wieder zu einer Angriffskolonne. Ein leichtes britisches Geschütz feuerte auf sie, doch die Kugel prallte vom Boden ab und sprang in eines der Dorfhäuser.

»Vive l'Empereur!«, bellte ein französischer Colonel, und die Trommlerjungen stimmten wieder den gefürchteten *pas de charge* an, der die Infanterie des Kaisers überall in Europa zum Angriff trieb. Die beiden alliierten Bataillone rannten in kleineren und größeren Gruppen über die Felder, dicht gefolgt von der angreifenden Infanterie und immer wieder attackiert von den Reitern. Eine kleinere Gruppe wurde von Ulanen über den Haufen geritten, und eine andere geriet in Panik und rannte blindlings auf die wartenden Karrees zu, doch nur, um von den Dragonern aufgespießt zu werden, die ihre schweren Säbel wie Lanzen gegen die Rücken der Rotröcke richteten. Die beiden größten Gruppen von Reitern waren die, die den Fahnenträgern hinterherjagten. Wenn die Infanteristen ihnen auch nur die geringste Gelegenheit dazu boten, würden sie den schützenden Ring durchbrechen, denn feindliche Regimentsfahnen zu erbeuten bedeutete Ruhm und Ehre und würde die Eroberer in ganz Frankreich berühmt machen. Doch die beiden Flaggengruppen waren von Bajonetten umringt und wurden von Sergeants mit Piken und langen, schweren Hellebarden bewacht, die jedes Pferd und jeden Mann auf der Stelle töten würden, der es wagen sollte, seine Hände nach den Fahnen auszustrecken.

»Formiert euch! In Formation!«, schrie der englische Colonel seine Männer an. »Ruhig, Jungs! Ruhig!« Und hartnäckig arbeiteten sich seine Männer nach Westen vor, während die Kavallerie immer wieder eine Attacke vortäuschte, um eine Salve zu provozieren. War diese Salve erst einmal abgefeuert, würden die Ulanen die richtige

Attacke anführen, denn mit ihren Lanzen hatten sie eine größere Reichweite als die Infanterie mit ihren Bajonetten.

»Nicht schießen, Jungs! Nicht schießen!«, rief der Colonel. Seine Männer kamen dicht an einer Felsnase vorbei, die in die Ebene ragte, und ein paar Sekunden lang schienen sich die Rotröcke an dieses winzige Stück höheren Geländes zu klammern, als könnten sie dort Zuflucht finden. Doch dann trieben die Offiziere und Sergeants sie weiter über das offene Grasland. Derart offenes Land war ein Gottesgeschenk für die Kavallerie, eine perfekte Todeszone.

Dragoner zogen ihre Karabiner, um die Fahnentrupps unter Beschuss zu nehmen. Andere Reiter feuerten ihre Pistolen ab. Die Rotröcke und *Caçadores* hinterließen eine blutige Spur. Die rasch nachrückende französische Infanterie schrie ihre eigenen Reiter an, sie sollten die Schussbahn freimachen, damit eine gut gezielte Salve die Fahnentrupps auseinanderreißen konnte, doch die Kavalleristen wollten die Ehre der Fahneneroberung keinem Fußsoldaten überlassen, und so versperrten sie der Infanterie weiter den Weg, die die sich zurückziehenden Alliierten ansonsten hätte überwältigen können.

Scharfschützen unter den Briten und Portugiesen suchten sich einzelne Ziele heraus, schossen und luden im Gehen nach. Die beiden Bataillone hatten jegliche Ordnung verloren. Das war nicht mehr wirklich eine Formation, sondern einfach nur noch ein chaotischer Haufen Verzweifelter, die wussten, dass sie dicht beisammen bleiben mussten, wenn sie überleben und die zweifelhafte Sicherheit der 7. Division erreichen wollten, die noch immer in Karrees wartete und entsetzt sah, was da auf sie zukam.

»Feuer!«, schrie eine Stimme aus einem dieser Bataillone, und Rauch quoll aus der Vorderseite des Karrees. Musketenkugeln zerrissen einen besonders kühnen Trupp Säbel schwingender *Chasseurs*. Die sich zurückziehende Infanterie war nicht mehr weit von den anderen Bataillonen entfernt, und die Reiter fürchteten nun zum ersten Mal, dass

ihre Beute entkommen könnte. Einige Kürassiere zogen die Sicherungsriemen ihrer Säbel fest, riefen einander Mut zu und trieben dann ihre großen Pferde zum Galopp, als ihr Trompeter zur Attacke blies. Sie ritten Stiefel an Stiefel, eine Phalanx aus Stahl und Pferdefleisch, die dazu gedacht war, den nächstbesten Fahnentrupp wie Vieh niederzumetzeln. Es war eine Lotterie: fünfzig Reiter gegen zweihundert verängstigte Infanteristen. Doch wenn sie in das Karree einbrachen, dann würde einer der überlebenden Kürassiere mit den Farben des Königs zu Maréchal Masséna zurückreiten und ein anderer mit dem von Kugeln zerfetzten gelben Banner des 85th.

»Vordere Reihe – kniet nieder!«, schrie der Colonel des 85th.

»Ausrichten! Wartet!«, rief ein Captain. »Verdammt noch mal, wartet, habe ich gesagt!«

Die Rotröcke stammten aus Buckinghamshire. Einige waren auf Farmen in Chiltern rekrutiert worden, andere in den Dörfern des Tals von Aylesbury. Die meisten kamen jedoch aus den lärmenden, pestverseuchten Gefängnissen von London, die im Süden des Countys lagen. Jetzt waren ihre Münder trocken vom Schießpulver in den Patronen, die sie den ganzen Morgen über aufgebissen hatten, und ihre Schlacht beschränkte sich auf ein winziges Fleckchen fremder Erde, wo sie von einem siegreichen, tobenden und grölenden Feind umzingelt waren. Denn soweit die Männer des 85th wussten, konnten sie genauso gut die letzten überlebenden Briten sein, die sich nun dem ungezügelten Zorn der kaiserlichen Reiterei gegenübersahen. Ein Franzose stieß einen Kriegsschrei aus und trat seinem Pferd die Sporen in die Flanken, und just als es so aussah, als hätten die Rotröcke ihre eine Salve zu lange aufgespart, da schrie ihr Colonel: »Feuer!«

Pferde brachen blutüberströmt zusammen. Ein Pferd und ein Kavallerist, die von der Salve getroffen worden waren, stürmten trotzdem weiter vor. Sie waren nur noch ein

Haufen übertrieben bunt gekleideten Fleischs, doch dieser Haufen Fleisch konnte nach wie vor eine Lücke in die britische Formation reißen. Die vorderste Reihe der angreifenden Kavalleristen stürzte blutüberströmt ins Gras. Reiter schrien, als sie von ihren eigenen Pferden zerquetscht wurden, und die Reiter dahinter konnten nicht mehr rechtzeitig abbremsen. Mit voller Wucht krachten sie in ihre sterbenden Kameraden. Pferdebeine brachen, doch die Attacke kam erst wenige Yards vor den Rotröcken zum Stehen.

Der Rest der Kavalleristen wich dem Schrecken aus, teilte sich in der Mitte und raste wirkungslos zu beiden Seiten des Karrees vorbei. Rotröcke schossen auf die vorbeigaloppierenden Reiter, und dann war die Kavallerie weg, und der Colonel befahl seinen Männern, weiter nach Osten zu marschieren.

»Ruhig, Jungs! Ruhig!«, rief er.

Ein Mann lief aus der Formation und schnitt einem Franzosen den Rosshaarschweif vom Helm, dann rannte er rasch wieder zurück. Eine weitere Salve kam von den restlichen Bataillonen der 7. Division, und plötzlich fanden sich die geschundenen Überreste der Verteidiger von Poco Velha inmitten ihrer Kameraden wieder. Sie formierten sich im Zentrum der Division neu, dort, wo die breite Straße zwischen tiefen Gräben nach Südwesten führte. Es war die Straße zu den sicheren Furten über den Coa, die Straße nach Hause, die Straße in Sicherheit, doch das Einzige, was sie noch bewachte, waren neun Infanteriekarrees, eine Batterie leichte Geschütze und die Kavallerie, die den Kampf südlich von Poco Velha überlebt hatte.

Die beiden Bataillone aus Poco Velha bildeten zwei kleine Karrees. Sie hatten in den Dorfstraßen und dahinter große Verluste erlitten, doch ihre Fahnen flatterten noch immer: vier leuchtend bunte Banner inmitten einer Division mit insgesamt achtzehn solcher Flaggen, während sie von der Kavallerie des Kaisers umkreist wurden und von Norden zwei

feindliche Infanteriedivisionen auf sie zu marschierten. Die beiden Bataillone aus Poco Velha waren zwar erst einmal in Sicherheit, doch es sah so aus, als seien sie auch hier dem Tod geweiht. Sechzehntausend Franzosen bedrohten nun viereinhalbtausend Portugiesen und Briten.

Die französischen Reiter flohen vor dem Musketenfeuer, um sich nach den Verlusten der morgendlichen Attacken zu formieren. Die französische Infanterie hielt ebenfalls erst einmal an, während im Osten, jenseits des Flusses, noch mehr Artillerie aufgefahren wurde, die die britischen Formationen zermalmen sollte.

Es war zwei Stunden nach Sonnenaufgang, und auf den Feldern südlich von Fuentes de Oñoro, weit weg von jedweder Hilfe, schien eine Armee zu sterben.

Und die Franzosen marschierten weiter.

»Er hat eine Wahl«, bemerkte Maréchal Masséna zu Major Ducos. Der Maréchal wollte an diesem Morgen seines Triumphs nicht wirklich mit einem einfachen Major reden, doch Ducos war ein empfindlicher Kerl, der aus irgendeinem Grund das Ohr des Kaisers hatte. Also nahm sich André Masséna, Herzog von Rivoli und Fürst von Essling, nach dem Frühstück ein wenig Zeit, um Ducos klarzumachen, welche Möglichkeiten sich aus diesem Tag ergaben, und wichtiger noch, wem der Ruhm dafür gebührte.

Ducos war aus Ciudad Rodrigo gekommen, um Augenzeuge des Sieges zu werden. Offiziell griff Masséna nur an, um Nachschub nach Almeida zu bringen, doch jeder Franzose wusste, dass hier weitaus mehr auf dem Spiel stand als der Entsatz einer kleinen Garnison hinter den britischen Linien. In Wahrheit ging es darum, Wellington von seiner Basis abzuschneiden und seine Armee an einem einzigen glorreichen Tag zu vernichten. Solch ein Sieg würde dem britischen Widerstand in Spanien und Portugal ein für alle Mal ein Ende bereiten und der ehemaligen Straßenratte

eine ganze Flut von neuen Titeln einbringen. Vielleicht würde Masséna ja diesmal sogar einen Thron bekommen! Der Kaiser hatte die Hälfte aller Throne in Europa mit seinen Brüdern besetzt. Warum sollte da nicht auch Maréchal Masséna, Fürst von Essling, irgendwo König werden? Der Thron von Lissabon zum Beispiel brauchte einen Hintern, um ihn warm zu halten, und Masséna hielt seinen Arsch für genauso gut wie den von Napoleons Brüdern. Und alles, was er dafür brauchte, war ein Sieg hier in Fuentes de Oñoro, und dieser Sieg war nun zum Greifen nahe. Die Schlacht hatte genauso begonnen, wie Masséna es beabsichtigt hatte, und nun würde sie auch genauso enden.

»Sie haben gesagt, Wellington habe eine Wahl, Euer Majestät?«, hakte Ducos nach, als es so aussah, als würde sich der Maréchal Tagträumen hingeben.

»Ja, er hat eine Wahl«, bestätigte Masséna. »Entweder gibt er seinen rechten Flügel auf, was heißt, dass er sich nicht mehr zurückziehen kann, und dann werden wir sein Zentrum in Fuentes de Oñoro zerschlagen und seine Armee die nächste Woche lang durch die Hügel jagen. Oder aber er gibt Fuentes de Oñoro auf und versucht, seinen rechten Flügel zu retten. In dem Fall werden wir ihn auf der Ebene vernichten. Ich persönlich würde den Kampf auf der Ebene vorziehen, aber den Gefallen wird er mir nicht tun. Dieser Engländer fühlt sich nur sicher, wenn er eine Anhöhe verteidigen kann. Also wird er in Fuentes de Oñoro bleiben und seinen rechten Flügel zur Hölle fahren lassen.«

Ducos war beeindruckt. Es war schon lange her, seit er einen so optimistischen französischen Offizier in Spanien getroffen hatte, und noch länger, seit die Adler mit solchem Selbstvertrauen in die Schlacht marschiert waren. Masséna hatte Applaus verdient, und Ducos machte ihm gern die Komplimente, die der Maréchal hören wollte, aber er mahnte auch zur Vorsicht. »Dieser Engländer, Euer Majestät«, erklärte er, »ist ganz hervorragend in der Verteidigung von

erhöhten Stellungen. Am Freitag hat er Fuentes de Oñoro doch auch gehalten, oder?«

Masséna schnaubte verächtlich. Er hielt nichts von Vorsicht. Ducos hatte schier unglaublich komplizierte Intrigen ausgearbeitet, um die Moral der Briten zu unterminieren, doch die waren nur dem Umstand geschuldet, dass er Soldaten misstraute, genau wie seine Anwesenheit hier dem mangelnden Vertrauen des Kaisers in seine Marschälle geschuldet war. Ducos musste noch lernen, dass der Sieg sicher war, wenn sich ein Maréchal de France erst einmal entschlossen hatte.

»Am Freitag, Ducos«, erklärte Masséna, »habe ich die Briten in Fuentes de Oñoro mit ein paar Brigaden nur gekitzelt, aber heute werden wir drei ganze Divisionen in das Dorf schicken. Drei große Divisionen, Ducos, voller hungriger Männer. Glauben Sie da wirklich, dass die Verteidiger dem standhalten können?«

Pedantisch wie er war, dachte Ducos erst einmal über die Frage nach. Er konnte Fuentes de Oñoro klar und deutlich sehen. Das Dorf war nur eine armselige Anhäufung von Bauernkaten, die von der französischen Artillerie zu Staub zermahlen wurden. Und hinter dem Staub und dem Rauch sah Ducos den Friedhof und die zerschossene Kirche, neben der die Straße den Hang hinaufführte. Der Hügel war steil – so viel war sicher –, aber nicht sehr hoch, und am Freitag hatten die Angreifer die Verteidiger schon aus dem Dorf vertrieben und sich im unteren Teil des Friedhofs festgesetzt. Ein weiterer Angriff hätte die Adler sicherlich über die Kuppe und in den weichen Unterleib des Feindes geführt. Und jetzt warteten drei ganze französische Divisionen außer Sichtweite des Feindes auf den Angriffsbefehl, und an diesem Angriff würden auch Massénas Eliteeinheiten teilnehmen, die mächtigen Gardegrenadiere mit ihren hohen Bärenfellmützen und ihrem Furcht erregenden Ruf. Die besten Soldaten Frankreichs würden gegen eine Armee von gebrochenen Männern marschieren.

»Nun, Ducos?«, hakte Masséna nach.
»Ich muss Ihnen gratulieren, Euer Majestät«, sagte Ducos.
»Ich nehme an, das heißt, dass Sie meinen bescheidenen Plan gutheißen, nicht wahr?«, fragte Masséna spöttisch.
»Ganz Frankreich wird ihn gutheißen, Euer Majestät, wenn er den Sieg bringt.«
»Scheiß auf den Sieg«, sagte Masséna, »solange ich nur Wellingtons Huren bekomme. Die, die ich jetzt habe, bin ich einfach leid. Die Hälfte von ihnen hat die Pocken, und die andere Hälfte ist schwanger. Und die Fette heult sich jedes Mal die Augen aus dem Kopf, wenn man sie auszieht, damit sie ihre Pflicht erfüllen kann.«
»Wellington hat keine Huren«, erklärte Ducos eisig. »Er ist der Herr seiner Leidenschaften.«
Der einäugige Masséna lachte lauthals auf. »Er ist der Herr seiner Leidenschaften! Himmelherrgott noch mal, Ducos, wenn es nach Ihnen ginge, wäre Lächeln schon ein Verbrechen. Er ist also der Herr seiner Leidenschaften, ja?« Der Maréchal wendete sein Pferd und schnippte nach einem Adjutanten. »Lassen Sie die Adler los, Jean! Lassen Sie sie los!«
Die Trommeln riefen zum Sammeln, und die drei Divisionen bereiteten sich auf den Kampf vor. Männer leerten ihre Kaffeebecher, verstauten Besteck und Geschirr in ihren Proviantbeuteln, prüften ihre Munition und nahmen ihre Musketen. Es war zwei Stunden nach Sonnenaufgang und Zeit, den Feind zu zermalmen, von der Ebene im Süden bis nach Norden, wo Fuentes de Oñoro von einem Ende zum anderen unter dem Artilleriebeschuss brannte. Die Franzosen rochen den Sieg förmlich schon.

»Bei meiner Seel’, Sharpe, aber das ist ungerecht. Ungerecht! Wir beide sollen vor ein Gericht?« Colonel Runciman hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich das Drama auf dem Schlachtfeld anzusehen, und so war

er auf das Plateau gekommen. Vorsichtig wie er war, hielt er sich jedoch von der Kante fern, um nicht zufällig von einer französischen Kanonenkugel erwischt zu werden. Eine Rauchsäule markierte die Stelle, wo das Dorf bombardiert wurde, während weit weg auf der Ebene im Süden eine zweite Wolke von Musketenrauch verriet, wo die Franzosen die Briten an der Straße zu den Furten vor sich her trieben.

»Sich über diese Ungerechtigkeit zu beschweren ist die reinste Zeitverschwendung, General«, sagte Sharpe. »Nur die Reichen können es sich leisten, Gerechtigkeit zu predigen. Der Rest von uns muss nehmen, was er kriegen kann.«

»Wie auch immer, Sharpe, das ist ungerecht!«, erklärte Runciman tadelnd. Der Colonel sah bleich und unglücklich aus. »Das ist eine Schande, wissen Sie? Da geht ein Mann nach England zurück und erwartet, anständig behandelt zu werden, doch stattdessen verunglimpft man ihn als Schurken.« Er duckte sich, als eine französische Kanonenkugel hoch über seinem Kopf hinwegflog. »Ich hatte solche Hoffnungen, Sharpe, solche Hoffnungen!«

»Das Goldene Vlies, General? Der Order of the Bath?«

»Nicht nur die, Sharpe, sondern auch, was die Ehe betrifft. Sie müssen wissen, dass es da ein paar äußerst wohlhabende Damen in Hampshire gibt. Ich habe nicht die Absicht, mein ganzes Leben lang Junggeselle zu bleiben, Sharpe. Meine liebe Mutter – Gott sei ihrer Seele gnädig – hat immer gesagt, dass ich einen guten Ehemann abgeben würde, solange die entsprechende Dame auch nur ein mittleres Vermögen besitzt. Kein großes Vermögen, wirklich nicht. Man darf ja nicht unrealistisch sein, aber genug, um ein bescheidenes Leben zu führen. Ein paar Kutschen, ordentliche Ställe, Köche, die ihr Handwerk verstehen, eine kleine Jagd, eine Molkerei – Sie wissen schon, was ich meine.«

»Da bekomme ich ja direkt Heimweh, General«, spottete Sharpe, doch diese Art von Sarkasmus war an Runciman

verschwendet.
»Aber jetzt, Sharpe?«, fuhr Runciman unbeirrt fort. »Welche anständige Familie würde schon einen Schwiegersohn akzeptieren, der Schande auf sich geladen hat?« Kurz dachte er darüber nach und schüttelte dann verzweifelt den Kopf. »Grundgütiger! Vielleicht werde ich jetzt sogar eine Methodistin heiraten müssen!«
»Noch ist es nicht so weit, General«, sagte Sharpe, »und heute kann sich noch viel ändern.«
Runciman schaute besorgt drein. »Meinen Sie damit, dass ich getötet werden könnte?«
»Oder Sie könnten Ihren Mut beweisen, Sir«, sagte Sharpe. »Die alte Hakennase hat mutigen Männern schon oft vergeben.«
»O Gott, nein! Grundgütiger, nein! Bei meiner Seel', Sharpe, nein. Dafür bin ich nicht der Richtige. Das war ich nie. Ich bin Soldat geworden, weil mein Vater nirgendwo sonst einen Platz für mich gefunden hat! Er hat mir einen Rang in der Armee gekauft und gesagt, dass sei das Beste, was ich vom Leben erwarten könne. Aber ich bin kein Kämpfer! Das war ich nie, Sharpe.« Runciman lauschte dem furchtbaren Lärm des Bombardements von Fuentes de Oñoro und dem Feuer der Voltigeure jenseits des Flusses. »Ich bin nicht stolz darauf, Sharpe, aber ich glaube nicht, dass ich so etwas ertragen könnte. Das kann ich einfach nicht.«
»Das kann Ihnen auch niemand zum Vorwurf machen, Sir«, sagte Sharpe und drehte sich dann um, als Harper nach ihm rief. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, General?«
»Gehen Sie nur, Sharpe, gehen Sie nur.«
»Arbeit, Sir«, sagte Harper und nickte zu Major Tarrant, der wild mit einem Kutscher gestikulierte.
Tarrant drehte sich um, als Sharpe näher kam. »Die Leichte Division ist nach Süden beordert worden, Sharpe, aber ihre Munition hängt im Norden fest. Jetzt sollen wir sie versorgen. Macht es Ihnen etwas aus, Ihre Rifles mitzuschicken?«

Das machte Sharpe durchaus etwas aus. Instinktiv wollte er dorthin, wo die Schlacht am heftigsten tobte, und das war in Fuentes de Oñoro, doch das durfte er Tarrant nicht sagen. »Natürlich nicht, Sir.«

»Für den Fall, dass sie feststecken und sich den Rest des Tages gegen die Franzosen wehren müssen, will der General, dass sie wenigstens genug Munition haben. Gewehr- und Musketenpatronen, alles gemischt. Die Artillerie kümmert sich um sich selbst. Ein Wagen sollte reichen, aber er braucht eine Eskorte, Sharpe. Da unten wimmelt es nur so von französischer Kavallerie.«

»Können wir helfen?« Captain Donaju hatte Tarrants Erklärung mit angehört.

»Sie werde ich vielleicht später noch brauchen, Captain«, antwortete Tarrant. »Ich habe so das Gefühl, dass heute überall was los sein wird. Ich habe die Froschfresser noch nie so aufgekratzt gesehen. Sie, Sharpe?«

»Sie wedeln definitiv heftig mit dem Schwanz, Major«, stimmte Sharpe ihm zu. Er schaute zu dem Kutscher hinauf. »Bist du bereit?«

Der Kutscher nickte. Sein Wagen war ein vierrädriger englischer Bauernkarren mit hohen Seitenwänden, der von drei hintereinander angespannten Cleveland Bays gezogen wurde. »Ich hatte mal vier«, bemerkte der Kutscher, als Sharpe neben ihn kletterte, »aber eine Froschgranate hat Bess erwischt, und so habe ich jetzt nur noch drei.« Der Kutscher hatte rote und blaue Wolle in die Mähnen der Pferde geflochten und die Seiten des Wagens mit alten Hufeisen verziert. »Wissen Sie, wo wir hin müssen, Sir?«, fragte er Sharpe, während Harper den Riflemen befahl, zu der Munition auf die Ladefläche zu klettern.

»Denen da hinterher.« Sharpe deutete nach rechts, wo ein sanfter Hang auf die Ebene im Süden hinabführte und die Leichte Division marschierte. Es war Sharpes alte Division. Sie bestand aus Riflemen und leichter Infanterie, und sie

betrachtete sich als Eliteeinheit der Armee. Jetzt marschierte sie, um die 7. Division vor der Vernichtung zu bewahren.

Eine Meile entfernt, jenseits des Dos Casas und an einer zerstörten Scheune, die ihm als Hauptquartier diente, sah Maréchal Masséna, wie frische britische Truppen den Schutz des Plateaus verließen, um nach Süden zu den belagerten Rotröcken und Portugiesen der 7. Division vorzustoßen.

»Dieser Narr«, murmelte er vor sich hin und wiederholte dann noch einmal lauter und voller Schadenfreude: »Dieser Narr!«

»Euer Majestät?«, fragte ein Adjutant.

»Die erste Regel des Krieges, Jean«, erklärte der Maréchal, »lautet, mach einen Fehler nie noch größer, als er ohnehin schon ist. Und was macht unser hurenloser Engländer? Er schickt noch mehr Truppen, um sie von unserer Kavallerie niedermetzeln zu lassen!« Der Maréchal hob sein Fernrohr. Er sah Geschütze und Kavallerie, die mit den neuen Truppen nach Süden marschierten. »Oder vielleicht zieht er sich ja zurück«, überlegte er laut. »Vielleicht will er ja sicherstellen, dass er noch nach Portugal entkommen kann. Wo liegt Loups Brigade?«

»Ein Stück nördlich von hier, Euer Majestät«, antwortete der Adjutant.

»Und ohne Zweifel liegt er bei seiner Hure«, bemerkte Masséna säuerlich. Doña Juanita de Elias extravagante Anwesenheit bei Loups Brigade hatte die Aufmerksamkeit und Eifersucht jedes Franzosen in der Armee erregt.

»In der Tat, Euer Majestät.«

Masséna schob sein Fernrohr zusammen. Er mochte Loup nicht. Er sah Loups Ehrgeiz und wusste, dass der Mann jeden niedertrampeln würde, der diesem Ehrgeiz im Wege stand. Loup wollte ein Maréchal wie Masséna werden. Er hatte sogar ein Auge verloren wie Masséna, und jetzt wollte er auch all diese schönen Titel, mit denen der Kaiser die

Tapferen und Glücklichen belohnte. Doch Masséna würde Loup nicht dabei helfen, diesen Ehrgeiz zu erfüllen. Ein Mann blieb nur Maréchal, wenn er lernte, seine Rivalen im Zaum zu halten, nicht sie zu ermutigen. Also würde er Loup heute nur die Drecksarbeit machen lassen.

»Sagen Sie Brigadier Loup«, wandte sich Masséna an seinen Adjutanten, »dass er sich von seiner spanischen Hure wird losreißen müssen, um die Wagen durch Fuentes de Oñoro zu eskortieren, sobald unsere Soldaten die Straße freigekämpft haben. Sagen Sie ihm, Wellington würde seine Truppen nach Süden verlegen und dass die Straße nach Almeida gegen Mittag offen sein müsste. Seine Brigade soll den Nachschub nach Almeida begleiten, während wir den Feind erledigen.«

Masséna lächelte. Heute war ein Tag des Ruhmes für Frankreich. Heute würden sie einen ganzen Berg von feindlichen Fahnen erobern und die Ufer des Flusses mit dem Blut der Engländer tränken, doch Loup, so hatte Masséna beschlossen, würde keinen Anteil daran haben. Loup würde den Tross bewachen, während Masséna und seine Adler ganz Europa vor Angst erzittern ließen.

Die 7. Division zog sich zu einer flachen Anhöhe oberhalb des Dos Casas zurück. Sie marschierte nach Norden, breitete sich aber nach Süden weiter aus, um der riesigen französischen Streitmacht den Weg zu versperren, die um die Flanke der Armee herumgeschickt worden war. In der Ferne sahen sie, wie sich die beiden Infanteriedivisionen vor Poco Velha neu formierten, doch die unmittelbare Gefahr stellte die enorme Zahl an französischer Kavallerie dar, die knapp außer Reichweite der Musketen wartete. Das Dilemma der neun alliierten Bataillone war eigentlich recht simpel. Sie konnten Karrees bilden in dem Wissen, dass selbst die tapferste Kavallerie bei dem Versuch niedergemetzelt werden würde, eine solche Formation zu durchbrechen, doch

Infanterie im Karree war gleichzeitig grausam verwundbar gegenüber Artilleriebeschuss oder feindlicher Infanterie. In dem Moment, da die 7. Division sich zu Karrees formierte, würden die Franzosen sie gnadenlos unter Beschuss nehmen, bis die Rotröcke und Portugiesen nur noch ein blutiger Haufen waren. Die wenigen Überlebenden waren dann ein leichtes Ziel für die Reiter.

Britische und deutsche Kavallerie kamen ihr zuerst zur Hilfe. Die alliierten Reiter waren jedoch in der Unterzahl. Sie konnten die wirbelnde Masse teils sogar gepanzerter Franzosen unmöglich besiegen, aber die Husaren und Dragoner attackierten trotzdem immer wieder und hielten die feindliche Kavallerie so davon ab, die Infanterie anzugreifen. »Haltet euch zurück!«, rief ein britischer Kavalleriemajor immer wieder. »Haltet euch zurück!« Er hatte Angst, dass seine Männer gegen alle Vernunft eine volle Attacke reiten würden, anstatt sich nach einem kurzen Vorstoß sofort wieder zurückzuziehen, neu zu formieren und abermals anzugreifen, und so mahnte er sie zu Vorsicht und Disziplin. Die Schwadronen wechselten sich damit ab, die französische Kavallerie im Zaum zu halten. Während eine attackierte, zog sich die andere in den Schutz der Infanterie zurück und umgekehrt. Die Pferde bluteten, schwitzten und zitterten, doch immer wieder trotteten sie brav in Formation und warteten darauf, von den Sporen in den Kampf getrieben zu werden. Die Männer packten ihre Säbel mit festem Griff und schauten zu, wie der Feind ihnen Beleidigungen entgegenschleuderte, um sie zu einem wilden Großangriff zu provozieren. Die Folge davon wäre ein chaotischer Nahkampf gewesen, bei dem die Franzosen aufgrund ihrer Überzahl ohne Zweifel gewonnen hätten, doch die alliierten Offiziere hielten ihre Männer zurück. »Verdammt noch mal! Parier gefälligst durch!«, brüllte ein Captain einen seiner Reiter an, dessen Pferd zu schnell angetrabt war.

Die Dragoner waren die schwere Kavallerie der Alliierten. Es waren große Männer auf großen Pferden, und sie trugen lange, schwere und gerade Säbel. Sie griffen nicht im Galopp an, sondern warteten vielmehr, bis ein feindliches Regiment drohte zu attackieren. Erst dann ritten sie an. Sergeants schrien die Männer an, in Linie zu bleiben, und erst im allerletzten Moment, wenn der Feind schon in Pistolenreichweite war, blies der Hornist zum Angriff. Die Pferde wurden zum Galopp angetrieben, und die Männer schrien ihre Kriegsschreie und hackten auf die feindlichen Reiter ein. Die schweren Säbel hatten eine furchtbare Wirkung. Sie schlugen die leichteren Waffen der französischen Jäger beiseite und zwangen die Reiter, sich auf die Hälse ihrer Pferde zu ducken, während sie versuchten, diesen Schlachterbeilen auszuweichen. Stahl traf auf Stahl, und verwundete Pferde schrien und stiegen. Dann blies eine Trompete zum Rückzug, und die alliierten Reiter lösten sich aus dem Gefecht. Ein paar Franzosen verfolgten sie dann immer, doch die Briten und Deutschen kämpften nah bei ihrer Infanterie, und jeder Franzose, der sie zu weit verfolgte, war eine leichte Beute für die britischen und portugiesischen Musketen. Es war eine harte, disziplinierte und unrühmliche Arbeit, und für jeden Gegenangriff mussten die Briten und Deutschen einen Preis an Männern und Pferden zahlen, doch die Bedrohung durch die feindliche Kavallerie war weitestgehend neutralisiert, und die neun Infanteriebataillone konnten weiter nordwärts marschieren.

Die Flanken der sich zurückziehenden 7. Division wurden von der leichten Artillerie gedeckt. Die Kanoniere schossen Kartätschen, die ein Pferd samt Reiter mit nur einem Treffer in eine undefinierbare Masse aus Fleisch, Tuch, Leder, Stahl und Blut verwandeln konnten. Die Geschütze feuerten vier-, fünfmal, während sich die Infanterie immer weiter zurückzog; dann ritten die Schwadronen wieder an, und die Kanoniere nutzten diese Pause aus, um ihre Geschütze zu

verlegen. Sie protzten die Kanonen auf, schwangen sich auf die Zugpferde und galoppierten zur nächsten Position. Auf diese Weise hatte der wütende Feind keine Gelegenheit, zu ihnen aufzuschließen. Kaum war ein Geschütz dann wieder im Schutz der Infanteriemusketen, hielten die Kanoniere an, sprangen von den Pferden in den Schlamm oder den Staub und machten ihre Geschütze wieder feuerbereit, und das Ganze begann von vorn.

Die französische Artillerie wiederum konzentrierte ihr Feuer auf die Infanterie. Ihre Kugeln und Granaten schlugen in die Reihen, und das Blut spritzte zehn Fuß hoch, wenn ein solches Geschoss sein Ziel traf. »Schließt die Reihen! Schließt die Reihen!«, schrien die Sergeants und beteten, dass die ruhmsüchtige feindliche Kavallerie den französischen Kanonieren das Schießen erschweren würde, doch die Reiter hatten ihre Lektion inzwischen gelernt und überließen der Artillerie und Infanterie einen Teil der Arbeit. Die französische Kavallerie ritt zur Seite, um den Musketen und Geschützen die Schussbahn freizumachen, und wartete, während die Portugiesen und Briten starben.

Und wie sie starben. Die Kugeln rissen brutale Lücken in ihre Reihen, und das Musketenfeuer verlangsamte den ohnehin schon stockenden Rückzug noch weiter. Die neun immer kleiner werdenden Bataillone hinterließen eine Spur aus zertrampeltem und blutigem Gras, während sie immer weiter nordwärts krochen, und selbst dieses Kriechen hätte irgendwann ein Ende gefunden, wenn von der Division nur noch neun armselige Häuflein Überlebender übrig waren, die sich um ihre Fahnen drängten. Die französische Kavallerie sah den Feind sterben und war zufrieden damit, auf den perfekten Moment für den Gnadenstoß zu warten. Eine Gruppe Jäger und Kürassiere ritt einen sanften Hang hinauf. Dort stand ein Wald. Der kommandierende Offizier der Reiter hoffte, dass die Bäume seine Männer verbergen würden, während sie sich langsam in den Rücken der sterbenden Bataillone vorarbeiteten. Mit etwas Glück könnte

ihnen so ein Überraschungsangriff gelingen, bei dem sie mit einer einzigen glorreichen Attacke ein halbes Dutzend feindlicher Fahnen erobern würden. Der Franzose führte seine Männer gerade auf die Bäume zu, als der Waldrand plötzlich von Mündungsfeuer förmlich zu explodieren schien. Da hätte kein Feind sein dürfen, doch die Salve stürzte die vorrückende Kavallerie ins Chaos. Mit drei Löchern in seinem Brustpanzer wurde der Kürassieroffizier nach hinten und vom Pferd geschleudert. Doch ein Stiefel blieb im Steigbügel hängen, und der Mann schrie wie am Spieß, als das durchgehende Pferd ihn über die Erde schleifte. Dann löste sich der Fuß, und zuckend starb der Mann im Gras. Außer ihm fielen noch acht weitere Reiter. Einige warf es schlicht vom Pferd, und diese Männer sprangen sofort wieder auf und suchten sich ein unverwundetes Tier, während ihre Kameraden sich zur Flucht wandten.

Riflemen rannten aus dem Wald, um die toten und verwundeten Kavalleristen zu plündern. Die Brustpanzer der Kürassiere waren als Rasierschüsseln und Bratpfannen beliebt, und Einschusslöcher konnte ein Schmied rasch flicken. Immer mehr Grünröcke tauchten am Südende des Waldes auf. Dann erschien ein Bataillon Rotröcke hinter ihnen, und mit den Rotröcken kam eine Schwadron frischer Kavallerie und eine weitere Batterie leichte Artillerie. Eine Regimentskapelle spielte »Over the Hills and Far Away«, als immer mehr Rot- und Grünröcke das Feld betraten.

Die Leichte Division war gekommen.

Der Munitionswagen rumpelte im Kielwasser der schnell marschierenden Leichten Division über die Felder. Eine der Achsen kreischte wie eine Seele im Fegefeuer, und der Kutscher entschuldigte sich dafür.

»Ich habe sie geschmiert«, sagte er zu Sharpe, »immer wieder. Ich habe sie mit dem besten Schweinefett

geschmiert, aber das Quietschen will einfach nicht weggehen. Es hat an dem Tag begonnen, als Bess getötet worden ist, und ich nehme an, durch das Quietschen will Bess uns wissen lassen, dass sie noch immer irgendwo rumläuft.«

Eine Zeitlang folgte der Kutscher einem Weg, dann mussten Sharpe und seine Riflemen absteigen und schieben, damit das Gefährt über eine Böschung und auf eine Weide kam. Als sie wieder auf den Munitionskisten saßen, beschlossen die Grünröcke, der Wagen sei eine Postkutsche, und sie imitierten die Rufe von Posthörnern und sangen immer, wenn sie anhielten: »Red Lion! Feinstes Ale und gutes Essen! Wir wechseln nur die Pferde und fahren in einer Viertelstunde weiter! Damen finden alles, was sie brauchen, hinter der Schenke!«

Der Kutscher hatte das alles schon tausendmal gehört, und so reagierte er nicht darauf, doch nachdem Harris zehn Minuten lang über den Pisspott hinter der Schenke gegrölt hatte, drehte sich Sharpe um und brüllte seine Männer an, endlich das Maul zu halten. Daraufhin taten die Riflemen so, als hätten sie gar furchtbare Angst vor ihrem Captain, und Sharpe wurde ganz anders bei der Vorstellung, was er alles vermissen würde, wenn er sein Patent verlor.

Vor dem Wagen eröffneten die Gewehre und Musketen das Feuer. Gelegentlich flog eine französische Kanonenkugel, die zu hoch gezielt war, über die Felder in der Nähe, doch die drei Pferde trotteten geduldig weiter, als seien sie vor einen Pflug gespannt und nicht auf dem Weg in eine Schlacht.

Nur einmal wurden sie vom Feind bedroht, und die Riflemen mussten vom Wagen runter und sich neben der Straße formieren. Im Westen war ein Trupp von fünfzig französischen Dragonern aufgetaucht. Ihr Offizier entdeckte den Wagen und ließ seine Männer zur Attacke wenden. Der Kutscher hielt das Fahrzeug an und wartete mit dem Messer in der Hand für den Fall, dass er die Pferde losschneiden musste.

»Wir nehmen die Pferde«, riet er Sharpe, »und überlassen den Froschfressern den Wagen. Das sollte die Bastarde lange genug beschäftigen, sodass wir uns verpissen können.« Seine Pferde fraßen zufrieden Gras, während Sharpe die Entfernung zu den Dragonern abschätzte, deren bronzebeschlagenen Helme im Sonnenlicht golden funkelten.

Dann, kaum dass er zu dem Schluss gelangt war, dem Rat des Kutschers zu folgen, griff eine Schwadron blauuniformierter Reiter ein. Bei den Neuankömmlingen handelte es sich um britische Dragoner, die die Franzosen in einen Kampf Säbel gegen Säbel verwickelten. Der Kutscher steckte sein Messer weg, schnalzte mit der Zunge und fuhr los. Rasch sprangen die Riflemen auf den Wagen und ließen sich zum Waldrand schaukeln, aus dem immer mehr Pulverdampf quoll.

Dann donnerten schwere Geschütze im Norden, und Sharpe drehte sich auf dem Kutschbock um und schaute zurück. Der Rand des von den Briten gehaltenen Plateaus war in dichten Rauch gehüllt. Die Hauptbatterien hatten das Feuer in Richtung Osten eröffnet.

»Die Froschfresser greifen das Dorf wieder an«, sagte er.

»Ein übler Ort zum Kämpfen«, bemerkte Harper. »Seid froh, dass wir hier und nicht da sind, Jungs.«

»Und betet, dass die Scheißkerle uns hier draußen nicht den Weg abschneiden«, fügte Sergeant Latimer düster hinzu.

»Irgendwo muss man doch sterben. Nicht wahr, Mister Sharpe?«, rief Perkins.

»Mach du dir nur dein eigenes Bett, Perkins, mit Miranda neben dir«, erwiderte Sharpe. »Kümmerst du dich auch gut um das Mädchen?«

»Sie beschwert sich zumindest nicht, Mister Sharpe«, antwortete Perkins und handelte sich damit eine Reihe fröhlicher Sticheleien ein. Perkins hatte noch immer keine neue Jacke. Der Verlust der alten mit ihrem schwarzen

Armband, das ihn als Chosen Man ausgewiesen hatte, ärgerte ihn noch immer kolossal. Schließlich bekamen dieses Armband nur die besten und zuverlässigsten Riflemen.

Der Wagen rumpelte über einen zerfurchten Feldweg, der in Richtung Süden durch die Bäume und zu den Dörfern in der Ferne führte, die von den Franzosen überrannt worden waren. Die 7. Division marschierte nördlich des Waldes. Sie war auf dem Weg zurück zum Plateau, während die neu eingetroffene Leichte Division an der breiteren Straße Stellung bezog, die nach Portugal führte. Die sich zurückziehenden Bataillone marschierten langsam. Die hohe Zahl von Verwundeten in ihren Reihen zwang sie zum Schneckentempo, aber wenigstens marschierten sie noch und das mit wehenden Fahnen.

Der Kutscher riss an den Zügeln, um das Gespann zwischen den Bäumen zum Stehen zu bringen, wo die Leichte Division ein Depot errichtet hatte. Zwei Feldschere hatten dort ihre Instrumente ausgelegt, während ein paar Yards daneben die Regimentskapelle spielte. Sharpe befahl seinen Riflemen, beim Wagen zu bleiben, während er loszog, um neue Befehle einzuholen.

Die Leichte Division hatte sich auf der Ebene zwischen den Bäumen und den rauchenden Dörfern in Karrees aufgestellt, und die französische Kavallerie trottete vor diesen Karrees entlang und versuchte, sinnlose Salven zu provozieren. Die britische Kavallerie wiederum wurde als Reserve zurückgehalten und wartete darauf, dass die Franzosen näher kamen. Sechs leichte Geschütze feuerten auf die französischen Kanonen, während Gruppen von Riflemen die Felshaufen besetzten, mit denen die Felder übersät waren.

General Crauford, der jähzornige Kommandeur der Leichten Division, hatte dreieinhalbtausend Männer zur Rettung der 7. Division herangeführt, und jetzt standen diese dreieinhalbtausend Männer viertausend französischen Kavalleristen und zwölftausend Infanteristen gegenüber.

Und diese Infanterie rückte gerade in Angriffskolonnen von Poco Velha aus vor.

Brigadier General Robert Crauford hatte Sharpe sofort entdeckt. »Sharpe? Was, zum Teufel, machen Sie denn hier? Ich dachte, Sie hätten uns im Stich gelassen und sich den Weicheiern in Pictons Division angeschlossen.«

Sharpe erklärte, dass er eine Wagenladung Munition gebracht habe, die nun zwischen den Bäumen wartete.

»Uns Munition zu bringen ist reine Zeitverschwendung«, schnappte Crauford. »Wir haben jede Menge davon. Und warum, zum Teufel, verteilen Sie jetzt Munition? Man hat Sie degradiert, nicht wahr? Ich habe schon gehört, dass Sie Probleme haben.«

»Ich habe Verwaltungsaufgaben, Sir«, sagte Sharpe. Er kannte Crauford seit Indien, und wie jeder andere Plänkler in der britischen Armee hatte auch er gemischte Gefühle, was »Black Bob«, betraf. Manchmal hatte er so seine Probleme mit der harten, gnadenlosen Disziplin, die der Mann einforderte, aber er wusste auch, dass die Armee mit Crauford einen Offizier hatte, der Wellington als Soldat in nichts nachstand.

»Sie werden Sie opfern, Sharpe«, sagte Crauford mit sichtlichem Genuss. Er schaute Sharpe nicht an, sondern beobachtete die Horde französischer Kavallerie, die sich gerade auf einen konzertierten Angriff gegen die frisch eingetroffenen Bataillone vorbereitete. »Wie ich gehört habe, haben Sie ein paar Froschfresser an die Wand gestellt.«

»Ja, Sir.«

»Kein Wunder, dass Sie da in Ungnade gefallen sind«, sagte Crauford und brach in lautes Lachen aus. Seine Adjutanten saßen auf ihren Pferden hinter dem General. »Sind Sie eigentlich allein gekommen, Sharpe?«, fragte Crauford.

»Ich habe meine Grünröcke dabei, Sir.«

»Und wissen die Bastarde noch, wie man kämpft?«

»Ich denke schon, Sir.«
»Dann übernehmen Sie als Plänkler für mich. Das ist Ihre neue Verwaltungsaufgabe, Mister Sharpe. Ich muss die Division in sicherem Abstand von der Froschinfanterie halten, und das heißt, dass ihre Geschütze und Reiter uns ihre volle Aufmerksamkeit schenken werden. Aber ich erwarte von meinen Rifles, dass sie der Kavallerie den Tag verderben und die verdammten Kanoniere abknallen, und Sie können ihnen dabei helfen.« Crauford drehte sich im Sattel um. »Barratt? Verteilen Sie die Munition und schicken Sie den Wagen mit den Verwundeten wieder zurück. Na los, Sharpe! Und passen Sie mir ja schön auf. Wir wollen Sie hier doch nicht allein zurücklassen.«
Sharpe zögerte. Es war riskant, Black Bob Fragen zu stellen, einem Mann, der auf bedingungslosem Gehorsam bestand, aber er musste einfach Gewissheit haben. »Dann bleiben wir also nicht hier, Sir?«, fragte er. »Wir werden uns wieder auf das Plateau zurückziehen?«
»Natürlich gehen wir wieder zurück, verdammt! Warum, zum Teufel, sollten wir auch hier bleiben? Um Selbstmord zu begehen? Glauben Sie etwa, ich bin hierhermarschiert, um als Zielscheibe für die verfluchten Froschfresser zu dienen? Und jetzt sehen Sie zu, dass Sie wegkommen, Sharpe!«
»Jawohl, Sir.« Sharpe rannte zurück, um seine Männer zu holen. Plötzlich überkam ihn eine Mischung aus Hoffnung und Furcht. Denn Wellington hatte die Straßen nach Portugal aufgegeben. Jetzt hatten sie keine sichere Rückzugsmöglichkeit mehr, keinen Weg über die Furten des Coa. All das hatte Wellington dem Feind überlassen. Jetzt mussten die Briten und Portugiesen kämpfen, und wenn sie verloren, dann würden sie sterben und mit ihnen alle Hoffnung auf einen Sieg in Spanien. Jetzt bedeutete eine Niederlage nicht nur, dass Almeida entsetzt werden würde. Jetzt drohte der britisch-portugiesischen Armee die Vernichtung. In Fuentes de Oñoro tobte nun eine Schlacht auf Leben und Tod.

KAPITEL ZEHN

Der erste Angriff des Sonntags auf Fuentes de Oñoro wurde von derselben französischen Infanterie durchgeführt, die schon zwei Tage zuvor angegriffen hatte. Seitdem hatte sie sich in den Gärten und Häusern am Ostufer festgesetzt. Stumm sammelten sich die Infanteristen und nutzten dabei die Mauern der Obsthaine, um ihre Absicht zu verbergen.

Dann, ohne Eröffnungssalve oder auch nur eine Plänklervorhut, strömten sie über die eingestürzten Mauern und zum Fluss. Die schottischen Verteidiger hatten noch Zeit für eine Salve, dann waren die Franzosen im Dorf, stürmten gegen die Barrikaden oder kletterten über Wände, die in den zwei Stunden seit Sonnenaufgang im Artilleriefeuer eingestürzt waren. Die Franzosen trieben die Schotten tief ins Dorf zurück, und schließlich saßen zwei Kompanien Highlander in einer Sackgasse in der Falle. Die Angreifer rückten wütend gegen die in die Ecke getriebenen Männer vor, und ein wahrer Sturm von Musketenfeuer füllte die schmale Gasse.

Einige der Schotten versuchten zu fliehen, indem sie eine Hauswand zum Einsturz brachten, doch auf der anderen Seite warteten bereits die Franzosen und eröffneten sofort das Feuer, als die Wand zusammenbrach. Die überlebenden Highlander verbarrikadierten sich in den Häusern am Fluss, doch die Franzosen deckten die Fenster, Gucklöcher und Türen mit Musketenfeuer ein und führten dann leichte Geschütze heran, die über den Fluss schossen, bis schließlich alle schottischen Offiziere getötet waren und die benommenen Highlander kapitulierten.

Der Angriff gegen die in der Gasse festsitzenden Highlander hatte Männer vom Hauptvorstoß den Hügel

hinauf abgezogen, und so geriet der Angriff in der Dorfmitte ins Stocken. Die Warwicks, die wieder die Reserve bildeten, kamen vom Plateau herunter, um den verbliebenen Schotten zu helfen, und gemeinsam hielten sie die Franzosen zunächst auf und trieben sie dann zum Fluss zurück.

Der Kampf wurde auf mörderisch kurze Distanz ausgetragen. Musketen blitzten nur wenige Yards von ihren Zielen entfernt auf, und wenn sie abgeschossen waren, setzten die Männer sie als Knüppel gegen die Feinde ein oder stachen mit ihren Bajonetten zu. Alle waren heiser vom Schreien und all dem Staub und Rauch in der Luft, und die schmalen, gewundenen Straßen füllten sich rasch mit Blut und Leichen.

Die Schotten und Warwicks kämpften sich immer weiter den Hügel hinab, doch jedes Mal wenn sie versuchten, die Franzosen aus den letzten paar Häusern zu vertreiben, schossen die Geschütze in den Obsthainen mit Traubengeschossen auf sie und jagten sie wieder den Berg hinauf. Blut rann in den Fluss.

Die Verteidiger des Dorfes waren fast taub vom Lärm der Musketen und der Artillerie, aber sie waren noch nicht so taub, dass sie das bedrohliche Trommeln nicht gehört hätten. Weitere französische Kolonnen marschierten über die Ebene. Die britischen Geschütze auf dem Plateau feuerten Kugeln in die vorrückenden Formationen und Kartätschen über ihre Köpfe, doch die Kolonnen waren riesig, und die Verteidiger hatten nur ein paar Kanonen. Und so marschierte diese gewaltige Masse an Männern und Musketen in die östlichen Gärten, und dort angekommen, stießen die riesigen Männer mit ihren zotteligen Bärenfellmützen einen furchtbaren Kriegsschrei aus und stürmten über den Fluss und ins Dorf.

Diese neuen Angreifer waren Gardegrenadiere: die größten und tapfersten Kämpfer, die der Feind ins Feld führen konnte. Sie trugen mächtige Schnurrbärte und große

Schulterklappen, und die hohen Bärenfellmützen mit den Kokarden und Federbüschen darauf bezeugten ihren Elitestatus. Mit einem Triumphschrei auf den Lippen stürmten sie unter schwerem Feuer und mit funkelnden Bajonetten die Straßen hinauf.

Die müden Warwicks wichen zurück, und die Schotten folgten ihnen. Immer mehr Franzosen überquerten den Fluss, und die Flut der Blauröcke, die den Grenadieren in die Gassen und durch die Häuser folgten, schien kein Ende zu nehmen.

Der Kampf im unteren Teil des Dorfes war für die Angreifer besonders hart, denn allein die Wucht ihres Angriffs trug sie zwar tief ins Dorf, doch die vielen Toten und Verwundeten auf den Straßen hielten sie immer wieder auf. Grenadiere stürzten auf den Pflastersteinen, die vom Blut gefährlich glatt geworden waren, doch die Verteidiger waren einfach zu wenige, als dass sie sie noch hätten aufhalten können. Einige Rotröcke versuchten, die Straßen mit Salvenfeuer freizuräumen, doch die Grenadiere strömten durch die Nebenstraßen, Gassen und Gärten, um den britischen Kompanien in die Flanke zu fallen, die sich nur noch bergauf zurückziehen konnten. Verwundete flehten ihre Kameraden an, sie in Sicherheit zu tragen, doch die Angreifer waren so schnell, dass die Rotröcke keine Zeit mehr hatten. Sie liefen nur noch um ihr Leben. Kurz darauf hatten die Warwicks und die Highlander das Dorf aufgegeben und zogen sich in den Schutz des Friedhofs zurück.

Die ersten französischen Grenadiere stürmten aus dem Dorf und auf die Kirche zu, doch die Rotröcke, die hinter der Friedhofsmauer Schutz gesucht hatten, empfingen sie mit einer furchtbaren Musketensalve.

Die Männer in der ersten Reihe fielen, doch die dahinter sprangen über ihre sterbenden Kameraden hinweg und griffen die Mauer an. Bajonette und Musketenkolben flogen über den Stein, dann strömten die großen Franzosen über die Mauer. An einigen Stellen rissen sie sie sogar ein, und

schließlich jagten sie die Überlebenden zwischen den Gräbern und zerschossenen Holzkreuzen den Hang hinauf.

Immer mehr Franzosen kamen aus dem Dorf, um den Angriff zu unterstützen. Doch plötzlich flammten unzählige Musketen und Gewehre zwischen den Felsen weiter oben auf, und Kugeln flogen über den blutigen Hang hinweg. Grenadiere fielen und rollten den Berg hinunter. Dann raste eine zweite britische Salve über die verkohlten Gräber hinweg, als sich immer mehr Rotröcke an der Kante des Plateaus versammelten. Salve um Salve feuerten sie aus ihren Stellungen hinter der Kirche und vom Plateau hinunter, wo Wellington entsetzt die französische Flut beobachtet hatte, die fast bis zu den Hufen seines Pferdes geschwappt wäre.

Und so blieb der Angriff eine Weile stecken. Die Franzosen hatten das Dorf zuerst mit Toten und Verwundeten gefüllt, es dann erobert, und jetzt hielten sie auch den Friedhof. Ihre Soldaten hatten hinter Gräbern oder ihren eigenen Toten Schutz gesucht. Sie waren nur noch wenige Yards vom Plateau entfernt, nur wenige Yards vom Sieg, und hinter ihnen, auf der von Artilleriegeschossen vernarbten Ebene, marschierten noch mehr von ihnen, um den Angriff zu verstärken.

Nur noch ein letzter Sturm, und Frankreichs Triumph war vollendet.

Die Leichte Division hatte ihre einzelnen Bataillone in Kolonnen antreten lassen. Jede Kompanie bildete dabei ein Rechteck, vier Reihen tief und zwischen zwölf und zwanzig Mann breit. Diese Rechtecke schlossen sich dann zu einer Kolonne zusammen, die von oben betrachtet aussah wie eine Reihe schmaler roter Ziegelsteine. Dann, eins nach dem anderen, kehrten die Bataillone dem Feind den Rücken zu und marschierten nach Norden zum Plateau. Die französische Kavallerie jagte ihnen sofort hinterher, und die

Luft hallte von ihren Trompeten wider, als die Schwadronen zur Attacke bliesen.

»In Linie vor der Division!«, schrie der Colonel des Rotrockbataillons, das Sharpe am nächsten war.

Der Major, der die vorderen Kompanien befehligte, ließ den ersten Ziegelstein anhalten und befahl dem zweiten, sich mit ihm zusammenzuschließen, sodass eine vier Mann tiefe und vierzig Mann breite Linie entstand.

»Zusammenrücken!«, brüllten die Sergeants, und die Männer drückten sich aneinander, bis sie eine schnurgerade Wand bildeten. Während die beiden vorderen Kompanien damit beschäftigt waren, rief der Major den hinteren Befehle zu. »Abteilung, nach außen schwenkt! Hintere Abteilungen dicht zur Front!« Die französischen Trompeten erfüllten die Luft, und die Erde bebte unter dem Ansturm der Kavallerie, doch die Sergeants und Offiziere schienen sich davon nicht beeindrucken zu lassen. Ihre Stimmen klangen laut und ruhig. »Nach außen! Ruhig, jetzt! Hintere Abteilungen dicht zur Front!«

Die sechs Kompanien im Zentrum des Bataillons teilten sich nun in je vier Abteilungen auf. Zwei Abteilungen schwangen wie eine Tür nach rechts, zwei nach links. Die Männer in der Mitte jeder Abteilung verkürzten ihre Schrittlänge von dreißig auf zwanzig Zoll, während die ganz außen sie auf dreiunddreißig verlängerten. So formierten sie sich zu den Seitenwänden des Vierecks, dessen Fundament die ersten beiden Kompanien bildeten. Berittene Offiziere trieben ihre Tiere rasch in das Quadrat, das eigentlich mehr ein Rechteck war. Das Nordende bildeten dann die beiden Führungskompanien, und die restlichen füllten die Reihen schlicht auf.

»Halt! Rechts um!«, rief der Major, der den hinteren Teil der Division befehligte, den letzten beiden Kompanien zu.

»Vorbereiten auf Kavallerieangriff!«, brüllte der Colonel pflichtbewusst, als wäre der Anblick der Flut von französischen Reitern nicht Vorwarnung genug. Der Colonel

zog seinen Säbel und vertrieb mit der freien Hand eine Pferdebremse. Der Fahnentrupp stand neben ihm. Zwei junge Fähnriche trugen die Fahnen. Sie wurden von einem Trupp Chosen Men und kampferfahrenen Sergeants mit Piken bewacht.

»Hintere Reihe! Waffen ab!«, rief der Major. Die innerste Reihe des Quadrats würde als Reserve dienen. Die Kavallerie war jetzt nur noch hundert Schritt entfernt, und sie kam rasch näher.

»Vordere Reihe! Kniet nieder!«, rief ein Captain. Die Männer rammten ihre Musketen mit dem Kolben in den Boden, um die Formation durch eine undurchdringliche Wand aus Bajonetten zu schützen.

»Legt an!« Die nächsten beiden Reihen spannten die Hähne und richteten ihre Waffen aus. Das ganze Manöver war vollkommen ruhig und diszipliniert verlaufen, und beim Anblick angelegter Musketen und ausgerichteter Bajonette wichen die vorderen Kavalleristen dem stumm dastehenden Karree aus. Infanterie im Karree war vor Kavallerie genauso sicher, als hätten die Männer daheim im Bett gelegen, und das Rotrockbataillon hatte so schnell ein Karree gebildet, dass die französische Attacke ins Leere lief.

»Sehr schön«, sagte Sergeant Latimer anerkennend. »Sehr schön gemacht. Genau wie auf dem Exerzierplatz in Shorncliffe.«

»Geschütz rechts, Sir!«, rief Harper. Sharpes Männer hatten sich auf einem der Felshaufen positioniert, mit denen die Ebene geradezu übersät war, denn da waren sie vor den marodierenden Reitern sicher. Ihre Aufgabe war es, einzelne Reiter abzuschießen und vor allem die Kanoniere, die versuchten, das britische Karree zu zerschmettern. Denn Männer im Karree mochten ja vor Reiterei sicher sein, aber sie waren schrecklich verwundbar gegen Artilleriebeschuss.

Glücklicherweise waren die Kanoniere ebenso verwundbar gegen Baker Rifles. Eine Geschützmannschaft war keine zweihundert Schritt von Sharpe entfernt in Stellung

gegangen und richtete die Kanone auf das Karree aus. Zwei Männer hoben die Munitionskiste von der Protze, während ein dritter die Kanone mit Kugel und Traubengeschoss gleich doppelt lud.

Dan Hagman schoss als Erster, und der Mann, der die Kanone lud, wirbelte herum und klammerte sich an den Ladestock wie an das Leben selbst. Eine zweite Kugel schlug in das Kanonenrohr und hinterließ einen funkelnden Kratzer. Dann fiel ein weiterer Kanonier, und ein Pferd des Gespanns wurde getroffen, stieg und trat nach dem Tier daneben.

»Immer mit der Ruhe, Jungs«, sagte Sharpe. »Zielt ganz genau. Verschwendet keine Kugel.«

Drei weitere Grünröcke schossen, und ihre Kugeln überzeugten die Kanoniere davon, sich hinter ihr Geschütz und die Protze zu ducken. Die Kanoniere schrien ihren Dragonern zu, sie sollten gefälligst etwas gegen die Riflemen auf ihrem Felsennest unternehmen.

»Kümmert euch um den Dragoner-Captain«, sagte Sharpe.

»Das Karree ist auf dem Marsch!«, warnte Cooper Sharpe, als Horrell und Cresacre auf die weit entfernten Reiter schossen.

Sharpe drehte sich um und sah, dass sich das Rotrockkarree wieder zu einer Kolonne formierte, um seinen Rückzug fortzusetzen. Er wollte nicht zu weit weg vom Schutz der Musketen. Wie jeder kleine Trupp von Riflemen, der einen Rückzug sicherte, so drohte auch ihm und seinen Männern die Gefahr, durch die Kavallerie von den Rotröcken abgeschnitten zu werden, und Sharpe bezweifelte, dass die Franzosen heute Gefangene machen würden. Jeder Grünrock, den sie im Freien erwischten, war eine willkommene Zielübung für sie.

»Los!«, schrie er, und seine Männer sprangen von den Felsen und rannten in Richtung des Bataillons. Die französischen Dragoner machten sich an die Verfolgung, doch eine britische Kartätsche schlug sie blutig zurück.

Sharpe sah ein paar Bäume links des Bataillons, und er rief Harper zu, die Männer dort in Deckung zu führen.

Als sie zwischen den Eichen in Sicherheit waren, luden die Grünröcke nach und suchten nach neuen Zielen. Selbst für Sharpe, der schon in einem Dutzend Schlachten gekämpft hatte, war das, was er auf der Ebene sah, außergewöhnlich: Eine wahre Flut von Kavallerie strömte zwischen den sich zurückziehenden Bataillonen hindurch, doch außer zu schreien und zu grölen konnten sie nichts tun.

Die Infanterie marschierte einfach stumm weiter, ganz so, wie sie es in stundenlangem Drill gelernt hatte, denn alle wussten sie, dass der kleinste Fehler ihren Tod bedeuten könnte. Wenn sich eine Kolonne nur eine Sekunde zu langsam zum Karree formierte, würden die Kürassiere auf ihren schweren Pferden durch die Lücke stoßen und das unvollendete Karree von innen heraus zerhacken. Auf diese Weise konnte man selbst das diszipliniertste Bataillon binnen Sekunden ins Chaos stürzen, und die Ulanen und Dragoner würden die Flüchtlinge niederreiten. Doch keines der britischen Bataillone beging einen solchen Fehler, und der Frust der Franzosen wuchs mit jedem Schritt.

Trotzdem suchten die Franzosen immer weiter nach einer Gelegenheit. Wann immer sich ein Bataillon zur Kolonne formierte, um schneller vorwärts zu kommen, bliesen sie zur Attacke, doch sofort löste sich die Kolonne wieder auf und verwandelte sich in ein Karree und das mit der gleichen Präzision wie daheim in der Kaserne.

Ein paar ungestüme Froschfresser versuchten dann trotzdem noch anzugreifen. Doch kaum waren sie in Reichweite der Musketen, da wurden sie aus den Sätteln geschossen, oder eine Kartätsche aus einem leichten britischen Geschütz riss ganze Reitertrupps zu Boden. Also mussten die Franzosen immer wieder fliehen, und die Rotrockbataillone bildeten erneut eine Kolonne und marschierten stoisch weiter. Dann schauten die Reiter ihnen hinterher, bis ein weiteres Hornsignal sie wieder zum Angriff

trieb, doch nur, um erneut blutig zurückgeworfen zu werden.

Und immer und überall, vorn und hinten und zwischen den sich langsam zurückziehenden Bataillonen liefen Gruppen von Grünröcken herum und schossen auf alles, was sich bewegte. Immer mehr französische Kanoniere rückten nur widerwillig vor, und die Vernünftigeren unter den Reitern mieden die Nester der Grünröcke, die so übel stechen konnten. Die Franzosen hatten keine Gewehre, da der Kaiser die Waffe verabscheute. Er betrachtete sie als zu langsam für den Einsatz in der Schlacht. Doch heute ließen die Gewehre die Soldaten des Kaisers fluchen.

Und die Soldaten des Kaisers starben auch. Die disziplinierten Rotrockbataillone ließen kaum mal einen Toten zurück, doch die Kavallerie wurde unablässig mit Gewehr- und Geschützfeuer eingedeckt. Reiter ohne Pferd humpelten mit ihren Sätteln, Zaumzeug und Waffen nach Süden. Einige reiterlose Pferde blieben bei ihren Regimentern und schlossen sich den anderen an, wann immer eine Formation gebildet wurde, und sie galoppierten sogar zur Attacke, wenn die Trompeten ertönten.

Weit hinter der Kavallerie versuchten die französischen Infanteriedivisionen, zu den Kämpfen aufzuschließen, doch die Leichte Division marschierte schneller als die vorrückenden Franzosen. Wenn sich ein britisches Bataillon zur Kolonne formierte, um den Rückzug fortzusetzen, liefen die Männer im Rifletempo von hundertachtzig Schritt die Minute, schneller als jede andere Infanterie auf der Welt. Auch war der französische Marschschritt viel kürzer als der britische, und Craufords Leichte Division war auch noch speziell für diese Marschart ausgebildet. Obwohl sie dann und wann ein Karree bilden mussten, um die Kavallerie abzuwehren, konnten die Franzosen sie nicht einholen. Und im Norden, dort, wo die Leichte Division marschierte, formierte sich die britische Linie am Rand des Plateaus über Fuentes de Oñoro neu. Jetzt musste die Leichte Division nur

noch sicher nach Hause kommen, dann wäre die Armee wieder komplett und würde von steilen Hängen vor den angreifenden Franzosen geschützt.

Sharpe führte seine Männer eine Viertelmeile zurück und zu einem Felshaufen, wo seine Riflemen Deckung finden konnten. Zwei britische Geschütze arbeiteten dicht bei den Felsen und schossen Kugeln und Granaten auf eine gerade erst aufgebaute französische Batterie neben dem Wald, den Sharpe gerade hinter sich gelassen hatte.

In diesem Teil der Felder war der Strom der Kavallerie deutlich dichter, die immer noch nach einem verwundbaren Bataillon suchte. Zwei Regimenter, ein britisches und ein portugiesisches, zogen sich an den Geschützen vorbei zurück, und die schwitzenden Reiter folgten ihnen. Schließlich wurde der Druck der Reiter so hoch, dass sich die Kolonne wieder in ein Karree verwandelte.

»Die Scheißkerle sind einfach überall«, beschwerte sich Harper und schoss auf einen Jäger-Offizer. Die Geschütze feuerten inzwischen mit Kartätschen auf die Kavallerie und versuchten, sie von den beiden Infanteriequadraten zu vertreiben. Der Rückstoß riss die Geschütze auf ihren Lafetten hoch, und die Kanoniere säuberten die Rohre, luden sie wieder mit Kartätschen, stopften das Zündloch und duckten sich dann, als einer von ihnen den glühenden Zündstock an die Lunte hielt.

Die Kanonen feuerten mit ohrenbetäubendem Knall. Rauch quoll sechzig Fuß weit aus den Mündungen, und der Druck der Explosion presste das Gras herunter. Ein Pferd schrie, als sich die Musketenkugeln aus der Kartätsche verteilten und ihr Ziel trafen.

Die Bewegung in der feindlichen Reiterei deutete auf eine weitere Attacke hin, doch anstatt zu wenden und die nächste Kolonne anzugreifen, stürzten sich die Reiter auf die Geschütze. Blut troff von den Flanken der Pferde, als die Reiter ihnen wild die Sporen gaben und auf die verzweifelten Kanoniere zugaloppierten, die rasch

aufprotzten. Die Pferdegespanne wurden angehängt, doch die französische Kavallerie hatte den Angriffszeitpunkt gut gewählt, und die Kanoniere trieben die Tiere noch immer an, als die ersten Kürassiere die Batterie erreichten.

Eine Attacke britischer Dragoner rettete die Geschütze. Die blauuniformierten Reiter griffen von Norden her an und ließen ihre Säbel auf die schweren Helme der Kürassiere niedersausen. Immer mehr britische Kavallerie erschien in der Flanke der Artilleriegespanne, die nun in vollem Tempo nach Norden galoppierten. Die Kanonen hüpften über den unebenen Untergrund, die Kanoniere klammerten sich an der Protze fest, die Peitschen knallten, und überall um sie herum droschen Kavalleristen aufeinander ein.

Ein britischer Dragoner löste sich aus dem Gefecht. Sein Gesicht war nur noch eine blutige Fratze, und nicht weit von ihm entfernt fiel ein französischer Kürassier aus dem Sattel und wurde von den eisenbeschlagenen Rädern eines Artilleriegespanns zermalmt.

Dann verriet eine ohrenbetäubende Musketensalve, dass der chaotische Kampf in Reichweite des portugiesischen Karrees gekommen war. Sofort rissen die Franzosen ihre Pferde herum, und die beiden Kanonen waren in Sicherheit. Die Infanteristen jubelten den fliehenden Artilleristen zu. Dann hielten die Gespanne wieder an, und die Männer protzten ab, um den Kampf wieder aufzunehmen.

Sharpes Männer hatten sich inzwischen von den Felsen weggeschlichen und einem Rotrockbataillon angeschlossen. Ein paar Minuten lang marschierten sie mit den Kompanien, dann suchten sie sich eine neue Stellung zwischen Dornengestrüpp und Felsen.

Eine kleine Gruppe berittener Jäger in grünen Jacken und mit silbernen Schnüren an ihren Tschakos trottete dicht an ihnen vorbei. Die Franzosen bemerkten die Riflemen nicht. Immer wieder nahmen sie die Tschakos ab und wischten sich mit ihren ausgefransten roten Ärmeln den Schweiß von der Stirn. Ihre Pferde waren weiß von Schweiß. Eines hatte ein

blutverklebtes Bein, doch irgendwie hielt es mit den anderen mit. Der Offizier winkte seinem Trupp anzuhalten, und einer der Männer nahm seinen Karabiner, spannte die Waffe und zielte auf eine britische Geschützmannschaft, die sich im Osten gerade kampfbereit machte.

Hagman jagte dem Kerl eine Kugel in den Kopf, bevor er abdrücken konnte, und plötzlich fluchten die Jäger und versuchten, außer Gewehrreichweite zu galoppieren. Sharpe schoss, doch der Knall seines Gewehrs ging in der Salve seiner Männer unter. Ein halbes Dutzend Jäger galoppierte außer Reichweite, doch sie ließen viele Gefallene zurück.

»Erlaubnis, die Bastarde zu plündern, Sir«, bat Cooper.

»Na los. Aber jeder bekommt seinen Teil«, sagte Sharpe.

Cooper und Harris liefen los, um die Toten zu plündern, während Harper und Finn leere Feldflaschen zu einem Bach in der Nähe trugen. Sie füllten die Flaschen, während Cooper und Harris die grünweißen Uniformen der Toten aufschnitten und in den Tschakos und kurzen Stiefeln nach Wertsachen suchten. Kurz darauf kamen die beiden Riflemen mit einem französischen Tschako wieder zurück, der halb mit französischen, portugiesischen und spanischen Münzen gefüllt war.

»Die sind arm wie Kirchenmäuse«, beschwerte sich Harris und teilte die Münzen auf. »Wollen Sie auch was, Sir?«

»Natürlich will er«, sagte Harper und verteilte das weit wertvollere Wasser.

Die Männer fühlten sich wie ausgetrocknet. Ihre Münder waren trocken und von dem Schießpulver in den Patronen verbrannt, und jetzt spülten sie sich erst einmal die Münder durch und spien schwarzes Wasser, bevor sie den Rest tranken.

Ein fernes Krachen ließ Sharpe sich umdrehen. Fuentes de Oñoro lag nun nur noch eine Meile entfernt, und das Geräusch schien aus den schmalen, tödlichen Straßen zu kommen, wo Rauch in den Himmel stieg. Immer mehr

Pulverdampf sammelte sich am Rand des Plateaus, und das hieß, dass die Franzosen noch immer das Dorf angriffen.

Sharpe drehte sich wieder um und schaute zu den müden, verschwitzten Kavalleristen, die sich auf der Ebene verteilt hatten. Er suchte nach grauen Uniformen, sah aber keine.

»Zeit zu gehen, Sir?«, fragte Hagman. Sie wussten alle, dass sie abgeschnitten sein würden, wenn Sharpe sich nicht bald zurückzog.

»Ja, zurück«, sagte Sharpe. »Lauft zu der Kolonne da.« Er deutete auf eine Gruppe portugiesischer Infanterie.

Die Riflemen rannten, und sie erreichten die Portugiesen locker, bevor die rachsüchtigen Jäger sie mit einer halbherzigen Attacke erreichen konnten. Allerdings lockte die Attacke der Jäger andere Kavalleristen an, genug, um die Portugiesen ein Karree bilden zu lassen. Sharpe und seine Männer blieben in dem Karree und schauten zu, wie die feindliche Kavallerie um das Bataillon herumjagte.

Brigadier General Crauford hatte ebenfalls Zuflucht in dem Karree gesucht, und jetzt saß er auf seinem Pferd unter den Regimentsfahnen und beobachtete den Feind. Er sah stolz aus, und das war auch kein Wunder. Seine Division, die er zur besten in der ganzen Armee gemacht hatte, schlug sich fantastisch. Sie waren in der Unterzahl, sie waren umzingelt, und doch war niemand in Panik geraten, und nicht ein Bataillon war einer Kavallerieattacke zum Opfer gefallen. Die Leichte hatte die 7. Division gerettet, und jetzt rettete sie sich selbst mit atemberaubender Professionalität. Purer Drill siegte über französische Leidenschaft, und Massénas Angriff, der mit großer Übermacht gegen die rechte Flanke der Briten geführt worden war, lief nun ins Leere.

»Gefällt Ihnen das, Sharpe?«, rief Crauford von seinem Pferd.

»Wunderbar, Sir, einfach wunderbar.« Sharpes Kompliment war ernst gemeint und kam von Herzen.

»Das sind alles Gauner«, sagte Crauford von seinen Männern, »aber sie können kämpfen wie der Teufel,

stimmt’s?« Sein Stolz war verständlich und so groß, dass er sich sogar auf ein Gespräch einließ. Und es war auch noch ein freundliches Gespräch! »Ich werde ein gutes Wort für Sie einlegen, Sharpe«, sagte Crauford. »Schließlich sollte ein Mann nicht dafür diszipliniert werden, dass er den Feind getötet hat, aber ich glaube nicht, dass meine Hilfe Ihnen viel nützen wird.«

»Wird sie nicht, Sir?«

»Valverde ist ein seltsamer Bastard«, sagte Crauford. »Er mag die Briten nicht, und er will nicht, dass Wellington zum *Generalissimo* ernannt wird. Valverde glaubt, er sei besser geeignet dafür, dabei hat der Scheißkerl bis jetzt nur einmal gegen die Franzosen gekämpft, und dabei hat er sich in seine gelbe Hose gepisst und drei gute Bataillone verloren. Aber hier geht es nicht um den Soldaten, Sharpe. Hier geht es um Politik. Und Politik ist Scheiße. Jeder Soldat weiß, dass er sich nicht darauf einlassen sollte. Am besten wäre es, alle Politiker an die Wand zu stellen, diese schleimigen Bastarde, jeden Einzelnen von ihnen. Wenn es nach mir ginge, würde ich sie allesamt vor Geschütze binden. Als Dünger sind sie dann vielleicht doch noch zu etwas nutze. Sie und diese verdammten Advokaten.« Craufords Laune hatte sich bei dem Gedanken an diese beiden Berufe sichtlich verschlechtert. Er funkelte Sharpe an und führte sein Pferd unter die Fahnen zurück. »Ich werde ein gutes Wort für Sie einlegen, Sharpe«, sagte er noch einmal.

»Danke, Sir«, erwiderte Sharpe.

»Helfen wird Ihnen das zwar nicht«, wiederholte Crauford, »aber ich werde es versuchen.« Er beobachtete, wie sich die französische Kavallerie in der Nähe zurückzog. »Ich glaube, die Bastarde suchen sich ein neues Ziel!«, rief er dem portugiesischen Colonel zu. »Lassen Sie uns weitermarschieren! Zum Lunch sollten wir wieder bei der Linie sein. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag, Sharpe.«

Die 7. Division hatte schon längst wieder die Sicherheit des Plateaus erreicht, und jetzt stiegen die ersten Bataillone der

Leichten Division den Hang im Schutz der britischen Artillerie hinauf. Die britische und deutsche Kavallerie, die immer wieder attackiert hatten, um die französischen Horden fernzuhalten, führten nun ihre müden und verwundeten Tiere denselben Hügel hinauf, den auch die erschöpften und ausgetrockneten Riflemen hinaufstiegen. Die französischen Reiter konnten ihrem Feind nur noch hinterherschauen und sich fragen, warum sie über drei Meilen hinweg nicht ein einziges Bataillon hatten brechen können. Sie hatten eine Hand voll britischer Plänkler auf freiem Feld gestellt und getötet, doch dafür hatten sie Dutzende Soldaten und noch mehr Pferde verloren.

Die letzten Kolonnen der Leichten Division stiegen unter ihren Fahnen den Hügel hinauf, auf dessen Gipfel Kapellen zu ihrer Begrüßung spielten. Die britische Armee war nun wieder vereint, nachdem sie so gefährlich geteilt worden war, aber sie war auch von ihrer Heimatbasis abgeschnitten und musste sich einem noch weit heftigeren Vorstoß stellen.

Denn in Fuentes de Oñoro, dem Dorf, dessen Straßen bereits in Blut ertranken, gingen frische französische Einheiten zum Angriff über.

Maréchal Masséna ärgerte sich, als er sah, wie sich die beiden Teile des Feindes vereinten. Grundgütiger, er hatte zwei Divisionen Infanterie und seine gesamte Kavallerie geschickt, und doch war der Feind entkommen! Aber wenigstens waren die Briten und Portugiesen nun von den Furten über den Coa abgeschnitten, und wenn sie jetzt geschlagen wurden, dann musste Wellingtons Armee in die wilden Hügel und tiefen Täler des Berglands fliehen. Das würde ein Massaker werden. Die Kavallerie, die sich den ganzen Morgen über sinnlos verzettelt hatte, würde die Überlebenden durch die Hügel jagen, und alles, was dazu noch fehlte, war, dass Massénas Infanterie die letzten Verteidigungslinien bei Fuentes de Oñoro durchbrach.

Die Franzosen hielten jetzt sowohl das Dorf als auch den Friedhof. Ihre vordersten Reihen war nur noch wenige Yards vom Plateau entfernt, wo Portugiesen und Briten eine Salve nach der anderen den Hang hinunterjagten, die Friedhofserde aufwühlten und die Mauern des Dorfes zerschlugen. Die überlebenden Highlander hatten sich zusammen mit den Warwicks zurückgezogen, die die furchtbaren Straßenkämpfe überlebt hatten, und sich den portugiesischen *Caçadores* angeschlossen, den Rotröcken aus den englischen Grafschaften, den Plänklern aus Wales und den Hannoveranern, die König George III. die Treue geschworen hatten. Gemischt standen sie Schulter an Schulter, hielten die Höhe und tauchten Fuentes de Oñoro in Rauch und Blei.

Und im Dorf wimmelte es nur so von französischer Infanterie in den Straßen, die auf den Befehl für den letzten, glorreichen Angriff wartete, raus aus den rauchenden Häusern, über die zerbrochene Friedhofsmauer hinweg und zwischen den aufgewühlten Gräbern hindurch in den Rücken des Feindes. Links von ihnen würde die weiße, durchlöcherte Kirche sein und rechts die grauen Felsbrocken auf dem Gipfel, wo die britischen Riflemen lauerten. Und genau zwischen diesen beiden Landmarken führte die Straße den von Blut rutschigen Hang hinauf, den die Infanteristen nehmen mussten, um Frankreich den Sieg zu bringen.

Und Masséna versuchte jetzt, diesen Sieg zu sichern, indem er zehn frische Infanteriebataillone nach vorne warf. Wellington, das wusste er, konnte den Hang über dem Dorf nur verteidigen, indem er seine Männer vom Rest des Plateaus ab- und dort zusammenzog. Wenn es Masséna gelang, die britische Verteidigung andernorts zu schwächen, würde sich ihm vielleicht ein alternativer Weg hinauf eröffnen, doch dafür musste er erst einmal den Kamm über den Dorf in ein Massengrab verwandeln.

Die französischen Verstärkungen überquerten die Ebene in zwei großen Kolonnen, und ihr Erscheinen provozierte das Feuer von jedem britischen Geschütz auf dem Plateau. Kartätschen flogen über den Fluss und explodierten, Kugeln krachten in die Reihen, und die Granaten der Haubitzen schlugen im Herzen der Kolonnen ein.

Dennoch rückten die Kolonnen immer weiter vor. Trommlerjungen trieben sie an, und die Adler funkelten hoch über ihren Köpfen, als sie an den Toten der letzten Angriffe vorbeimarschierten. Einige der Franzosen hatten das Gefühl, geradewegs in die Hölle zu marschieren. Flammen und Rauch schlugen ihnen entgegen, und es stank nach drei Tagen Tod. Im Norden und Süden der Ebene herrschte frischer Frühling, doch an den Ufern des kleinen Flusses Dos Casas am Fuß von Fuentes de Oñoro gab es nur zerfetzte Bäume, ausgebrannte Häuser, eingestürzte Mauern, tote, sterbende und schreiende Männer, und auf dem Plateau über dem Dorf war nur Rauch zu sehen, denn die Kanonen, Gewehre und Musketen hämmerten unablässig auf die Männer ein, die auf den großen Angriff warteten. Die Schlacht konzentrierte sich nun nur noch auf diesen einzigen Ort, auf diese letzten paar Yards des Hangs über Fuentes de Oñoro.

Es war Mittag. Die Sonne strahlte mit voller Kraft, und die Schatten waren kurz, als die zehn frischen Bataillone ihre Formation auflösten, um durch die Gärten und zum Ostufer des kleinen Flusses zu laufen. Sie platschten durchs Wasser und rannten in Straßen hinauf, die von Toten und Verwundeten verstopft waren. Die neuen Angreifer stießen Jubelschreie aus, während sie rannten, um sich und den wartenden französischen Infanteristen für den letzten Sturm Mut zu machen. Sie füllten die Straßen und ergossen sich dann in breiten Strömen am oberen Ende des Dorfes auf den Friedhof. Es waren so viele Angreifer, dass die letzten Neuankömmlinge noch den Fluss überquerten, als die

Führungskompanien bereits über den Friedhof und in das Salvenfeuer stürmten.

Männer fielen unter den alliierten Salven, doch immer mehr kamen nach und kletterten über die Toten und Sterbenden hinweg. Andere rannten am Rand des Friedhofs die Straße hinauf. Ein ganzes Bataillon schwenkte nach rechts, um die Riflemen auf ihren Felsen unter Beschuss zu nehmen, und das Musketenfeuer trieb die Grünröcke zurück. Ein Franzose kletterte auf die Felsen und winkte triumphierend mit seinem Hut, bevor eine Gewehrkugel ihm die Lunge zerfetzte.

Immer mehr Franzosen kletterten die Felsen hinauf, von wo aus sie auf die große, siegreiche Flut ihrer Kameraden hinabschauen konnten, die sich die letzten paar Yards den blutigen Hang hinaufkämpften. Vorbei an den Toten der vorherigen Angriffe erreichten sie Gras, das noch nicht blutverschmiert war, und dann kamen sie an die Stelle, wo das Mündungsfeuer der Alliierten die Grasnarbe verbrannt hatte. Und sie kletterten immer weiter, und ihre Offiziere und Sergeanten trieben sie noch immer an, und die Trommlerjungen schlugen weiter den Takt für die gewaltige Welle, die sich nun in Richtung Plateau ergoss.

Massénas Infanterie tat genau, was ihr Maréchal von ihr wollte. Sie stiegen in den Schrecken der alliierten Salven hinauf und kletterten über so viele ihrer eigenen Toten, dass sie selbst blutverschmiert waren, und die Briten, Portugiesen und Deutschen wurden Schritt für Schritt zurückgetrieben, als immer mehr Männer aus dem Dorf strömten, um die Gefallenen zu ersetzen.

Als die ersten Franzosen oben ankamen, ertönte ein Jubelschrei. Eine ganze Kompanie Voltigeure war zur Kirche gerannt, hatte ihre Mauern und das Felsfundament als Deckung benutzt, und jetzt kletterten diese Männer die letzten paar Yards hinauf, erstachen mit ihren Bajonetten ein paar Rotröcke, die die Kirchentür verteidigten, und brachen

dann die Tür zu dem mit Verwundeten überfüllten Gotteshaus auf.

Ärzte sägten an zerschmetterten Armen und blutenden Beinen, als die französischen Voltigeure zu den Fenstern rannten und das Feuer eröffneten. Einer der Voltigeure wurde von einer Gewehrkugel getroffen und hinterließ eine Blutspur an der weiß getünchten Wand, als er zu Boden sackte. Die anderen Voltigeure duckten sich und luden nach, und als sie wieder durch das Fenster blickten, konnten sie bis tief auf das Plateau und ins Herz von Wellingtons Position sehen. In der Nähe standen Munitionswagen, und einer der Voltigeure lachte, als er einen englischen Offizier mit einem Schuss in Deckung trieb, der Splitter aus der Wand eines Wagens riss.

Die Ärzte schrien protestierend, als der Rauch und Lärm der Musketen die Kirche erfüllten, doch der kommandierende Offizier der Voltigeure brüllte sie an, sie sollten das Maul halten und weiterarbeiten. Auf der Straße außerhalb der Kirche verstärkte eine Welle französischer Angreifer die Helden, die bereits die Kante erobert hatten und die nun drohten, die feindliche Armee in zwei Teile zu spalten, bevor sie sie den gnadenlosen Säbeln der Kavallerie überantwortete.

Masséna sah, wie seine Blauröcke den Gipfel eroberten, und ein großer Stein viel ihm vom Herzen. Manchmal, dachte er, war es die größte Bürde eines Generals, seine Sorge zu verbergen. Den ganzen Tag über hatte er ein Selbstvertrauen vorgespielt, das er nicht im Mindesten empfunden hatte, denn der elende Major Ducos hatte recht gehabt, als er gesagt hatte, dass Wellington es liebe, eine Anhöhe zu verteidigen. Und so hatte Masséna immer wieder den Hügel von Fuentes de Oñoro angestarrt und sich gesorgt, dass seine tapferen Männer es nie über die Kuppe schaffen würden, um jenseits davon den Sieg einzufahren. Doch jetzt war es vorbei. Die Schlacht war gewonnen, und Masséna musste seine Sorge nicht länger verbergen. Er

lachte laut, lächelte sein Gefolge an und nahm einen Schluck von dem ihm angebotenen Brandy, um auf den Sieg zu trinken. Und der Sieg war ja so süß, so süß.

»Schicken Sie Loup nach vorne«, befahl Masséna jetzt. »Sagen Sie ihm, er soll die Straße durch das Dorf freimachen. Wir können ja keinen Nachschub durch Straßen bringen, die von Toten verstopft sind. Sagen Sie ihm, die Schlacht sei gewonnen und er könne seine Hure ruhig mitnehmen, wenn er sich nicht von ihr losreißen kann.« Und wieder lachte er. Das Leben war ja so schön.

Zwei Bataillone standen neben der Kirche bereit. Eines war berühmt, das andere eher berüchtigt. Das berühmte Bataillon war das 74th, alles Highlander, die für ihre Standhaftigkeit bekannt waren. Die Schotten brannten darauf, Rache für die Verluste zu nehmen, die ihr Schwesterregiment in den blutigen Straßen von Fuentes de Oñoro erlitten hatte, und dem 88th zu helfen, dem berüchtigten Bataillon. Das 88th galt als kaum zu führen, doch über sein Können in der Schlacht hatte sich noch nie jemand beschwert. Das 88th war ein hartes Regiment. Die Männer waren genauso stolz auf ihre Kampferfolge wie auf ihre Heimat, und diese Heimat war der wilde, öde und schöne Westen Irlands. Das 88th waren die Connaught Ranger, und jetzt würden sie zusammen mit dem 74th aus den Bergen Schottlands Wellingtons Armee retten.

Immer mehr Franzosen rückten über die Straße nach, und sie setzten sich am Gipfel fest. Jetzt war keine Zeit mehr, die Schotten und Iren in Linie aufzustellen. Sie konnten sich nur noch in kleinen Abteilungen aufs Zentrum der feindlichen Linie stürzen.

»Bajonette pflanzt auf, Jungs!«, bellte ein Offizier. Dann rannten die beiden Bataillone los. Dudelsäcke trieben die Schotten voran, und Kriegsschreie begleiteten den Angriff der Connaught Ranger. Beide Regimenter rannten so schnell

sie konnten, um den Feind mit voller Wucht zu treffen. Die schmale gemischte Linie der alliierten Infanterie teilte sich, um die beiden Kolonnen durchzulassen, und schloss sich dann wieder, als die Iren und Schotten auf die vorrückenden Franzosen prallten. Für Musketen war keine Zeit mehr, und es kam sofort zum Handgemenge. Die Franzosen wussten, dass ihnen der Sieg gehörte, wenn es ihnen gelang, diesen letzten Vorstoß des Feindes zurückzuschlagen, und die Schotten und Iren wussten, dass sie nur noch siegen konnten, wenn sie den Feind von der Kuppe warfen.

Und so schlugen sie zu. Die meiste Infanterie hätte einen Sturmangriff wenige Schritt vor dem Feind abgebrochen und erst einmal eine Musketensalve abgefeuert in der Hoffnung, dass sich der Feind eher zurückziehen als einen Nahkampf riskieren würde, doch die Highlander und die Männer aus Connaught ließen den Franzosen keine Wahl.

Die vordersten Reihen warfen sich mit vollem Gewicht gegen die französischen Angreifer und setzten ihre Bajonette ein. Sie schrien ihre Kriegsschreie auf Gälisch, und sie schlugen, droschen, traten und stachen, und die ganze Zeit über warfen sich immer mehr Männer von hinten in den Kampf. Die Offiziere der Highlander schlugen mit ihren schweren Claymores und die irischen Offiziere mit ihren leichteren Infanteriesäbeln. Sergeants rammten Piken tief in die dicht gedrängten Franzosen, und wenn sie jemanden aufspießten, dann drehten sie die Waffe, rissen sie wieder hervor und stachen abermals zu. Zoll für Zoll kämpfte sich der Gegenangriff nach vorne. Das war die Art von Kampf, wie ihn die Highlander schon immer gekannt hatten: Mann gegen Mann. Sie liebten es, das Blut des Feindes zu riechen, wenn sie ihn töteten. Und es war die Art von Kampf, für die die Iren in der eigenen Armee genauso gefürchtet waren wie beim Feind. Sie stießen immer weiter vor und kämpften teilweise so dicht aneinander, dass es mehr das Gewicht der Männer war, was die Angreifer vorwärts trieb, als die Schärfe ihrer Waffen. Männer rutschten aus und fielen auf die

Leichen am Rand des Plateaus, doch der Druck der Männer hinten schob die vorne immer weiter, und plötzlich wichen die Franzosen auf den steilen Hang zurück, und schließlich verwandelte sich ihr widerwilliger Rückzug in eine wilde Flucht zu den Häusern.

Riflemen eroberten die Felsen zurück, und Portugiesen jagten und töteten die Voltigeure in der Kirche. Iren und Schotten führten den wilden, lärmenden und blutigen Gegenangriff über den Friedhof, und einen Augenblick lang sah es so aus, als sei die Armee gerettet.

Dann schlugen die Franzosen zurück.

Brigadier Loup verstand, dass Masséna ihm nicht die Gelegenheit geben wollte, sich einen Namen in der Schlacht zu machen, doch das hieß nicht, dass er die Feindschaft des Maréchals auch akzeptierte. Loup verstand Massénas Misstrauen, und er hatte auch nicht wirklich ein Problem damit, denn er glaubte ohnehin, dass ein Soldat sich seine Gelegenheiten selber suchen musste. Die Kunst des Aufstiegs bestand darin, geduldig auf eine Gelegenheit zu warten und dann so schnell zuzuschlagen wie eine Schlange. Und auch jetzt, da man ihm die niedere Arbeit aufgetragen hatte, die Toten von den Straßen von Fuentes de Oñoro zu räumen, hielt er aufmerksam nach einer Gelegenheit Ausschau, die mehr dem Können seiner hervorragend ausgebildeten und kampferfahrenen Männer entsprach.

Sein Marsch über die Ebene war ruhig verlaufen. Die Kämpfe tobten an der Straße oberhalb des Dorfes, und die britischen Geschütze schien der Vormarsch der kleinen, einsamen Brigade nicht zu kümmern. Ein paar Kugeln schlugen zwischen Loups Infanteristen ein, und eine Kartätsche explodierte weit vor seinen grauen Dragonern, doch ansonsten blieb Loups Brigade vom Feind unbehelligt. Die beiden Infanteriebataillone der Brigade marschierten

links und rechts der Straße in Kolonne, und die Dragoner sicherten die Flanken in zwei großen Schwadronen, während Loup selbst unter seinem barbarischen Wolfsbanner in der Mitte der Formation ritt.

Juanita de Elia begleitete ihn. Sie hatte darauf bestanden, dem Ende der Schlacht beizuwohnen, und Maréchal Massénas selbstbewusste Versicherung, dass der Kampf so gut wie gewonnen war, hatte Loup davon überzeugt, dass Juanita schon nichts passieren würde. Trotzdem sollte sie ihn nicht weiter als bis zum Ostufer des Dos Casas begleiten. Und das armselige Abwehrfeuer der britischen Artillerie schien Massénas Selbstvertrauen zu bestätigen.

In den Gärten vor dem Dorf ließ Loup seine Dragoner absitzen. Die Pferde wurden in einem zerschossenen Garten festgebunden, wo sie bleiben würden, während die Dragoner die Straße östlich des Flusses frei räumten. Es gab hier nicht viele Hindernisse, die die schweren Trosswagen mit dem Nachschub für Almeida aufhalten konnten, nur eine zusammengebrochene Mauer und ein paar verbrannte Leichen. Nachdem die Dragoner die Durchfahrt also geräumt hatten, wurden sie über die Furt geführt, um mit der schwereren Arbeit im Dorf selbst zu beginnen.

Loup befahl Juanita, bei den Pferden zu bleiben, während er mit seinen beiden Infanteriebataillonen um das Nordende des Dorfes herummarschierte. Dort wollten sie dann damit beginnen, die Hauptstraße zum Gipfel zu säubern, und sich schließlich mit den Dragonern treffen, die vom Fluss kamen.

»Ihr müsst keine Rücksicht auf die Verwundeten nehmen«, sagte Loup zu seinen Männern. »Wir sind kein verdammter Rettungstrupp. Unsere Aufgabe ist es, die Straße zu räumen, nicht die Verwundeten zu versorgen. Also werft sie einfach beiseite. Dann können sie auf die Ärzte warten. Räumt den Weg frei, das ist alles, denn je schneller die Straße frei ist, desto eher bekommen wir unsere Geschütze rauf, um die Goddams fertigzumachen. An die Arbeit!«

Er führte seine Männer um das Dorf herum. Ein paar verirrte Plänklerkugeln flogen von oben über die Köpfe der Wolfsbrigade hinweg und erinnerten die Männer daran, dass die Schlacht noch nicht gewonnen war.

Loup, der seinen Männern entschlossen vorausmarschierte, fiel auf, dass nun fast schon auf dem Gipfel gekämpft wurde. Doch plötzlich ertönte ein lautes Geschrei, und es war klar, dass man die Schlacht noch immer verlieren konnte. Denn das Schreien markierte den Augenblick, da sich eine Phalanx von Rotrockinfanterie auf die französischen Angreifer stürzte und sie vom Gipfel vertrieb.

Jetzt stürmten die Briten unter ihren bunten Fahnen den Hang zum Dorf hinunter. Französische Voltigeure gaben ihre vorgeschobenen Stellungen zwischen den Felsen auf und flohen den Hügel hinab, um hinter den Mauern des Dorfes Schutz zu suchen. Panik breitete sich unter den Grenadieren aus, die immer weiter vor den rachsüchtigen Rotröcken zurückwichen, doch Loup überkam ein Hochgefühl. Offenbar hatte Gott einen anderen Plan für ihn als Maréchal Masséna. Die Aufräumarbeiten konnten warten, denn jetzt war Loups Gelegenheit gekommen.

Die Vorsehung hatte seine Brigade auf die linke Flanke des irischen Gegenangriffs geführt. Die Rotröcke stürmten schreiend den Hügel hinunter, spießten ihre Feinde auf und droschen auf sie ein, und sie schienen die beiden frischen Infanteriebataillone gar nicht zu bemerken. Hinter den Iren folgte die desorganisierte Masse der alliierten Infanterie. Alle wurden sie in den tödlichen Strudel um die Herrschaft über Fuentes de Oñoro hineingezogen.

»Bajonette pflanzt auf!«, rief Loup und zog seinen langen, geraden Dragonersäbel. Masséna hatte seiner Brigade also den Ruhm verwehren wollen, ja? Loup drehte sich um und sah sein heidnisches Banner mit dem Wolfsschwänzen unter dem goldenen Adler, und als der britische Gegenangriff das Dorf erreichte, befahl er seinen Männern vorzurücken.

Im Dorf herrschte das reinste Gemetzel. *»Vive l'Empereur!«*, schrie Loup und stürzte sich in den Kampf.

Sharpe zog dem toten Rifleman die Jacke aus. Der Mann war einer der Scharfschützen auf den Felsen gewesen, doch ein Voltigeur hatte ihn auf dem Höhepunkt des französischen Angriffs erschossen, und jetzt zog Sharpe ihm die blutige Jacke über die steifen, verdrehten Arme.

»Perkins! Hier!« Er warf dem jungen Rifleman die Jacke zu. »Lass dir von deinem Mädchen die Arme kürzer machen.«

»Jawohl, Sir.«

»Oder mach es selbst, Perkins«, fügte Harper hinzu.

»Ich bin mit der Nadel nicht so gut, Sarge.«

»Das sagt Miranda auch«, erwiderte Harper, und die Riflemen lachten.

Sharpe ging zu den Felsen über dem Dorf. Er hatte seine Riflemen unverletzt von ihrem Ausflug zur Leichten Division zurückgebracht, doch nur um von Major Tarrant sofort neue Befehle zu bekommen. Aber die Schlacht konzentrierte sich jetzt nur noch auf das Dorf, den Friedhof und die Kirche darüber, und die Männer brauchten weniger Munition als vielmehr Säbel, Bajonette und Gewehrkolben.

Captain Donaju hatte um Erlaubnis gebeten, sich den Männern anschließen zu dürfen, die die Franzosen vom Gipfel aus unter Beschuss nahmen, doch Tarrant machte die Nähe der Angreifer solche Sorgen, dass er der Real Compañía Irlandesa befohlen hatte, so nah wie möglich bei den Munitionswagen zu bleiben. Sicherheitshalber hatte er sogar die Ochsen und Pferde anspannen lassen.

»Wenn wir uns zurückziehen müssen«, hatte er Sharpe erklärt, »dann wird Chaos herrschen! Man muss auf alles vorbereitet sein.«

Also hatte sich die Real Compañía Irlandesa in einer schmalen Linie zwischen den Wagen aufgestellt, doch dann

hatte der Angriff der 74th Highlanders und der Connaught Ranger Tarrant einen Teil seiner Sorge genommen.

»Bei meiner Seel', Sharpe. Hier geht es wahrlich heiß her.«

Colonel Runciman hatte sich ständig bei den Munitionswagen herumgetrieben. Er war schier unglaublich nervös gewesen, doch nun wagte er sich wieder vor, um einen Blick auf das Chaos im Dorf zu werfen. Er gab die Zügel seines Pferdes einem der Riflemen und lugte vorsichtig über die Felskante.

Und es ging in der Tat heiß her. Das Dorf, das noch von den letzten Kämpfen nach Blut stank und qualmte, versank abermals in Blut, Schreien und Pulverdampf. Das 74th und das 88th waren tief in das Häuserlabyrinth vorgestoßen, doch jetzt geriet ihr Vorstoß ein wenig ins Stocken, als die Franzosen ihren Widerstand verstärkten. Die französischen Haubitzen am anderen Ufer beschossen wieder den Friedhof und die oberen Häuser. Der furchtbare Anblick ließ Runciman unwillkürlich schaudern. Er wich zwei Schritte zurück und stolperte über einen toten Voltigeur, dessen Leiche den Punkt markierte, bis wohin die Franzosen vorgedrungen waren. Runciman verzog das Gesicht und schaute auf den Toten hinab.

»Warum nennen sie die eigentlich Springer?«, fragte er.

»Springer?« Sharpe verstand die Frage nicht.

»Voltigeur, Sharpe«, erklärte Runciman. »Das ist Französisch für Springer.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Das weiß Gott allein, Sir.«

»Weil sie wie Flöhe hüpfen, wenn man auf sie schießt, Sir«, sagte Harper. Runciman schaute den Sergeant verwirrt an. »Und das hier ist ein guter Voltigeur, Sir«, fuhr Harper fort. »Er ist tot.«

Wellington war nicht weit weg von Runciman und Sharpe. Der General saß auf seinem Pferd an der Stelle, wo die Straße zwischen Kirche und Felsen wieder herauskam, und hinter ihm war nur noch der Tross. Im Norden und Westen bewachten seine Divisionen das Plateau gegen die

französische Bedrohung, doch hier, im Zentrum, wo der Feind fast durchgebrochen wäre, war nichts mehr übrig. Da waren keine Reserven mehr, und Wellington würde die äußeren Divisionen auch nicht zurückbeordern, um den Franzosen keine Hintertür zum Sieg zu öffnen. Die Highlander und Iren würden die Schlacht für ihn gewinnen müssen, und wie es aussah, rechtfertigten sie Wellingtons Vertrauen, denn sie nahmen ein blutiges Haus nach dem anderen ein.

Dann schlug die graue Infanterie an der Flanke zu.

Sharpe sah das Wolfsbanner im Rauch. Eine Sekunde lang war er wie erstarrt. Er versuchte, so zu tun, als hätte er es nicht gesehen. Er suchte nach einer Entschuldigung, irgendeiner, um nicht diesen furchtbaren Hang und in ein Dorf hinuntergehen zu müssen, das so nach Leichen stank, dass einem schlecht wurde.

Sharpe hatte schon einmal in Fuentes de Oñoro gekämpft, und dieses eine Mal hatte ihm gereicht, doch er zögerte nur kurz. Er wusste, dass er sich nicht drücken konnte. Sein Feind war nach Fuentes de Oñoro gekommen, um den Sieg für sich zu beanspruchen, und Sharpe musste ihn aufhalten. Er drehte sich um.

»Sergeant Harper! Richten Sie Captain Donaju meine besten Grüße aus und bitten Sie ihn, in Kolonne anzutreten. Vorwärts! Beeil dich, Pat!« Sharpe ließ den Blick über seine Männer wandern, die Hand voll guter Männer des 95th. »Schnappt euch euer Zeug, Jungs. Zeit, an die Arbeit zu gehen.«

»Was haben Sie vor, Sharpe?«, verlangte Runciman zu wissen.

»Wollen Sie unserer Untersuchungskommission ein Schnippchen schlagen, General?«, fragte Sharpe.

Runciman starrte ihn offenen Mundes an. Er verstand nicht so recht, was diese Frage sollte. »Nun ja, natürlich will ich das«, brachte er schließlich mühsam hervor.

»Dann gehen Sie zu Wellington, General«, sagte Sharpe, »und bitten Sie Seine Lordschaft um Erlaubnis, die Real Compañía Irlandesa in die Schlacht führen zu dürfen.«

Runciman wurde kreidebleich. »Sie meinen …?«, begann er, doch er konnte es schlicht nicht aussprechen. Er schaute zu dem Dorf hinunter, das in ein Schlachthaus verwandelt worden war. »Sie meinen …?«, begann er erneut und schnappte hörbar nach Luft. Er konnte sich noch nicht einmal vorstellen, in diese blutige Hölle hinunterzugehen.

»Wenn Sie es nicht tun, werde ich ihn darum bitten«, sagte Sharpe. »Um Himmels willen, Sir! Tapferkeit verzeiht alles! Tapferkeit macht Sie zum Helden! Tapferkeit verschafft Ihnen eine Frau! Und jetzt los!«, schrie er Runciman an, als wäre der Colonel ein einfacher Rekrut.

Runciman schaute ihn erschrocken an. »Begleiten Sie mich, Sharpe?« Er hatte genauso viel Angst vor Wellington wie vor dem Feind.

»Kommen Sie!«, schnappte Sharpe und führte einen aufgeregten Runciman zu dem düster dreinblickenden Häuflein Stabsoffiziere, die Wellington umgaben.

Hogan war auch dort. Besorgt beobachtete er, wie sich das Schlachtenglück wieder gegen die Alliierten wandte. Die Franzosen rückten erneut Zoll für Zoll den Hügel herauf und zwangen die Rotröcke, Portugiesen und Deutschen aus dem Dorf. Nur dass diesmal keine Musketen auf dem Gipfel des Hügels warteten, um den Feind unter Beschuss zu nehmen, wenn er den Hang hinauf und über den Friedhof rannte.

Runciman ließ sich ein Stück zurückfallen, als die beiden Männer die Stabsoffiziere erreichten, doch Sharpe bahnte sich einen Weg zwischen den Pferden hindurch und zog den widerwilligen Colonel hinter sich her. »Fragen Sie ihn«, sagte Sharpe.

Wellington hörte ihn und schaute die beiden Männer stirnrunzelnd an. Colonel Runciman zögerte, riss seinen Hut herunter und versuchte zu sprechen, doch außer einem unverständlichen Stottern brachte er nichts zustande.

»Mylord, General Runciman ersucht um die Erlaubnis …«, begann Sharpe kalt.

»… die Iren in die Schlacht zu führen.« Runciman brachte es doch noch über sich, den Satz zu beenden. »Bitte, Mylord.«

Einige der Stabsoffiziere lächelten bei der Vorstellung, dass der Generalfeldzeugmeister eine Kampfeinheit führen sollte, doch Wellington drehte sich im Sattel um und sah, dass die Real Compañía Irlandesa eine Kolonne gebildet hatte. Es war eine erbärmlich kleine Einheit, aber sie war da, in Formation, bewaffnet und schien begierig darauf zu sein zu kämpfen. Und da war sonst niemand. Der General schaute zu Sharpe und hob die Augenbrauen. Sharpe nickte.

»Weitermachen, Runciman«, sagte Wellington.

»Kommen Sie, Sir.« Sharpe zog den fetten Mann am Ärmel und weg vom General.

»Einen Moment!« Wellingtons Stimme war eiskalt. »Captain Sharpe?«

Sharpe drehte sich noch einmal um. »Mylord?«

»Der Grund, Captain Sharpe, warum wir keine feindlichen Gefangenen exekutieren, egal wie widerwärtig ihre Verbrechen auch sein mögen, ist der, dass der Feind es uns mit gleicher Münze heimzahlen würde.« Der General funkelte Sharpe mit kalten Augen an. »Habe ich mich klar genug ausgedrückt, Captain Sharpe?«

»Jawohl, Sir. Mylord.«

Wellington nickte knapp. »Gehen Sie.«

Sharpe zog Runciman weiter. »Kommen Sie schon, Sir!«

»Was soll ich nur tun, Sharpe?«, jammerte Runciman. »Was soll ich nur tun, um Himmels willen? Ich bin kein Kämpfer!«

»Bleiben Sie einfach hinten, Sir«, antwortete Sharpe, »und überlassen Sie alles andere mir.« Sharpe zog seinen schweren Säbel. »Captain Donaju!«

»Captain Sharpe?« Donaju war kreidebleich.

»General Wellington«, rief Sharpe so laut, dass jeder in der Real Compañía Irlandesa ihn hören konnte, »wünscht, dass

die Leibgarde des Königs von Spanien in das Dorf dort runtergeht und jeden verdammten Franzosen umbringt, den sie findet. Und die Connaught Ranger sind auch dort unten, und sie könnten ein wenig irische Hilfe gebrauchen, Captain. Sind Sie bereit?«

Donaju zog den Säbel. »Würden Sie uns wohl die Ehre erweisen und uns anführen, Captain Sharpe?«

Sharpe winkte seinen Riflemen, sich bei den Iren einzureihen. Dort unten brauchte man keine Plänkler. Dort wurde nicht auf Entfernung getötet. Dort unten in diesem gottverlassenen Dorf am Rande Spaniens herrschte ein furchtbares Gemetzel, und Sharpes Erzfeind war gekommen, um eine Niederlage doch noch in einen Sieg zu verwandeln.

»Bajonette, pflanzt auf!«, rief Sharpe. Kurz kam ihm der Gedanke, dass Lord Kiely seine Männer genau so hätte sehen wollen. Seine Lordschaft hätte es geliebt, seine Männer in einen selbstmörderischen Angriff zu werfen, und dieser Ort war genauso gut wie jeder andere für solch eine Geste. Keine Ausbildung der Welt konnte einen Mann auf eine Schlacht wie diese vorbereiten. Das hier war Straßenkampf, und entweder lag das einem Mann im Blut, oder er würde es niemals lernen.

»Vorwärts – Marsch!«, schrie Sharpe. »Im Laufschritt!« Und er führte die kleine Einheit über die Kuppe, wo die Erde von den Kanonen des Feindes aufgewühlt war, und dann den Hang hinunter und in den Rauch, das Blut und das Gemetzel.

KAPITEL ELF

Der obere Teil des Hangs war von Leibern übersät. Einige rührten sich nicht mehr, andere bewegten sich noch schwach. Ein Highlander spie Blut und brach dann auf einem Grab zusammen, das so von Kugeln und Granaten aufgewühlt worden war, dass Knochen aus dem Dreck ragten. Ein französischer Trommlerjunge saß neben der Straße und hielt seine Eingeweide in den Händen. Seine Trommelstöcke steckten noch immer im Bandolier. Stumm hob er den Kopf, als Sharpe an ihm vorbeirannte, dann brach er in Tränen aus. Ein Stück weiter lag ein toter Grünrock, der bei dem ersten Angriff gefallen war. Ein krummes, französisches Bajonett steckte zwischen seinen Rippen, und sein aufgerissener Bauch war schwarz von Fliegen. Eine Granate schlug neben der Leiche ein, und Splitter flogen über Sharpes Kopf hinweg. Einer der Gardisten wurde zu Boden geworfen und brachte die beiden Männer hinter sich ins Stolpern.

Harper schrie sie an, den Mann liegen zu lassen. »Lauft weiter!«, brüllte er in harschem Ton. »Lauft weiter! Der Bastard soll sich um sich selbst kümmern! Kommt schon!«

Auf halbem Weg zum Dorf bog die Straße scharf nach rechts ab. Dort verließ Sharpe die Straße und sprang eine Böschung hinunter und in einen kleinen Flecken Buschland.

Loups Brigade war nicht mehr weit entfernt. Die graue Infanterie war vom Norden her in das Dorf vorgestoßen und drohte nun, die 88th in zwei Teile zu spalten. Loups Angriff hatte dem britischen Gegenangriff zunächst die Wucht genommen und ihn dann umgekehrt, und rechts von sich sah Sharpe Rotröcke, die sich aus dem Dorf zurückzogen, um hinter den Überresten der Friedhofsmauer Schutz zu

suchen. Ermuntert von Loups Beispiel stieß ein Schwarm Franzosen aus den unteren Häusern des Dorfes wieder vor.

Doch Loups Brigade hatte nun einen eigenen Feind, einen kleinen Feind zwar, aber auch einen, der etwas zu beweisen hatte. Sharpe führte die Real Compañía Irlandesa durch das Buschland, über ein kleines Bohnenfeld und dann noch einmal über eine Böschung und in die Flanke des nächstbesten Infanteriebataillons.

»Bringt sie um!«, schrie Sharpe. »Tötet sie!« Es war ein furchtbarer, wilder und auch passender Schlachtruf, denn die Real Compañía Irlandesa war weit in der Unterzahl, und wenn sie sich nicht mit aller Wut und Wildheit auf den Feind stürzte, würde sie sofort wieder zurückgeschlagen werden. Diesen Kampf konnten die Iren nur gewinnen, wenn sie gnadenloser und brutaler waren als der Feind.

»Erschlagt die Bastarde!«, schrie Sharpe. Seine Angst war groß und ließ seine Stimme rau und verzweifelt klingen. Die Furcht drehte ihm den Magen um, doch er hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass der Feind genauso litt und dass es den Tod bedeutete, wenn man dieser Angst nachgab. Der Schlüssel zum Sieg lag darin, so schnell wie möglich an den Feind heranzukommen, damit er seine Musketen nicht zum Einsatz bringen konnte. Denn waren sie erst einmal in Nahkampfreichweite, wurde das Ganze zur Straßenschlägerei.

Und so schrie Sharpe seine furchtbaren Ermutigungen, während er sich fragte, wie lange es wohl dauern würde, bis er sich ängstlich hinter einer Wand verkroch, doch gleichzeitig schätzte er den Feind genauso ein. Unmittelbar vor ihm war eine Gasse voller Feinde, und links von ihm befand sich eine niedrige Gartenmauer. Einige von Loups Männern waren in den Garten vorgedrungen, doch die meisten drängten sich durch die Gasse und zu dem größeren Kampf im Dorfzentrum.

Sharpe lief zu der Gasse. Franzosen drehten sich um und stießen Warnrufe aus. Ein Mann feuerte seine Muskete ab

und tauchte den Eingang der Gasse in weißen Rauch. Dann prallte Sharpe in die hinteren Reihen der grauen Infanterie und schlug zu. Die Erleichterung, endlich Feindkontakt zu haben, war enorm, und Sharpe legte all die Energie, die sich auf dem Weg den Berg hinab in ihm aufstaut hatte, in den ersten Schlag. Neben ihm erschienen Männer mit Bajonetten. Sie schrien und stachen, Männer, deren Angst sich in Berserkerwut verwandelt hatte. Andere Gardisten machten sich daran, den Garten zu säubern, während Donaju in eine andere Gasse vorstieß.

Es war ein schmutziger Kampf, und die ersten paar Augenblicke fanden Sharpes Männer ihn einfacher, als sie erwartet hatten, denn sie waren Loups Männern in den Rücken gefallen. Für gewöhnlich hielten sich da nur die auf, die dem Kampf weiter vorne lieber aus dem Weg gehen wollten. Doch je länger Sharpes Männer kämpften, desto näher kamen sie Loups besten Kämpfern und desto schwerer wurde der Kampf.

Sharpe sah einen Sergeanten mit dichtem Schnurrbart, der sich einen Weg nach hinten bahnte und die Männer sammelte. Er schrie seine Soldaten an, schlug nach ihnen und zwang die Feiglinge so, sich wieder umzudrehen und die Bajonette auf den neuen Feind zu richten. Doch dann wurde sein Kopf nach hinten geworfen und verschwand in einer Wolke von Blut, als eine Gewehrkugel ihn erledigte. Hagman und Cooper hatten sich ein Dach gesucht, von dem aus sie als Scharfschützen kämpfen konnten.

Sharpe stieg über die Leichen, schlug Musketen beiseite und stieß dann mit dem Säbel zu. Für weit ausholende Hiebe war hier kein Platz. Er konnte nur immer wieder zustechen und die Klinge drehen und rausreißen. Die einzige Führung, die jetzt noch von ihm erwartet wurde, war, dass seine Männer ihn kämpfen sahen, und die Real Compañía Irlandesa folgte ihm bereitwillig. Sie waren wie Hunde, die man zu lange an der Leine gelassen hatte, und jetzt wüteten sie wie die Teufel und säuberten eine Gasse nach der

anderen. Die Franzosen zogen sich vor dem erbitterten Angriff zurück und suchten nach einem Ort, den sie leichter verteidigen konnten.

Donajus Gesicht und Uniform waren voller Blut, als er sich auf einem kleinen, dreieckigen Platz wieder mit Sharpe vereinte. Ein toter Franzose lag auf einem Misthaufen, und eine andere Leiche versperrte eine Tür. Überall hatte man Leichen in die Gosse gestoßen oder in den Häusern gestapelt. Die Haufen der Toten verrieten den Schlachtverlauf. Erst waren da die Plänkler vom ersten Tag, dann die Highlander und die französischen Grenadiere mit ihren Bärenfellmützen, und ganz oben lagen Loups graue Uniformen. Durch die Spurrillen in der Straße floss das Blut. Überall herrschten Tod und Zerstörung, und die Männer waren begierig darauf, ihren Teil dazu beizutragen.

Hagman und Cooper sprangen von einem zerstörten Dach zum nächsten. »Bastarde links von Ihnen, Sir!«, rief Cooper von seinem Nest herunter und deutete auf eine Gasse, die von dem dreieckigen Platz bergab führte. Die Franzosen hatten sich weit genug zurückgezogen, um Sharpes Männern eine kurze Atempause zu verschaffen, in der sie nachladen oder ihre Wunden versorgen konnten. Einige tranken auch einen Schluck Rum aus ihren Feldflaschen. Tatsächlich waren ein paar sogar sternhagelvoll, doch das ließ sie nur umso besser kämpfen, und deshalb war Sharpe das egal. »Die Bastarde kommen, Sir!«, rief Cooper.

»Bajonette!«, brüllte Sharpe. »Und jetzt – vorwääärts!« Er zog das letzte Wort in die Länge, als er seine Männer in die Gasse führte. Sie war kaum sechs Fuß breit, wieder zu eng, um mit dem Säbel auszuholen. Die erste Biegung war knappe zehn Fuß entfernt, und Sharpe erreichte sie gleichzeitig mit den Franzosen.

Sharpe spürte, wie sich ein Bajonett in seiner Jacke verfing, und er hörte den Stoff reißen. Dann rammte er den eisernen Knauf seines Säbels in ein schnurrbärtiges Gesicht. Er kämpfte gegen einen Grenadier, der die gelben, fauligen

Zähne hinter den blutigen Lippen fletschte, als er versuchte, Sharpe in den Unterleib zu treten. Sharpe drosch mit dem Säbel nach unten, doch der Schlag wurde von dem schwarzen, schmierigen Bärenfell der Mütze abgefangen. Der Atem des Mannes stank. Der Grenadier hatte die Muskete losgelassen und versuchte nun, Sharpe zu erwürgen, doch Sharpe packte die Spitze seiner Klinge und stieß sie dem Mann quer in den Hals. Er drückte den Kopf des Grenadiers so weit zurück, dass er das Weiße in dessen Augen sehen konnte, und noch immer wollte der Kerl seinen Hals nicht loslassen. Also riss Sharpe die Klinge nach rechts, und seine Welt wurde rot, als der Säbel die Halsschlagader des Franzosen durchtrennte.

Sharpe kletterte über den zuckenden Leib des sterbenden Grenadiers. Vom Rum wahnsinnige Gardisten stießen mit ihren Bajonetten zu, schlugen mit ihren Kolben, traten und schrien einen Feind an, der ihrer Wildheit nichts entgegenzusetzen hatte. Gardist Rourke hatte seine Muskete zerbrochen und sich stattdessen einen verkohlten Dachbalken geschnappt, mit dem er nun auf die Franzosen eindrosch.

Der Feind wich zurück. Ein Offizier aus Loups Brigade versuchte, sie zu sammeln, doch Hagman knallte ihn vom Dach aus ab, und der Rückzug des Feindes verwandelte sich in eine wilde Flucht. Ein Franzose suchte Zuflucht in einem Haus, wo er seinen Kopf verlor, als einer der Gardisten durch ein Fenster schoss und ihm aus kürzester Distanz eine Kugel ins Gesicht jagte. Dann stürmten die restlichen Iren das Haus und töteten jeden französischen Flüchtling darin.

»Gott schütze Irland.« Harper ließ sich neben Sharpe zu Boden sinken. »Verdammt, das ist harte Arbeit.« Er atmete schwer. »Himmel, Sir, wissen Sie, wie Sie aussehen? Als hätte man Sie in Blut getaucht.«

»Nur dass das nicht mein Blut ist, Pat.« Sharpe wischte sich das Blut aus den Augen. Er hatte die Ecke einer Straße erreicht, die ins Zentrum des Dorfes führte. Ein toter

französischer Offizier lag mitten auf der Straße. Sein Mund stand offen, und Fliegen krochen heraus. Irgendjemand hatte ihm bereits die Taschen aufgeschnitten und ein einfaches Schachbrett aus Zelttuch mitsamt den Figuren in den Dreck geworfen. Angemalte Musketenkugeln dienten als Bauern.

Sharpe roch die Leiche, als er sich an die Straßenecke hockte und versuchte, in all dem Rauch zu erkennen, wie die Schlacht verlief. Sein Bauch sagte ihm, dass er sich jetzt hinter dem Feind befand, und wenn er nach rechts angreifen würde, könnte er Loups grauer Infanterie und den Grenadieren den Rückzug abschneiden, die sich nun untrennbar vermischt hatten. Und wenn der Feind glaubte, umzingelt zu werden, würde er vermutlich fliehen, und diese Flucht würde zu einem allgemeinen französischen Rückzug führen. Das könnte den Sieg bedeuten.

Harper spähte um die Ecke. »Da sind Tausende von den Scheißkerlen«, sagte er. Er hatte eine Pike dabei, die er einem toten Sergeant der Connaught Ranger abgenommen hatte. Doch Harper hatte vier Fuß vom Schaft der Pike abgebrochen, damit die Waffe auf engem Raum ein wenig handlicher war. Er schaute zu dem geplünderten französischen Offizier auf der Straße. »Ein Schachspiel bringt kein Geld«, sagte er. »Erinnern Sie sich noch an diesen Sergeant in Busaco, der die silbernen Schachfiguren gefunden hat?« Er packte die Pike mit festem Griff. »O Herr, bitte schick mir einen reichen Offizier.«

»An mir wird niemand reich werden«, knurrte Sharpe und lugte dann wieder um die Ecke und zu einer Barrikade mit toten Grenadieren. Dahinter wartete die französische Infanterie. »Wer hat geladen?«, fragte Sharpe die Männer, die in seiner Nähe hockten. »Nach vorn«, befahl er dem halben Dutzend, das die Hände hob. »Schnell! Wir gehen um die Ecke«, sagte er zu ihnen. »Wartet, bis ich den Befehl gebe, dann kniet nieder, schießt und stürmt so schnell ihr könnt. Pat? Du folgst uns mit dem Rest in fünf Schritt

Abstand.« Sharpe führte inzwischen eine wilde Mischung aus Riflemen, Connaught Rangern, Highlandern, Gardisten und *Caçadores* an. »Bereit, Jungs?« Er grinste sie an. »Dann –vorwäääärts!«

Sharpe schrie das letzte Wort und führte seine Männer um die Ecke. Die Franzosen hinter der Barrikade taten Sharpe den Gefallen und schossen vor lauter Panik viel zu früh und zu hoch.

»Halt! Kniet nieder!« Sharpe stand zwischen den knienden Schützen. »Ausrichten!«

Harper führte die zweite Gruppe bereits um die Ecke.

»Feuer!«, schrie Sharpe, und die Kugeln hieben noch in die ersten Reihen der Grenadiere ein, als Sharpes Männer bereits aus dem Pulverdampf stürmten und über die noch warmen Leichen kletterten. Die Franzosen vor Sharpe luden verzweifelt nach, doch ihre aufgepflanzten Bajonette waren den Ladestöcken im Weg, und so waren sie immer noch damit beschäftigt, als Sharpes Angriff sie erreichte und das Töten erneut begann.

Sharpes Schwertarm war schwer. Er war heiser, und seine Augen brannten von Pulverdampf, Schweiß und Blut, doch er durfte sich nicht ausruhen. Er stieß mit dem Säbel zu, drehte die Klinge, riss sie heraus und stieß wieder zu. Ein Franzose zielte mit der Muskete auf Sharpe, drückte ab und wurde dafür geblendet, als sich das Pulver in der Pfanne entzündete, aber nicht das im Lauf. Der Mann schrie, als ihn der Säbel traf. Sharpe war so müde vom Töten, dass er den Säbel mit beiden Händen hielt, die rechte Hand am Heft und die linke am unteren Teil der Klinge. So arbeitete er sich immer weiter vor. Das Gedränge war so groß, dass Sharpe sich manchmal kaum noch bewegen konnte, und er schlug, trat und biss um sich, bis sich die verdammten Franzosen entweder bewegten oder tot zusammenbrachen, sodass er über sie hinwegklettern konnte.

Harper schloss zu ihm auf. Ein Querstück unter der ein Fuß langen Pikenspitze sollte verhindern, dass die Waffe zu tief

in ein Pferd oder einen Mann eindrang, und Harper stieß die Klinge wiederholt genau so tief hinein und trat dann zu, um sie wieder herauszubekommen. Einmal, als ein französischer Sergeant versuchte, seine Männer zu sammeln, hob Harper einen Sterbenden hoch, den er gerade aufgespießt hatte und benutzte ihn als schreienden, blutenden Rammbock, um die Reihen des Feindes aufzubrechen. Zwei blutüberströmte Connaught Ranger hatten sich Harper angeschlossen, und zu dritt brüllten sie ihre irischen Kriegsschreie.

Highlander stürmten aus einer Gasse rechts von Sharpe. Er fühlte, dass sich das Schlachtenglück wieder wendete. Sie griffen jetzt bergab an und verteidigten sich nicht mehr bergauf, und die graue Infanterie von Loups Brigade zog sich mit dem Rest zurück.

Sharpe löste den Griff um den unteren Teil seiner Säbelklinge und sah, dass er sich die Hand aufgeschnitten hatte. Links von ihm blitzte eine Muskete in einem Fenster auf, und ein Gardist wurde herumgewirbelt und zu Boden geschleudert. Captain Donaju führte den Angriff auf das dachlose Haus an, und kurz darauf hallten die Schreie der Franzosen auf die Straße hinaus, die durch die winzigen Räume und in den Schweinestall gejagt wurden.

Rechts von Sharpe ertönte ein furchtbarer Triumphschrei, als eine Kompanie der Connaught Ranger zwei französische Kompanien in eine Sackgasse trieb. Die Iren machten sich ans blutige Werk, und kein Offizier wagte es, dem Schlachten Einhalt zu gebieten.

Unten auf dem Grasland nördlich von Poco Velha hatte diese Schlacht die feinsten und professionellsten Manöver seitens der Leichten Division gesehen, doch hier wurde auf die allerprimitivste Art gekämpft. Es war ein Albtraum, doch dieser Albtraum konnte die ganze Armee retten.

»Links!«, rief Harper, und Sharpe drehte sich um und sah grauuniformierte Franzosen durch eine Gasse kommen. Jetzt musste niemand mehr den Gardisten befehlen anzugreifen.

Sie stürmten einfach in die Gasse und warfen sich mit wildem Heulen auf den Feind. Die Real Compañía Irlandesa hatte die großartige Freude eines tödlichen, aber siegreichen Kampfs kennengelernt. Sie hatte Blut geleckt.

Ein Mann wurde von einer Kugel in die Brust getroffen, doch er spürte nichts, sondern schwang seine Muskete weiter wie einen Streitkolben. Donaju hatte schon lange keine Kontrolle mehr über seine Männer. Stattdessen kämpfte er genauso wie sie, und ein furchtbares Grinsen verzerrte sein blutverschmiertes Gesicht.

»Haben Sie Runciman gesehen?«, fragte Sharpe.

»Nein.«

»Na ja, er wird schon überleben«, sagte Sharpe. »Er ist nicht der Typ, der in der Schlacht stirbt.«

»Sind wir das?«, fragte Donaju.

»Das weiß Gott allein.« Sharpe ruhte sich kurz an einer Wand aus. Er atmete schwer. »Hast du Loup gesehen?«, erkundigte er sich bei Harper.

»Nein, Sir«, antwortete Harper. »Es ist keine Spur von dem Kerl zu sehen. Aber ich habe das hier für ihn aufgespart.« Er klopfte auf die Läufe seines Salvengewehrs, das er auf dem Rücken trug.

»Nein«, sagte Sharpe. »Der Bastard gehört mir.«

Ein Jubelschrei kündigte einen weiteren Vorstoß irgendwo im Dorf an. Die Franzosen wichen überall zurück, und Sharpe wusste, dass jetzt die Zeit gekommen war, um den Feind davon abzuhalten, sich neu zu formieren. Er führte einen Trupp Männer durch ein Haus, stieg über zwei französische Leichen und einen toten Highlander hinweg und gelangte auf der anderen Seite in einen kleinen Hinterhof. Er trat die Hoftür auf und sah nur wenige Yards entfernt Franzosen.

»Vorwärts!«, schrie er, rannte auf die Straße hinaus und führte seine Männer gegen die Überreste einer Barrikade. Musketen flammten auf, und irgendetwas schlug gegen Sharpes Gewehr, das er auf dem Rücken trug. Dann hackte

er sich mit seinem Säbel einen Weg über die Barrikade frei, und die Gardisten wuchteten Karren, Bänke und brennende Strohballen beiseite. In der Nähe brannte ein Haus, und der Rauch ließ Sharpe husten, als er den letzten Rest des Hindernisses wegtrat und ein Bajonett parierte, mit dem ihn ein kleiner, drahtiger Franzose aufspießen wollte. Harper erledigte den Kerl mit seiner Pike. Ein französisches Geschütz feuerte ein Traubengeschoss die Hauptstraße hinauf und warf damit ein Dutzend Highlander zur Seite, doch dann konnten die französischen Kanoniere nichts mehr sehen, denn eine Flut ihrer eigenen Leute versuchte, dem wütenden Gegenangriff der Alliierten über den Dos Casas zu entkommen.

Rechts von Sharpe brüllte jemand, und als er sich umdrehte, sah er Loup höchstpersönlich, der versuchte, die Franzosen wieder zu sammeln. Der Brigadier stand auf den Überresten der alten Steinbrücke, und er verfluchte die fliehenden Franzosen und versuchte, sie mit seinem Säbel zurückzutreiben.

Harper nahm sein Salvengewehr von der Schulter, doch Sharpe drückte es herunter. »Der Scheißkerl gehört mir, Pat.«

Ein paar Rotröcke verfolgten die Franzosen über den Fluss, als Sharpe zur Brücke rannte.

»Loup! Sie Bastard! Loup!«, schrie er. »Loup!«

Der Brigadier drehte sich um und sah den blutüberströmten Rifleman, der auf ihn zurannte. Loup sprang im selben Augenblick von der Brücke, als Sharpe in den Fluss watete. Die beiden Männer trafen sich auf halbem Weg. Bis zu den Oberschenkeln standen sie im blutroten Wasser, das von einer Wand aus Leichen gestaut wurde. Die Säbel schlugen aufeinander. Loup stieß nach Sharpe, doch der parierte und griff seinerseits an. Aber auch sein Hieb wurde abgewehrt. Er trat nach Loups Knie, doch das tiefe Wasser behinderte ihn, und fast wäre er gestürzt. Loup nutzte die Gelegenheit und schlug zu, aber Sharpe fing sich

im letzten Augenblick, wehrte den Schlag ab und stieß mit dem Heft nach dem Glasauge des Brigadiers. Der Brigadier sprang rasch zurück, stolperte, erlangte sein Gleichgewicht aber auch rasch wieder und griff erneut an.

Die eigentliche Schlacht ging ebenfalls weiter, doch sowohl die Briten als auch die Franzosen ließen die beiden Fechter in Ruhe. Die Franzosen suchten hinter den Mauern der Gärten am Ostufer Deckung, wo die ersten Angriffe begonnen hatten, und die Briten und Portugiesen jagten die letzten Reste des Feindes aus dem Dorf. Und gleichzeitig droschen im Fluss zwei Berserker aufeinander ein und führten ihre Säbel wie Knüppel.

Der Kampf war ausgeglichen. Loup war zwar der bessere Fechter, doch es fehlte ihm an Sharpes Größe und Reichweite. Außerdem war er es gewohnt, vom Pferd aus zu kämpfen und nicht zu Fuß. Die beiden schlugen, stachen und parierten, doch was sie boten, war keine Fechtkunst, sondern ein groteskes Zerrbild davon. Ihre Bewegungen wurden vom Fluss gebremst, und sie waren müde. Außerdem war eine Kunst wie das Fechten bei so schwerfälligen Waffen wie Kavalleriesäbeln verschwendet. Das Geräusch der beiden Klingen, die immer wieder aufeinanderkrachten, erinnerte an eine Schmiedewerkstatt.

»Bastard«, knurrte Sharpe und schlug zu. »Bastard«, sagte er erneut und stieß nach seinem Feind.

Loup parierte den Stoß. »Das ist für meine beiden Männer, die Sie ermordet haben«, sagte er, schlug von unten nach oben und zwang Sharpe so zu einer ungelenken Parade. Loup spie eine Beleidigung, als er mit dem Säbel nach Sharpes Gesicht stieß und der Rifleman zur Seite taumelte. Sharpe erwiderte den Stoß und schrie triumphierend, als er Loup an der Hüfte traf. Doch die Klinge drang nicht in Fleisch, sondern nur in die Säbeltasche und blieb dort hängen. Loup sprang sofort vor, um Sharpe den Todesstoß zu versetzen. Sharpe schloss ebenfalls die Lücke zwischen sich und seinem Feind und versuchte, Loup einen Kopfstoß

zu verpassen. Der Franzose wich aus und riss das Knie hoch. Sharpe schlug ihn mit der linken Faust, riss dann seinen Säbel heraus und versuchte, seinen Gegner im selben Augenblick mit dem Knauf zu treffen, als Loup ihn mit der Parierstange an der linken Schläfe erwischte.

Die beiden Männer taumelten auseinander. Sie starrten einander an, aber sie tauschten keine Beleidigungen mehr aus, denn sie brauchten all ihre Kraft für den Kampf.

Musketen feuerten über den Fluss, doch noch immer mischte sich niemand in das Duell ein. Briten und Franzosen erkannten gleichermaßen, dass dieser Kampf den beiden Männern allein gehörte. Eine Gruppe grauuniformierter Männer schaute vom Ostufer aus zu, und am Westufer feuerten Riflemen, Gardisten, Ranger und Highlander Sharpe an.

Mit der linken Hand schöpfte Sharpe Wasser und spritzte es sich auf den Mund. Er leckte sich die Lippen. »Zeit, dem ein Ende zu machen«, keuchte er und watete vorwärts. Loup hob seinen Säbel, als Sharpe die Waffe schwang, und er parierte einmal, zweimal, immer weiter. Sharpe hatte noch einen letzten, verzweifelten Rest Kraft gefunden, und er drosch wieder und wieder auf den Franzosen ein. Die Schläge folgten so schnell aufeinander, dass der Franzose keine Zeit mehr hatte, sich zu fangen und zum Gegenangriff überzugehen. Er wich immer weiter zurück, und Sharpe folgte ihm, und mit jedem mächtigen Schlag wurde Loups Verteidigung ein wenig schwächer. Dann sackte Loup unter einem mächtigen Hieb auf die Knie, und Sharpe schrie siegessicher, als er die schwere Klinge für den letzten, schrecklichen Schlag hob.

»Aufpassen, Sir!«, rief Harper.

Sharpe schaute nach links und sah einen grauuniformierten Dragoner auf einem grauen Pferd und mit einem glänzenden schwarzen Rosshaarschweif auf dem Helm, der ihm bis zur Hüfte reichte. Er hielt einen Karabiner in der Hand und zielte auf Sharpe. Sharpe sprang zurück

und erkannte, dass das schwarze Haar gar keine Helmverzierung war.

»Juanita!«, rief er. Sie würde Loup retten, so wie sie einst Lord Kiely vor dem Tod bewahrt hatte. Allerdings hatte sie Kiely gerettet, um hinter den britischen Linien bleiben zu können. Loup würde sie um der Liebe willen retten. »Juanita!«, rief Sharpe erneut, um sie an einen grauen Morgen in einem grauen Wolfsbett hoch in den Bergen zu erinnern.

Sie lächelte. Und sie schoss. Juanita wandte sich zur Flucht, doch Harper war mit seinem Salvengewehr schon im Wasser, und seine Kugeln rissen Juanita in einer Wolke aus Blut vom Pferd. Ihr Todesschrei war bereits verhallt, als sie auf dem Boden aufschlug.

Sharpe fiel ebenfalls. Er hatte einen furchtbaren Schlag an der rechten Schulter erhalten, und der Schmerz brannte wie Feuer bis hin zu seiner plötzlich gefühllosen Hand. Er taumelte und sank auf ein Knie, und Loup stand plötzlich über ihm und hob den Säbel. Rauch aus einem brennenden Haus waberte über den Fluss, als Loup seinen Triumph gen Himmel schrie. Dann schlug er zu.

Sharpe packte das rechte Fußgelenk des Franzosen mit der linken Hand und zog. Loup schrie im Fallen. Sharpe fletschte die Zähne und warf sich nach vorne. Er tauchte unter dem herabsausenden Säbel hinweg, packte seine eigene Klinge mit der blutverschmierten linken Hand und rammte sie quer gegen den Hals seines Feindes. Blut aus seiner Schulter floss den Fluss hinab, als er den Brigadier unter Wasser und ins Flussbett drückte. Er drückte den rechten Arm durch, hielt die Spitze mit der linken Hand und biss die Zähne gegen den Schmerz in seinem Arm zusammen, während er den kleineren Mann mit all seinem Gewicht weiter in den Fluss presste. Blasen erschienen in dem blutigen Wasser und trieben davon. Loup trat und schlug um sich, doch Sharpe hielt ihn fest. Er kniete im Fluss, sodass nur noch sein Kopf

und seine blutige Schulter über Wasser waren, und er ertränkte den Franzosen wie einen tollwütigen Hund.

Gewehre und Musketen feuerten am Westufer, als Sharpes Männer Loups Infanterie vom Ostufer vertrieben. Die grauen Infanteristen waren gekommen, um ihren Brigadier zu retten, doch Loup starb, erstickte an Wasser und Stahl und verlor allmählich das Bewusstsein. Eine Kugel schlug dicht neben Sharpe im Wasser ein, doch er blieb, wo er war, ignorierte den Schmerz und drückte seinem Feind weiter den Säbel auf den Hals. Und langsam, ganz langsam verschwanden die letzten Blasen. Langsam, ganz langsam wehrte sich nichts mehr unter Sharpe, und langsam, ganz langsam verstand Sharpe, dass er die Bestie erschlagen hatte.

Loup, sein Feind, war tot, und langsam, ganz langsam löste sich Sharpe von der Leiche, die nun an die Oberfläche trieb, während er blutüberströmt ans Westufer wankte, wo Harper ihn packte und in den Schutz der zerschossenen Mauer führte.

»Gott schütze Irland«, sagte Harper, als er Sharpe den nassen Säbel aus der Hand nahm. »Was haben Sie getan?«

»Ich habe gewonnen, Pat. Ich habe verdammt noch mal gewonnen.« Und trotz der Schmerzen grinste Sharpe. Denn er war ein Soldat, und er hatte verdammt noch mal gewonnen.

»Halten Sie gefälligst still, verdammt noch mal!« Der Arzt lallte, und sein Atem stank nach Brandy. Er verzog das Gesicht, während er die Sonde drehte, die tief in Sharpes Schulter steckte. Und der Arzt hatte auch eine kleine Pinzette, mit der er immer wieder schmerzhaft in die Wunde stach. »Die verdammte Kugel hat Fetzen Ihrer Uniform in die Wunde getrieben«, sagte er. »Warum zum Teufel tragen Sie auch keine Seide? Die wird nicht so zerfetzt.«

»Ich kann mir keine Seide leisten«, sagte Sharpe. Die Kirche stank nach Blut, Eiter, Scheiße und Urin. Es war Nacht, und die Kirche von Fuentes de Oñoro war voller Verwundeter beider Armeen, die in der von Binsenlichtern verräucherten Luft darauf warteten, dass sich die Ärzte mit ihren Haken, Sägen und Messern um sie kümmerten.

»Gott allein weiß, ob Sie das überleben werden.« Der Arzt zog ein weiteres Stück blutiger Wolle aus der Wunde und wischte die Pinzette an seiner schmutzigen Schürze ab. Er rülpste Sharpe ins Gesicht und schüttelte dann erschöpft den Kopf. »Die Wunde wird sich vermutlich entzünden. Das ist fast immer so. Sie werden wie eine Latrine stinken, dann fällt Ihr Arm ab, und in zehn Tagen sind Sie tot. Vorher kommt aber noch das Fieber. Sie werden brabbeln wie ein Irrer und schwitzen wie ein Pferd, aber daheim werden Sie ein Held sein. Natürlich tut das weh, Mann! Hören Sie gefälligst auf zu jammern wie ein Kind, verdammt noch mal! Ich habe jammernde Kinder noch nie ausstehen können. Und jetzt still gesessen, verdammt!«

Sharpe saß still. Der Schmerz der Sonde war kaum zu ertragen. Es war, als würde ihm jemand einen glühendheißen Fleischerhaken in die Schulter treiben. Sharpe schloss die Augen und versuchte, das Kratzen zu ignorieren, das jedes Mal zu hören war, wenn der Arzt auf der Suche nach der Karabinerkugel auf den Knochen traf. »Ha! Hab ich dich, du kleiner Bastard! Stillhalten!« Der Arzt schob eine kleine Pinzette in die Wunde. »Und eine Frau hat das getan, sagen Sie?«

»Ja, das war eine Frau«, antwortete Sharpe und hielt weiter die Augen geschlossen. Ein Gefangener aus Loups Brigade hatte bestätigt, dass Juanita in der Tat mit den Dragonern vorgerückt war. Niemand in Loups Brigade hatte geglaubt, dass die Franzosen noch einmal aus dem Dorf vertrieben werden könnten, und niemand hatte Juanita vor der Gefahr gewarnt. Nicht, dass sie sich davon hätte beeindrucken

lassen. Juanita war eine Abenteurerin gewesen. Sie hatte den Duft des Kampfes geliebt, und jetzt war sie tot.

Und Loup auch, und mit ihrem Tod war General Valverdes letzte Hoffnung darauf gestorben, einen Zeugen für Sharpes Geständnis zu finden, dass er die französischen Gefangenen an die Wand gestellt hatte. Jetzt gab es nur noch einen lebenden Zeugen dafür, und der war bei Sonnenuntergang in die Kirche gekommen, wo Sharpe auf den Arzt gewartet hatte.

»Sie haben mich gefragt«, hatte Runciman aufgeregt erzählt. Der Colonel war während der gesamten Kämpfe im Dorf gewesen, und obwohl niemand behaupten konnte, der ehemalige Generalfeldzeugmeister habe eine entscheidende Rolle gespielt, so konnte man doch nicht leugnen, dass Runciman im Angesicht größter Gefahr geblieben und nicht geflohen war.

»Wer hat Sie was gefragt, General?«, hatte Sharpe erwidert.

»Wellington und dieser verdammte spanische General. Sie haben mich direkt gefragt, ins Gesicht. ›Hat Captain Sharpe gestanden, die beiden Franzosen erschossen zu haben?‹ Das haben sie mich gefragt.«

Sharpe zuckte unwillkürlich zusammen, als ein Mann unter den Messern der Ärzte schrie. Die amputierten Arme und Füße lagen auf einem grausigen Haufen neben dem Altar, der als Operationstisch diente. »Sie haben Sie also gefragt«, sagte Sharpe, »und Sie lügen ja nicht.«

»Das habe ich auch nicht!«, sagte Runciman. »Ich habe gesagt, das sei eine absurde Frage. Kein Gentleman würde so etwas tun, und Sie seien schließlich Offizier und somit auch ein Gentleman. Solch eine Frage, habe ich mit allem Respekt zu Seiner Lordschaft gesagt, sei eine Beleidigung.« Runciman freute sich sichtlich. »Und Wellington hat mich unterstützt! Er hat Valverde gesagt, er wolle keine Vorwürfe mehr gegen britische Offiziere hören. Und es wird auch keine Untersuchungskommission geben, Sharpe! Man hat

mir zu verstehen gegeben, dass unser Handeln heute alle Fragen nach den traurigen Ereignissen in San Isidro überflüssig macht!«

Sharpe lächelte. Er hatte schon in dem Moment gewusst, dass ihm vergeben war, als Wellington ihn kurz vor dem Gegenangriff der Real Compañía Irlandesa noch einmal für die Erschießung der französischen Gefangenen getadelt hatte, doch Runcimans aufgeregter Bericht war eine willkommene Bestätigung dafür.

»Ich gratuliere, General«, sagte Sharpe. »Und was jetzt?«

»Jetzt geht es nach Hause, denke ich. Nach Hause. Nach Hause.« Runciman lächelte bei der Vorstellung. »Vielleicht kann ich mich ja bei der Miliz von Hampshire nützlich machen. Ich habe Wellington das vorgeschlagen, und er war so freundlich, mir zuzustimmen. Die Miliz, hat er gesagt, brauche Männer mit Kampferfahrung, Männer mit Visionen und Männer mit Erfahrungen als Führungsoffizier, und dann hat er freundlicherweise noch hinzugefügt, dass ich all diese Qualitäten besitzen würde. Wellington ist wirklich ein sehr freundlicher Mann. Meinen Sie nicht auch, Sharpe?«

»Sehr freundlich, in der Tat, Sir«, erwiderte Sharpe trocken und schaute zu, wie Sanitäter einen Mann festhielten, dessen Bein zitterte, als die Ärzte am Schenkel sägten.

»Ich gehe jetzt also wieder nach England zurück!«, verkündete Runciman voller Freude. »Das liebe England, Land des guten Essens und der vernünftigen Religion! Und Sie, Sharpe? Was haben Sie für die Zukunft geplant?«

»Ich werde weiter Froschfresser töten, General. Das ist alles, wozu ich nutze bin.« Er schaute zu dem Arzt und sah, dass der Mann mit seinem letzten Patienten fast fertig war. Sharpe atmete tief durch und bereitete sich auf die Schmerzen vor, die nun kommen würden. »Und die Real Compañía Irlandesa, General?«, fragte er. »Was geschieht mit ihr?«

»Cadiz. Aber sie werden als Helden dorthin gehen, Sharpe. Eine gewonnene Schlacht! Almeida ist nicht entsetzt, und

Masséna läuft nach Ciudad Rodrigo zurück. Bei meiner Seel', Sharpe, wir sind jetzt alle Helden!«

»Ich bin sicher, Ihre Eltern haben stets gesagt, dass Sie eines Tages ein Held werden würden, General.«

Runciman schüttelte den Kopf. »Nein, Sharpe, das haben sie nie gesagt. Sie hatten große Hoffnungen für mich, das will ich nicht leugnen, und das war auch kein Wunder, denn sie sind nur mit einem Kind gesegnet worden, und ich war dieser Segen, und sie haben mir viel mitgegeben, Sharpe, sehr viel – aber ich denke, Heldenmut gehörte nicht dazu.«

»Nun ja, jetzt sind Sie aber ein Held, Sir«, sagte Sharpe, »und wenn jemand daran zweifelt, erwidern Sie, ich hätte das gesagt.« Sharpe streckte den rechten Arm aus und schüttelte Runciman trotz der Schmerzen die Hand. Dann erschien Harper in der Kirchentür und hielt eine Flasche hoch, um Sharpe zu zeigen, dass ihn nach der Operation ein wenig Trost erwartete. »Ich sehe Sie dann draußen, Sir«, sagte Sharpe zu Runciman. »Es sei denn natürlich, Sie möchten zusehen, wie der Arzt die Kugel rausholt.«

»Grundgütiger, nein, Sharpe! Meine lieben Eltern haben immer gesagt, ich hätte nicht den Magen, um Medizin zu studieren, und ich fürchte, sie hatten recht damit.« Runciman wurde kreidebleich. »Ich werde Sie allein leiden lassen«, hatte er gesagt und sich das Taschentuch vor den Mund gehalten. Dann war er aus der Kirche gelaufen.

Jetzt zog der Arzt die Kugel aus der Wunde und drückte Sharpe einen schmutzigen Lumpen auf die Schulter, um die Blutung zu stillen. »Knochen sind nicht gebrochen«, erklärte er ein wenig enttäuscht. »Aber da sind ein paar Splitter von den Rippen abgesprungen, die Ihnen noch ein paar Tage lang Probleme bereiten werden. Vielleicht für immer, falls Sie denn überleben. Wollen Sie die Kugel behalten?«, fragte er Sharpe.

»Nein, Sir.«

»Auch nicht als Andenken für die Damen?«, hakte der Arzt nach und holte eine Flasche Brandy aus der Tasche seiner

blutverschmierten Schürze. Er nahm einen tiefen Schluck und wischte dann die Pinzette erneut an seiner Schürze ab. »Ich kenne da einen Mann bei der Artillerie, der Dutzende Kugeln, die man bei ihm rausgeholt hat, in Gold hat einfassen lassen, um eine Kette daraus zu machen«, erzählte der Arzt. »Er behauptet, jede einzelne von ihnen sei dicht an seinem Herzen gewesen. Er hat auch die Narben, um das zu beweisen, wissen Sie? Und er schenkt jeder Frau eine Kugel, mit der anbandeln will, und erzählt der dummen Schlampe, dass er immer von einer Frau wie ihr geträumt habe, wenn er wieder mal dem Tode nahe war. Er sagt, das funktioniert. Er ist zwar potthässlich, aber er sagt, die Frauen könnten es kaum erwarten, ihm die Hose runterzureißen.« Er bot Sharpe die Kugel noch mal an. »Wollen Sie das verdammte Ding wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.«

Der Arzt warf die Kugel weg. »Ich werde Sie dann mal verbinden«, sagte er. »Halten Sie den Verband feucht, wenn Sie am Leben bleiben wollen, und geben Sie nicht mir die Schuld, wenn Sie doch noch sterben.« Er wankte davon und befahl einem Sanitäter, Sharpe die Schulter zu verbinden.

»Ich hasse Ärzte«, sagte Sharpe, als er sich vor der Kirche zu Harper gesellte.

»Mein Großvater hat das Gleiche gesagt«, sagte der Ire und bot Sharpe den erbeuteten Brandy an. »In seinem ganzen Leben war er nur einmal beim Arzt, und eine Woche später war er tot. Allerdings war er zu der Zeit auch schon sechsundachtzig.«

Sharpe lächelte. »Ist das derselbe, dessen Bulle über die Klippe gestürzt ist?«

»Aye, und er hat den ganzen Weg nach unten geschrien. Genau wie Grogans Schwein, als es in den Brunnen gefallen ist. Ich glaube, wir haben eine Woche lang gelacht, und das verdammte Schwein hatte noch nicht mal einen Kratzer! Es war nur nass.«

Sharpe lächelte wieder. »Irgendwann musst du mir das mal erzählen, Pat.«

»Dann bleiben Sie also bei uns?«

»Es wird keine Untersuchungskommission geben«, sagte Sharpe. »Das hat Runciman mir erzählt.«

»Sie hätten gar nicht erst darüber nachdenken dürfen«, schnaubte Harper verächtlich. Dann nahm er Sharpe die Flasche wieder ab und hob sie an den Mund.

Sie wanderten durch das Lager, über dem der Rauch der Kochfeuer hing, und die Luft war vom Schreien der Verwundeten erfüllt, die noch auf dem Schlachtfeld lagen. Doch diese Schreie wurden immer schwächer, je weiter sich Sharpe und Harper vom Dorf entfernten.

An den Feuern sangen die Männer von ihrer Heimat, und der Gesang war so sentimental, dass auch Sharpe so etwas wie Heimweh empfand. Doch seine Heimat war nicht England. Seine Heimat war hier in der Armee, und er konnte sich nicht vorstellen, diese Heimat jemals zu verlassen. Er war Soldat, und er marschierte, wohin er befohlen wurde, und wenn er dort ankam, dann tötete er die Feinde des Königs. Das war seine Arbeit, und die Armee war seine Heimat, und er liebte beides, obwohl er wusste, dass er für jede Beförderung, die andere als selbstverständlich erachteten, kämpfen musste wie eine Straßenratte. Und er wusste auch, dass man ihn nie nach seiner Geburt, nach seinem Verstand oder nach seinem Reichtum beurteilen würde, sondern nur nach dem letzten Kampf, den er gekämpft hatte, und dieser Gedanke ließ ihn lächeln. Denn Sharpe hatte seine letzte Schlacht gegen den besten Soldaten Frankreichs gekämpft, und Sharpe hatte den Bastard ersäuft wie eine Ratte. Sharpe hatte gewonnen. Loup war tot, und sie war endlich vorbei: Sharpes Schlacht.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Die königliche Garde Spaniens bestand in der napoleonischen Zeit aus vier Kompanien: der spanischen, der amerikanischen, der italienischen und der flämischen. Doch eine Real Compañía Irlandesa gab es leider nicht. Es gab jedoch drei irische Regimenter in der spanischen Armee (de Irlanda, de Hibernia und de Ultonia). Jedes bestand aus irischen Exilanten und ihren Nachkommen. Und auch in der britischen Armee dienten jede Menge Iren. Im Spanienfeldzug bestanden manche britischen Regimenter zu mehr als einem Drittel aus Iren, und wäre es den Franzosen gelungen, diese Männer zur Meuterei zu bewegen, die Armee hätte nicht mehr funktioniert.

Und im Frühjahr 1811 befand sich die Armee ohnehin schon in einer recht verzweifelten Situation, doch nicht wegen innerer Probleme. Es war ein reines Zahlenproblem. Die britische Regierung hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannt, dass sie mit Wellington endlich einen General hatte, der zu kämpfen wusste, und so schickten sie ihm nur selten Verstärkung. Dieser Mangel an ausgebildeten Soldaten wurde teilweise durch die hervorragenden portugiesischen Bataillone ausgeglichen, die unter Wellingtons Befehl standen. Einige Divisionen wie zum Beispiel die 7. hatten sogar mehr portugiesische als britische Soldaten, und jeder Bericht aus dieser Zeit lobt die soldatischen Fähigkeiten dieser Alliierten. Die Beziehungen zu Spanien waren hingegen nie leicht oder fruchtbar, auch nicht, nachdem General Alava Wellington als Verbindungsoffizier zugeteilt worden war. Alava wurde ein enger Freund von Wellington, und er war sogar noch bei Waterloo an seiner Seite. Irgendwann ernannten die Spanier

Wellington dann doch noch zum *Generalissimo* ihrer Armeen, doch damit warteten sie bis nach der Schlacht von Salamanca im Jahre 1812, als die Franzosen aus Madrid und Zentralspanien vertrieben waren.

Doch im Jahre 1811 standen die Franzosen noch dicht an Portugal, in das sie in den vergangenen drei Jahren gleich zweimal eingefallen waren. Ciudad Rodrigo und Badajoz versperrten Wellington den Weg nach Spanien, und bis zum Fall dieser beiden Festungen (Anfang 1812) konnte niemand sicher sein, dass die Franzosen nicht doch noch mal in Portugal einmarschieren würden. Nach der Schlacht von Fuentes de Oñoro war solch eine Invasion zwar eher unwahrscheinlich geworden, unmöglich aber nicht.

Fuentes de Oñoro war nie eine von Wellingtons »Lieblingsschlachten«. Das waren die, von denen er seinem Stab immer wieder gern erzählte. Assaye in Indien war die Schlacht, auf die er besonders stolz war, und Fuentes de Oñoro ist vermutlich genau das Gegenteil davon. Dort beging Wellington einen seiner seltenen Fehler, als er die 7. Division vom Rest der Armee wegschickte, doch die Leichte Division unter Crauford machte diesen Fehler durch ihr Können wieder gut. Ihre Leistung beeindruckte jeden, der sie sah. Die Division war von jeglicher Hilfe abgeschnitten, und sie war umzingelt. Dennoch zog sie sich in Sicherheit zurück und hatte dabei nur eine Hand voll Verluste zu beklagen. Die Kämpfe im Dorf waren da weit schlimmer. Es war ein einziges Gemetzel, und in den Straßen stapelten sich die Toten und Sterbenden, doch zu guter Letzt hielten die Alliierten die Höhe und verweigerten Masséna den Weg nach Almeida, auch wenn die Franzosen tapfer gekämpft und zwischenzeitlich sogar die Kirche erobert hatten. Enttäuscht verteilte Masséna anschließend die Vorräte, die für Almeida bestimmt gewesen waren, in seiner eigenen hungrigen Armee und marschierte zurück nach Ciudad Rodrigo.

So hatte Wellington trotz seines Fehlers gesiegt, doch dieser Sieg wurde durch die Flucht der Garnison von

Almeida getrübt. Diese Garnison war von Sir William Erskine belagert worden, der unglücklicherweise nicht allzu viele »lichte Momente« hatte. Der Brief der Horse Guards, der Erskines Wahnsinn beschreibt, ist echt und illustriert eines der Probleme, mit denen Wellington in diesem Krieg zu kämpfen hatte. Erskine tat rein gar nichts, als die Franzosen die Verteidigungsanlagen von Almeida sprengten, und er schlief tief und fest, als die Garnison mitten in der Nacht floh. Eigentlich hätte die gesamte Garnison gefangen genommen werden müssen, doch stattdessen entkamen die Franzosen der halbherzigen Blockade und verstärkten die riesigen französischen Armeen in Spanien.

Die meisten dieser Armeen kämpften gegen Guerilleros und nicht gegen britische Soldaten, und ein Jahr später sollten einige von ihnen gegen einen noch weit grausameren Feind kämpfen: den russischen Winter. Doch die Briten hatten auch viele Härten zu ertragen, Härten, die Sharpe und Harper gemeinsam erdulden und glücklich überleben werden.